

Altfranzösisc... Sagen

Adelbert von Keller



Inhalt.

Seite

Sanct Brandan.

Brandan war ein heiliger Mann, ein Sohn des Synlocha, Enkel Altydes, aus dem Geschlechte des Eogene, und war geboren in dem Bezirk Scamle in der Mumensier Lande. Dieser Brandan war ein Mann von großer Enthaltsamkeit und edeln Tugenden, und war der geistliche Vater von dreitausend Mönchen. Als er einst im Gebete begriffen war, an dem Orte, welcher jetzt der Hain der Tugenden Brandans heißt, geschah es, daß ein Abt zu ihm eintrat um Abendszeit, genannt Barintes, der Neffe Neils. Als der heilige Vater ihn über sein Begehr ausfragte, begann Barintes zu weinen, fiel auf die Erde nieder und verharrte lange Zeit im Gebete, aber Sanct Brandan nahm ihn vom Boden auf und küßte ihn. Lieber Vater, sprach er, warum wird uns Traurigkeit durch dein Kommen? Kamst du nicht zu unserem Troste? Du solltest lieber uns ergetzen, als uns Unlust verursachen. Zeige uns das Wort Gottes und erheitere unsere Seelen durch die verschiedenen Wunder, die du auf dem Meere gesehen hast.

Darauf begann Sanct Barintes dem heiligen Brandan

von einer Insel zu erzählen und sprach: Mein Sohn Mernoc, der Versorger der Armen Jesu Christi, trennte sich von mir, und wollte einsam leben. Er fand eine Insel in der Nähe des grossen Felsen, und diese Insel hieß die köstliche. Nach langer Zeit wurde mir gemeldet, er habe mehrere Mönche bei sich und Gott habe viele Wunder durch ihn kund gethan. Demzufolge ging ich zu ihm, um meinen lieben Sohn zu besuchen, und als ich auf drei Tagereisen zu ihm vorrückte, kam er mir mit seinen Brüdern entgegen, denn unser Herr hatte ihm meine Ankunft geoffenbart. Als wir sodann auf der vorbesagten Insel anlangten, kamen die Brüder uns aus verschiedenen Häuschen und Zellen entgegen, wie ein Schwarm von Bienen; denn sie wohnten zerstreut, aber dessen ungeachtet war ein beständiger Verkehr in Glauben, Liebe und Hoffnung unter ihnen begründet. Ihre Erholung war, Gott zu dienen in einer Kirche. Von Fleisch wurde ihnen nichts zu essen gegeben, sondern ihre Speise war Obst, Nüsse und Wurzeln, und Kräuter aller Art. Nach dem Abendgebet zog sich jeder der Brüder in seine kleine Zelle zurück und verharrte daselbst bis zum Hahnenschrei oder bis die Glocke rief. Als ich aber mit meinem Sohne eines Tags auf der ganzen Insel umher ging, führte er mich an das Meeresufer, gegen Abend hin, wo ein Schifflein stand, und sagte zu mir: Mein lieber Vater, treten wir in dieses Fahrzeug und schiffen gegen Abend und nach der Insel, welche heißt das Land der Verheißung der Heiligen, welches Gott unsern Nachfolgern in der jüngsten Zeit geben wird.

So begannen wir denn zu schiffen, und Wolken bedeckten uns rings umher, so daß wir kaum das Vordertheil oder das Hintertheil unseres Schiffes sehen konnten. Als wir so eine gute Weile gefahren waren, umleuchtete uns auf einmal eine große Helle, und es zeigte sich ein schönes grünes und mit Früchten reich begabtes Land. Sobald unser Schiff dasselbe erreicht hatte, stiegen wir aus, gingen umher und trieben uns so wohl vierzehn Tage hin, ohne das Ende der Insel finden zu können. Nirgends sahen wir dort ein Kraut ohne Blüthe, noch einen Baum ohne Frucht; alle Steine dieser Insel aber gehören zu der edeln Art. Am fünfzehnten Tage endlich fanden wir einen Fluß, der von Morgen nach Abend lief. Wir betrachteten alles umher und wußten nicht, was wir anfangen sollten. Endlich entschlossen wir uns, über den Fluß zu setzen, aber wir wollten zuvor den Rath Gottes abwarten. Sobald wir dieß unter einander verabredet hatten, erschien plötzlich vor uns ein Mann in hellem Glanze, der uns einzeln beim Namen nannte, grüßte und zu uns sprach: Liebe Brüder, unser Herr hat euch dieses Land gezeigt, das er den Seinigen geben will. Die Hälfte dieser Insel geht bis zu diesem Fluß; er erlaubt euch nicht, darüber hinaus zu gehen. Kehret zurück, von wo ihr gekommen seid!

Als er das gesagt hatte, fragte ihn mein Begleiter, woher er wäre und wie er hieße. Er antwortete: Warum fragst du mich, woher ich sei und wie ich heiße? Warum fragst du nicht eher nach dieser Insel? Wie du sie jetzt siehst,

ist sie von Anfang an gewesen. Brauchst du eine Speise, oder zu trinken oder ein Kleid? Du bist nun ein Jahr auf dieser Insel gewesen, und hast keine Speise noch Trank gekostet. Auch dachtest du nicht an den Schlaf und keine Nacht ist über dich gekommen; denn hier ist ewiger Tag und keine Finsterniß verdunkelt ihn. Unser Herr ist das Licht dieser Insel, und hätten die Menschen nicht gesündigt, so wären sie stets in diesem glücklichen Zustande geblieben.

Nachdem der Mann seine Rede beendigt hatte, brachen wir in Thränen aus, machten uns aber alsbald auf den Weg und der vorbesagte Mann ging vor uns her bis an das Ufer, wo unser Schifflein stand. Sobald wir aber hineingestiegen waren, verschwand der Mann vor unsern Blicken. Wir kamen durch die vorbesagte Finsterniß nach der köstlichen Insel zurück, und als unsere Brüder uns erblickten, waren sie hocherfreut über unsere Ankunft, denn sie hatten unsere Abwesenheit lange Zeit beklagt, und sprachen: O Väter, warum habt ihr eure Schafe ohne Hirten in diesem Walde umherirren lassen? Wir wissen wohl, daß sich unser Abt zuweilen an einen uns unbekannten Ort entfernt und daselbst manchmal zwei Wochen, manchmal eine, oder mehr oder weniger verweilt.

Als sie so sprachen, begann ich sie zu trösten und sagte: Liebe Brüder, wollet dabei nie etwas anderes denken, als Gutes. Eure Grenze ist an der Pforte des Paradieses. Hier nahe bei ist die Insel, welche das Land der Verheißung der Heiligen genannt wird. Dort giebt es keine Nacht und der

Tag endet nie. Dahin geht Mernoc, und die Engel Gottes behüten ihn. Erkennet ihr nicht an dem Geruch unserer Kleider, daß wir im Paradiese Gottes gewesen sind?

Da antworteten die Brüder und sprachen: Herr Abt, wir wußten wohl, daß Ihr im Paradiese Gottes gewesen, denn wir haben oft den Duft der Kleider des Abts geschmeckt, welcher sich bei vierzig Tagen um ihn verbreitete.

Ich blieb noch daselbst zwei Wochen bei meinem Sohne, ohne zu essen oder zu trinken, denn wir waren auch leiblich von jener Herrlichkeit noch so gesättigt, als ob wir voll süßen Mostes gewesen wären. Nach vierzehn Tagen kehrte ich, von dem Segen unserer Brüder und des Abts begleitet, mit meinen Genossen zurück nach meiner Insel, welche ich nun morgen zu erreichen hoffe.

Als Barintes geendet hatte, kniete Brandan und seine Genossenschaft nieder, priesen Gott und sprachen: Unser Herr ist groß in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken, der da offenbaret seinen Dienern solche und so große Wunder; und gesegnet sei, der uns heute erquickt hat mit solcher geistlichen Speise.

Darauf sprach Sanct Brandan: Gehen wir, unsern Leib zu erquicken, und folgen dem neuen Gesetze!

Als die Nacht vorüber war, schied Barintes, mit dem Segen der Brüder versehen, von hinnen und begab sich in seine Heimath. Nachher wählte Brandan sieben von den Brüdern seines Ordens aus, er trat mit ihnen in ein Betgemach und sprach zu ihnen also: Meine Brüder und Freun-

de, ich bitte euch um die Unterstützung eures Rathes, denn mein Herz und Sinn ist in einen Wunsch zusammengedrängt, und dieser Wunsch scheint mir der Wille Gottes. Ich habe nämlich bei mir den Entschluß gefaßt, das gelobte Land der Heiligen zu suchen, von welchem der Abt Barintes sprach. Was scheint euch nun davon und welchen Rath wollt ihr mir geben?

Sobald diese den Willen des frommen Vaters erkannt hatten, antworteten sie alle mit einer Stimme: Herr, Euer Wille ist auch der unsere. Wir haben unsere Väter und Mütter verlassen und unser Hab und Gut weggeworfen und unsern Leib in Eure Hände gegeben. Darum sind wir bereit, mit dir zu gehen sei es zum Tode oder zum Leben, und wir trachten nur nach einem, nämlich dem Willen Gottes.

Darauf beschloß Sanct Brandan und alle, die bei ihm waren, vierzig Tage lang je dreimal in der Woche zu fasten und dann ihre Reise anzutreten. Als die vierzig Tage um waren, verabschiedeten sie sich von den Brüdern und gaben dem Probste der Abtei, welcher nun Brandans Stelle zu vertreten hatte, die nöthigen Weisungen, und Brandan fuhr mit vierzehn Brüdern gegen Westen zu an die Insel eines heiligen Mönchs mit Namen Aende. Daselbst blieb er drei Tage und drei Nächte, empfing sodann den Segen des heiligen Vaters und aller Mönche, die bei ihm waren, und ging nach dem entferntesten Theile seines Landes, wo seine Eltern wohnten; aber er wollte sie nicht sehen, sondern schlug auf der Höhe eines Berges, der sich weit in das Meer hinein

ausdehnt, an der Stelle, welche man fortan Brandans Sitz nannte, sein Zelt auf, und daselbst war auch ein Landungsplatz für ein Schiff. Sanct Brandan und die mit ihm waren nahmen Werkzeuge und bauten ein sehr leichtes Schiff, mit Säulen außen, wie es in jenen Gegenden Sitte ist, und bedeckten es mit Ochsenfellen, die in Eichenrinde geröthet waren, beschmierten die Fugen der Felle mit Fett, und legten sodann in das Schiff andere Ledervorräthe, Lebensmittel für vierzig Tage, und Fett, um die Felle, welche zur Bedeckung des Schiffes dienen sollten, zu beschmieren, sowie allerlei andere Dinge, welche zum menschlichen Leben erforderlich sind. Sanct Brandan hieß hierauf seine Brüder in das Schiff treten im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Als sie in das Schiff getreten waren und Sanct Brandan am Ufer stand und den Hafen gesegnet hatte, kamen drei Brüder von seinem Kloster ihm nach, fielen dem heiligen Vater zu Füßen und sprachen: Lieber Vater, laß uns mit dir gehen, wohin du gehest; wo nicht, so sterben wir hier vor Hunger. Wir haben uns vorgenommen, eine Pilgerfahrt anzustellen auf unser ganzes Leben.

Als der Mann Gottes die Bedrängniß der Leute sah, hieß er sie in sein Schiff treten und sprach: Meine Söhne, euer Wille geschehe.

Aber er fügte hinzu: Ich weiß, wie ihr herkommet. Dieser Bruder hat ein gutes Werk gethan, und unser Herr hat ihm eine gute Stätte bereitet, euch aber bereitet er ein grausames Gericht.

Sanct Brandan trat in das Schiff und sie begannen mit schwellendem Segel gegen Mittag zu fahren. Sie hatten guten Wind und brauchten, um von der Stelle zu kommen, nur das Segel zu halten. Nach vierzehn Tagen aber legte sich der Wind und sie ruderten nun, bis sie nicht mehr konnten. Da begann Sanct Brandan sie zu trösten und zu ermuthigen und sprach: Liebe Brüder, seid nicht bange, denn Gott ist unser Helfer, Führer und Steuermann. Lasset euer Rudern und das Steuern, nur das Segel bleibe ausgespannt, und Gott thue mit seinen Dienern und mit seinem Schiffe, wie ihm gefällt.

Sie arbeiteten jedoch bis gegen Abend und hatten einigemale Wind; aber sie wußten nicht, woher er kam, noch wohin ihr Schiff getrieben wurde. Als die vierzig Tage vorüber waren und sie alle Lebensmittel verzehrt hatten, zeigte sich ihnen gegen Mitternacht eine hohe felsige Insel. Wie sie an das Ufer dieser Insel kamen, bemerkten sie, daß dasselbe sehr steil war, wie eine Mauer, und verschiedene Bäche stürzten von den Felsen herab und ergossen sich in das Meer. Aber sie fanden keine Stelle, wo das Schiff anhalten konnte, und dabei waren die Brüder sehr gequält von Hunger und Durst, darum suchten einige von ihnen von dem Wasser etwas aufzufangen, welches in das Meer stürzte. Sanct Brandan aber sprach, als er dieß sah: Thut das nicht! Ihr begeht eine Thorheit, etwas erzwingen zu wollen, wenn Gott uns keinen Hafen zeigen will, in den wir einlaufen können. Unser Herr Jesus Christ wird in drei Tagen seinen Jüngern

einen Hafen und Landungsplatz zeigen und unser Leib wird gute Pflege erhalten.

Nachdem sie fast drei Tage um die Insel hergefahren waren, fanden sie wirklich am dritten Tag um die neunte Stunde eine Bucht, wo ein Landungsplatz war; Brandan erhob sich sogleich und segnete den Eingang. Zu beiden Seiten desselben stand ein behauener Stein von ungeheurer Größe, wie eine Mauer. Als sie aus dem Schiffe stiegen und an das Land traten, befahl ihnen Sanct Brandan, von dem Geräthe des Schiffes mit wegzunehmen; aber während sie an den Ufern des Meeres hingingen, begegnete ihnen auf einem Fußpfade ein Hund, legte sich vor Sanct Brandan nieder, wie Hunde schmeichelnd sich ihren Herren zu Füßen legen, und Sanct Brandan sprach zu seinen Brüdern: Schaut, was uns Gott für einen guten Boten entgegensendet! Laßt uns sehen, wohin er uns führt!

Damit folgten sie dem Hunde bis an das Schloß. Sie traten hinein und bemerkten einen großen Saal voll von Ruhebetten und Sitzen, und davor stand ein Wasserbecken, um die Füße zu waschen. Sobald sie sich gesetzt hatten, befahl Sanct Brandan seinen Genossen und sprach: Hütet euch, liebe Brüder, daß der Teufel euch nicht in Versuchung führe! Ich bemerke, wie er einen von den drei Brüdern unseres Klosters, die uns nachgefolgt sind, zu einem schändlichen Raube verleiten möchte. Bittet für seine Seele, denn sein Fleisch ist der Gewalt des bösen Feindes verfallen.

Das Haus, in welchem sie sich aufhielten, war allent-

halben geschmückt mit allerlei Geräthe, das umherhing, von verschiedenen Erzen, mit Pferdegeschirr und mit Jagdhörnern, welche stark mit Silber beschlagen waren. Da sprach Sanct Brandan zu seinem Diener, welcher den Brüdern das Brod vorzusehen pflegte: Bringt das Essen, welches Gott uns beschert hat!

Er erhob sich und fand alsbald eine gedeckte Tafel, und auf dem Tuche lag weisses Brod und Fische. Als alles herbeigetragen war, segnete Sanct Brandan das Essen und sprach zu den Brüdern: Erinnert euch dabei Gottes, welcher Speise gibt allem, was da lebet!

Die Brüder setzten sich, priesen Gott und aßen, und tranken so viel ihnen beliebte. Als das Essen zu Ende und das Gebet gesprochen war, sagte Sanct Brandan: Nun begebt euch zur Ruhe! Seht, es sind hier wohlbereitete Betten, und ihr bedürft der Erholung auf die langen Mühen der Seefahrt.

Sobald die Brüder entschlafen waren, bemerkte Sanct Brandan das Werk des Teufels. Er sah nämlich einen Mohren mit einem schönen Zügel in der Hand, mit welchem er vor dem eben besagten Bruder spielte. Alsbald erhob sich Sanct Brandan und begann zu beten, und hielt an im Gebete bis an den Morgen. In der Frühe, als die Brüder zum Gottesdienste geeilt und nun im Begriffe waren, wieder nach dem Schiffe zu gehen, da erschien ihnen ein gedeckter und besetzter Tisch, wie den Tag zuvor, und auf gleiche Weise bereitete der Herr drei Tage und drei Nächte seinen

Dienern ihre Speise. Darauf rüstete sich Sanct Brandan und die Brüder zur Weiterreise, und er sprach zu ihnen: Hütet euch, daß keiner von dieser Insel etwas mit sich wegtrage!

Sie aber sprachen: Das sei ferne von uns, daß einer unsere Reise durch einen Diebstahl schände.

Sanct Brandan erwiderte: Seht hier den Bruder, von dem ich euch sagte! Er hat in seinem Busen einen silbernen Zügel versteckt, welchen ihm der Teufel heute Nacht gegeben hat.

Als der besagte Bruder diese Worte hörte, warf er den Zügel aus seinem Busen, fiel dem heiligen Manne zu Füßen und sprach: Lieber Vater, ich habe gesündigt; verzeih es mir und bitte für meine Seele, damit sie nicht umkomme!

Sobald er das gesprochen, fielen sie alle zur Erde nieder und beteten für die Seele ihres Bruders. Als sie aber aufgestanden waren und der heilige Vater den Bruder erhoben hatte, sahen sie einen kleinen Mohren aus seinem Busen herausvorhüpfen, welcher laut heulte und sprach: O du, Mann Gottes! warum vertreibst du mich aus meiner Wohnung, in der ich sieben Jahre gewohnt habe, und bringst mich um mein Erbtheil?

Darauf antwortete Sanct Brandan: Ich befehle dir im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß du niemand mehr Unrecht thuest bis zum Tage des Gerichts!

Darauf trat er zu dem Bruder und sprach: Empfahe den Leib und das Blut unsers Herrn, denn deine Seele wird

sich von deinem Leibe scheiden, und du wirst allhier eine Begräbnißstätte erhalten. Ach, dein Bruder, der mit dir aus dem Kloster gegangen ist, wird seine Begräbnißstätte in der Hölle haben.

Nachdem er den Leib des Herrn genossen hatte, schied seine Seele von dem Körper, und ward aufgehoben von den Engeln vor den Augen der Brüder; der Leib aber wurde auf derselbigen Stelle zur Erde bestattet. Darauf gingen die Brüder mit Sanct Brandan an das Ufer der Insel, wo ihr Schiff lag. Sie bestiegen dasselbige, und ein Jüngling trat zu ihnen mit einem Korbe voll Brod und einem Krug Wasser und sprach: Nehmet den Segen aus den Händen euers Knechtes, denn ihr habt eine lange Reise zu thun bis dahin, wo ihr Trost findet. Jedennoch wird es euch nie an Speise und Trank fehlen bis zu Ostern.

Als sie seinen Segen empfangen hatten, begannen sie in das hohe Meer hinauszufahren und erlabten sich je nach zwei Tagen mit Trank und Speise; ihr Schiff aber wurde nach verschiedenen Gegenden hin getragen. Eines Tages kamen sie in die Nähe einer kleinen Insel, und sobald sie darauf zuzusteuern gedachten, erhob sich ihnen ein günstiger Wind, so daß sie sich nicht über ihre Kräfte abmühen mußten. Als das Schiff im Hafen anhielt, befahl der heilige Mann Allen, auf das Land zu steigen, und verließ selbst das Fahrzeug zuletzt. Sie gingen auf der Insel umher und sahen aus verschiedenen Quellen große Gewässer hervorströmen, welche von Fischen wimmelten, und Sanct Brandan sprach zu seinen

Brüdern: Verrichten wir hier ein Werk Gottes und opfern dem Herrn ein weißes Lamm, denn heute ist die Zeit des heiligen Mahles!

So blieben sie hier bis zum heiligen Sonnabend vor Ostern. Sie fanden verschiedene Herden Schafe von einer Farbe, nämlich von weißer, so dicht, daß man den Boden nicht sehen konnte vor der Menge der Schafe. Da rief Sanct Brandan den Brüdern und sprach: Nehmet aus der Herde dasjenige, welches geeignet ist zum festlichen Tage!

Sie nahmen ein Schaf aus der Herde, und sobald sie es bei den Hörnern gebunden hatten, folgte es der Spur dessen, der es führte, als wäre es längst an ihn gewöhnt. Sanct Brandan sprach: Nehmt ein unbeflecktes Lamm!

Sobald sie den Befehl des Mannes Gottes vollzogen hatten, bereiteten sie alles auf den morgigen Tag, und es erschien ihnen ein Mann, der trug einen Korb voll in der Asche gebackenen Brodes und andere zum Leben nothwendige Dinge. Er setzte ihn vor dem Manne Gottes nieder, fiel dreimal ihm zu Füßen auf sein Angesicht, und sprach: O Perle Gottes, woher kommt mir das Verdienst, daß du in diesen heiligen Tagen von der Arbeit meiner Hände essen willst?

Sanct Brandan hob ihn vom Boden auf, küßte ihn und sprach: Lieber Sohn, unser Herr Jesus Christus hat uns eine Stätte bereitet, wo wir seine heilige Auferstehung feiern können.

Der Mann entgegnete: Lieber Vater, wie möget ihr hier feiern, denn schon ist der heilige Sonnabend, und die Vigilie

und Messe wird auf dieser Insel gehalten werden. Gott hat gesorgt, daß wir seine heilige Auferstehung feiern können.

Sobald er das gesprochen, begannen die Diener sich zum Amte zu rüsten und alles zu bereiten, was zur Feier des Festes nöthig war. Als eine Menge von Sachen in das Schiff gebracht war, sagte der Mann zu Sanct Brandan: Euer Schiff kann nicht weiter tragen, ich schicke euch in acht Tagen, was ihr zu Speise und Trank bedürft bis Pfingsten.

Sanct Brandan sprach: Woher weißt du, wo wir in acht Tagen sein werden?

Heute Nacht, erwiderte jener, werdet ihr auf dieser Insel hier sein und auch noch morgen bis zum Mittag. Sodann werdet ihr auf jene Insel fahren, welche nicht weit von hier gegen Abend liegt und das Paradies der Vögel heißt, und werdet daselbst bleiben bis zur Pfingstwoche.

Sanct Brandan fragte ihn auch, wie es käme, daß die Schafe hier so groß wären, denn sie waren größer als Ochsen. Er erhielt zur Antwort: Niemand nimmt von diesen Schafen die Milch, noch plagt sie ein Winter, sondern sie bleiben immerdar auf der Waide und darum sind sie größer als in eurem Lande.

Sie stiegen in ihr Schiff und begannen zu rudern, nachdem sie einander den Segen gegeben hatten. Als sie in die Nähe jener Insel kamen, hielt das Schiff vor derselben stille und sie konnten den Hafen nicht gewinnen. Der heilige Mann aber befahl den Brüdern, in das Wasser zu steigen und das Schiff an Tauen in den Hafen zu ziehen. Diese Insel war

sehr gefährlich; nur wenig Bäume standen darauf und am Ufer lag kein Sand. Während die Brüder im Gebete begriffen waren, entfernte sich der Mann Gottes von ihnen und betete auch, denn er wußte wohl, wie diese Insel beschaffen war, aber er wollte es den Brüdern nicht mittheilen, um sie nicht zu erschrecken. Als der Morgen herankam, befahl er den Priestern, daß jeder eine Messe sänge und es geschah also. Nachdem Sanct Brandan die Messe im Schiffe gehalten hatte, brachten die Brüder das Fleisch aus dem Schiffe, um es zu salzen, und die Fische, welche sie von der andern Insel mitgenommen hatten, und setzten einen Kessel über das Feuer. Sobald sie ein Stück von dem Lamme an das Feuer gebracht hatten und der Kessel sich zu erhitzen anfing, begann die Insel sich zu bewegen, als wäre sie Wasser. Die Brüder liefen nach dem Schiffe und suchten Hilfe bei dem heiligen Vater. Dieser zog sie in das Schiff herein, sie ließen auf der Insel zurück, was sie dahin gebracht hatten, und banden das Schiff los, um weiter zu steuern; die Insel aber versank in das Meer, und das Feuer, so sie darauf angezündet hatten, konnten sie noch auf zwei Meilen in die Ferne erblicken. Da begann Sanct Brandan seinen Brüdern die Sache zu deuten und sprach: Ihr wundert euch, liebe Brüder, was mit dieser Insel geworden ist.

Ja, sprachen sie, wir wundern uns und waren in großer Furcht.

Meine Söhne, entgegnete er ihnen, fürchtet euch nicht denn unser Herr hat mir das Geheimniß dieser Sache ge-

offenbart. Es war keine Insel, auf der wir gewesen sind, sondern ein Fisch, der erste aller Fische, welche im Meere schwimmen, und der sich immer bemüht, seinen Schwanz mit seinem Kopfe zusammenzubringen, aber es gelingt ihm nicht ob seiner großen Länge, und sein Name heißt Jasconius.

Als sie nun an der Insel vorüberfuhren, wo sie drei Tage zuvor gewesen waren, und auf die derselben kamen, bemerkten sie gegen Abend eine andere Insel voll Wald und Gebüsch, in geringer Entfernung. Sie suchten daher den Hafen dieser Insel, und während sie an der Mittagseite hinsteuerten, sahen sie einen Fluß, der sich in das Meer ergoß, und dahin lenkten sie ihre Fahrt. Sie gingen aus dem Schiffe und der heilige Mann befahl ihnen, dasselbe an Tauen in das Bett des Flusses zu ziehen. Der Fluß war gerade so breit, als das Schiff, und sie zogen dasselbe eine Meile weit empor bis sie an die Quelle dieses Flusses kamen, vor welcher ein heiliger Mann saß. Sanct Brandan, als er ihn erblickte, sprach: Seht, unser Herr Jesus Christus hat uns eine Stätte bereitet, wo wir weilen und seine heilige Auferstehung feiern können. Und hätten wir auch keine andere Lebensmittel, fuhr er fort, so würde diese Quelle, wie mich däucht, uns hinreichen für Speise und Trank.

Über der Quelle stand ein Baum, der sich wunderbar weit ausbreitete, aber nicht sehr hoch war, und dieser Baum war bedeckt von so viel weißen Vögeln, daß man die Zweige und Blätter davor nicht sehen konnte. Sobald der Mann Gottes dies bemerkt hatte, begann er bei sich zu denken, was

doch das sein möchte, daß eine so große Menge von Vögeln beisammen wäre. Und diese Sache bekümmerte den Mann Gottes so, daß er den Herrn unter Thränen bat und sprach: Herr, Gott, der du alle verborgene Dinge kennst, und offenbarest was geheim ist, du weißt die Bekümmerniß meines Herzens. Darum bitte ich dich um deiner großen Barmherzigkeit willen, daß du mich Sünder würdigest, mir dein Geheimniß zu offenbaren, das ich jetzt vor mir sehe, und zwar nicht um meines Verdienstes willen, sondern durch deine Gnade.

Sobald er dieß gesprochen, flog einer der Vögel vom Baume und schlug mit seinen Flügeln an das Schiff, wo der Herr saß, daß es ertönte, wie Glocken. Als er sich auf dem Vordertheil des Schiffes niedergelassen hatte, begann er wie zum Zeichen der Freude seine Flügel auszubreiten und den heiligen Vater freundlich anzusehen. Da merkte der Mann Gottes, daß der Herr sein Gebet erhört hatte und sprach zu dem Vogel: Wenn du ein Bote Gottes bist, so sag mir, woher diese Vögel kommen und warum hier eine so große Menge versammelt ist.

Der Vogel antwortete sogleich: Wir gehören zum Falle des alten bösen Feindes, aber wir sündigten nicht selbst, sondern gaben blos seiner Sünde unsere Beistimmung. Als nun der Feind fiel, da traf auch uns der Fall mit allen seinen Dienern. Gewiß unser Herr ist getreu und gerecht, der uns durch sein Urtheil an diesen Ort gesandt hat. Wir leiden keine Qual, aber wir können die Gegenwart Gottes nicht

sehen: so sehr hat er uns getrennt von der Gesellschaft derer, welche nicht gefallen sind. Wir schweifen durch verschiedene Theile der Welt in der Luft und auf der Erde wie andere Geister, die da ausgesandt sind; aber an den Festen und an Sonntagen nehmen wir die Leiber an, welche du hier siehst, und wohnen hier und loben unsern Schöpfer. Du wirst mit deinen Brüdern sieben Jahre lang umherirren; ein Jahr ist vorüber und so bleiben dir noch sechs; und wo du heute Ostern gefeiert hast, da wirst du es jedes Jahr feiern; darnach aber wirst du dasjenige finden, was du suchest, nämlich das Land der Verheißung der Heiligen.

Als der Vogel dies gesprochen, erhob er sich von dem Schiffe und kehrte zu den andern zurück. Als aber der Abend herannahte, begannen sie wie mit einer Stimme zu singen, schlugen ihre Flügel und sprachen: Herr Gott, dir gebührt Lob und Preis in Zion und dir bringt man Gelübde in Jerusalem.

Sodann huben sie diese Worte immer wieder von Neuem an wohl eine Stunde lang, und es ertönte der Gesang und der Flügelschlag wie das lieblichste Lied. Da sprach Sanct Brandan zu seinen Brüdern: Erquicket nun eure Leiber mit menschlicher Nahrung, denn unsere Seelen sind gesättigt von göttlicher Speise.

Als das Essen zu Ende und das Dankgebet zu Gott gesprochen war, legte sich der Mann Gottes und die mit ihm waren zur Ruhe bis Mitternacht. Da erwachte der heilige

Mann mit seinen Brüdern und sprach: Herr, du öffnest meine Lippen.

Als der Mann Gottes diesen Spruch geendet hatte, schlugen die Vögel ihre Flügel zusammen, riefen und sprachen: Alle ihr Engel Gottes, lobet euren Schöpfer und seine große Herrlichkeit!

So sangen sie fort wohl eine Stunde lang, und als es Tag geworden, begannen sie zu singen: Die Herrlichkeit unsers Herrn leuchte über uns.

Und sie sangen eben so laut und eben so lang als um Mitternacht. Um die dritte Stunde riefen sie: Singet, singet unserem Gott, singet unserem König mit Freudigkeit.

Um Mittag sangen sie: Herr, erleuchte dein Angesicht über uns und sei uns gnädig.

Um die neunte Stunde sangen sie: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!

Auf diese Weise lobten sie den Herrn Tag und Nacht, und Sanct Brandan erfreute damit seine Brüder die ganze Osterwoche. Als die festlichen Tage so dahin gegangen waren, sprach er: Nehmen wir aus dieser Quelle, was wir bedürfen; denn bis jetzt brauchten wir nichts, als unsere Hände und Füße zu waschen.

Als er dies gesprochen, trat der früher besagte Mann zu ihnen, mit welchem sie drei Tage vor Ostern beisammen gewesen waren, und welcher ihnen das Osteressen gegeben hatte. Sein Schiff war mit Speise und Trank gefüllt. Man brachte die Sachen heraus vor den heiligen Vater, und der

Mann sprach zu ihm: Lieber Bruder, ihr habt hier genug bis zum heiligen Pfingstfeste; aber trinket nichts von dem Wasser dieser Quelle, denn es ist nicht zu trinken und also beschaffen, daß, wer davon genießt, alsbald einschläft und erst nach vier und zwanzig Stunden wieder erwacht; sobald aber das Wasser sich etwas von der Quelle entfernt hat, bekommt es den Geschmack und die Beschaffenheit des andern Wassers.

Nach diesen Worten empfing er den Segen des heiligen Vaters und kehrte an seinen Ort zurück. Sanct Brandan aber blieb daselbst bis Pfingsten und der Gesang der Vögel war seine Freude. Am Pfingsttage sodann, während der heilige Mann und die Brüder die Messe sangen, kam ihr Versorger und brachte ihnen alles, was sie zu dem Feste brauchten. Der Mann setzte sich mit ihnen zum Essen, hub an und sprach: Ihr habt noch einen großen Weg zu machen, darum füllet alle eure Gefäße mit diesem Wasser und mit diesem Zwiebak, den ihr bis in das nächste Jahr aufheben könnt! Ich will euch davon geben, so viel euer Schiff tragen kann.

Als dies geschehen war, empfing er ihren Segen und kehrte zurück, woher er gekommen war. Sanct Brandan ließ acht Tage darauf sein Schiff mit alle dem, was der bemeldete Mann ihnen gegeben hatte, beladen und alle seine Gefäße mit diesem Wasser füllen. Als alles auf den Strand gebracht war, flog der Vogel vor ihnen allen her und setzte sich vorn auf das Schiff. Da hielt der heilige Mann inne, denn er merkte wohl, daß er ihm etwas anzuzeigen hatte.

Auch sprach der Vogel mit menschlicher Stimme also: Ihr habt mit uns das heilige Osterfest gefeiert und wenn es wiederkehrt, werdet ihr es abermals mit uns feiern. Ebenso werdet ihr in der Nacht des Abendmahls wieder dort sein, wo ihr dieses Jahr in derselben Nacht gewesen seid, und es wieder daselbst feiern, nämlich auf dem Rücken des Jasconius. Sodann nach acht Tagen werdet ihr eine andere Insel finden, welche die Familie des Alibius heißt, und daselbst die Geburt des Heilandes feiern.

Als der Vogel so gesprochen, kehrte er an seinen Ort zurück; die Brüder aber spannten ihre Segel aus, und schifften in die hohe See, und die Vögel sangen hinter ihnen her wie mit einer Stimme: Herr Gott, der du unser Retter und unsere Hoffnung bist an den Marken der Erde und auf dem Meer, erhöre uns!

Der heilige Mann und seine Genossen wurden nun auf dem hohen Meere da und dorthin getrieben und sahen drei Monate lang nichts als Wasser und Himmel, und erquickten sich je nach zwei oder drei Tagen mit Speise und Trank. Eines Tags zeigte sich ihnen eine nicht sehr große Insel. Sobald sie sich derselben etwas genähert hatten, trieb sie der Wind auf die Seite, und so mußten sie vierzig Tage um die Insel herschiffen, ohne einen Hafen finden zu können. Da baten die Brüder Gott, daß er ihnen Hilfe verleihe, denn ihre Kräfte waren durch die großen Anstrengungen fast ganz erschöpft. Nachdem sie drei Tage mit Fasten und Beten zugebracht hatten, zeigte sich ihnen ein enger Hafen, in welchen

nur ein einziges Schiff einlaufen konnte, und daneben zwei Quellen, die eine vom Winde getrübt, eine andere aber mit klarem Wasser. Als die Brüder eilends von dem Wasser schöpfen wollten, sprach der Mann Gottes zu ihnen: Liebe Söhne, thut nichts, was ihr nicht thun dürft, und nehmet nichts ohne die Erlaubniß eures Herrn, denn man wird euch bereitwillig von selbst geben, was ihr hier räuberisch zu nehmen trachtet.

Darauf stiegen die Brüder wieder in ihr Schiff und warteten wohin sie gehen sollten. Da kam ein sehr alter greiser Mann zu ihnen mit weißen Haren und glänzendem Gesicht, der warf sich dreimal zur Erde, ehe er den Mann Gottes küßte. Dieser aber und die mit ihm waren, hoben ihn vom Boden auf und küßten ihn. Der Greis nahm den heiligen Mann an der Hand und gieng mit ihm wohl eine Meile weit bis zu einem Kloster. Vor der Pforte des Klosters hielt Sanct Brandan inne und sprach zu dem alten Manne: Weß ist dieses Kloster und wer sind seine Vorsteher und wo sind die, so darin wohnen?

Also befragte der heilige Vater den alten Mann, aber er konnte keine Antwort von ihm erhalten, sondern er deutete nur mit der Hand in großer Freundlichkeit und hieß ihn schweigen. Sobald der heilige Mann das Geheimniß dieses Ortes merkte, ermahnte er seine Brüder und sprach: Hütet euch zu reden, auf daß nicht diese Brüder beleidigt werden durch unsere Worte.

Kaum hatte er dies gesprochen, als elf Brüder ihnen

entgegenkamen in Mänteln mit Kreuzen; die sangen und sprachen also: Stehet auf, ihr Heiligen, aus euren Wohnungen und gehet der Wahrheit entgegen! Weihet den Ort, segnet das Volk und schauet gnädig auf uns, eure Diener!

Als der Gesang zu Ende war, küßte der Vater dieses Klosters Sanct Brandan und seine Begleiter nach der Reihe, und auch seine Diener küßten die Genossen des heiligen Mannes. Als die gegenseitigen Begrüßungen vorüber waren, führten sie sie in ihr Kloster und thaten wie es Sitte ist, in jenen Ländern gegen Abend. Darauf begann der Abt des Klosters und seine Mönche ihren Gästen die Füße zu waschen und zu singen, und als dies geschehen war, versank alles wieder in tiefe Stille. Nun läutete die Glocke zum Essen, sie wuschen sich die Hände und setzten sich rings um den Tisch. Die Glocke läutete wieder, und einer der Brüder des Klosters trug Brod auf die Tafel von bewundernswürdiger Weiße und Wurzeln vom lieblichsten Geschmacke. Die Brüder saßen an der Tafel untermischt mit den Gästen und je zwischen zwei Brüdern lag ein ganzes Brod. Nochmals ertönte die Glocke und ein Diener brachte den Brüdern zu trinken. Der Abt ermahnte die Brüder zur Heiterkeit und sprach: Aus der Quelle, von der ihr heute unerlaubter Weise zu schöpfen gedachtet, mögt ihr euch nun in Freudigkeit und in der Furcht Gottes erquicken; aus der andern trüben Quelle, die ihr sahet, hat man euch die Füße gewaschen, denn sie ist zu jeder Zeit warm. Von dem Brode, das ihr sehet, wissen wir nicht, wer es bereitet und wer es in unsere Vorrathskammern bringt;

aber wir wissen, daß es uns um Gottes Barmherzigkeit willen von einem seiner Geschöpfe gereicht wird. Wir sind vierundzwanzig Brüder und haben hier zwölf Brode zu unserer Speise, an Festen und Sonntagen aber reicht Gott einem jedem ein ganzes Brod, damit wir etwas aufbehalten zum Abendessen. Nun da ihr gekommen seid, ist unsere Nahrung verdoppelt, und so hat uns unser Herr erhalten seit den Zeiten des Sanct Patricius und Sanct Albius, achtzig Jahre bis auf den heutigen Tag, und wir fühlen dabei weder Alter noch Schwäche in unsern Gliedern; auch fehlte es uns auf dieser Insel nie an Speise, die am Feuer bereitet wird; weder Kälte noch Hitze quält uns je. Wenn die Zeit kommt, da wir Messe oder Vigilie halten sollen, werden Lichter in unserer Kirche angezündet, die wir nach göttlicher Fügung aus unserem Lande mitgebracht haben, und sie brennen Tag und Nacht ohne sich zu verzehren.

Nachdem sie dreimal getrunken hatten, läutete der Abt die Glocke nach gewohnter Weise, die Brüder erhoben sich alle zugleich in großer Stille und Ernst vom Tische und giengen mit den heiligen Vätern zur Kirche. Sanct Brandan und der Abt des Klosters kam zuletzt. In die Kirche tretend erblickten sie ihnen gegenüber zwölf andere Brüder, welche ihre Kniee beugten in tiefer Andacht. Sanct Brandan sprach zu dem Abte: Warum haben diese nicht mit uns gegessen?

Das geschah um euretwillen, antwortete der Abt; denn sie konnten an unserem Tische nichts zu essen bekommen; jezt aber werden sie speisen und es wird ihnen an nichts fehlen.

Wir treten jezt in die Kirche und singen die Vesper, und wenn diese gegessen haben, können sie auch Vesper halten.

Als die Vesper zu Ende war, betrachtete Sanct Brandan, wie diese Kirche erbaut war. Sie war viereckig, so lang als breit, und sieben brennende Kerzen waren darin folgendermaßen aufgestellt: drei standen vor dem Altar in der Mitte und je zwei vor zwei andern Altären. Die Altäre waren viereckig, aus Krystall, und die Altargefässe waren gleichfalls aus Krystall, nämlich die Schalen und Kelche und die Töpfe und alles andere Geräthe, das zum Altar gehörte, und die vierundzwanzig Stühle, welche in der Kirche umherstanden. Der Ort, wo der Abt saß, befand sich zwischen den zwei Chören. In keinem derselben wagte jemand aufzustehen vor dem Abte; ebenso hörte man kein Geräusch oder eine Stimme in dem Kloster, sondern wenn einer der Brüder etwas nöthig hatte, gieng er vor den Abt, ließ sich auf die Kniee nieder und verlangte, was er bedurfte; der Abt aber nahm einen Griffel, er schrieb auf eine Tafel, was ihm Gott offenbarte, und gab dieselbe dem Bruder, welcher Rath von ihm verlangte. Als Sanct Brandan dies im Stillen bemerkt hatte, sagte der Abt zu ihm: Mein Herr und Vater, es ist nun Zeit, daß wir in das Refent zurückkehren, damit alles bei Zeiten geschehe.

Sie thaten also, und alles wurde ausgerichtet nach der Ordnung des Tages. Alle beeilten sich zur Complet zu gehen, und als der Abt den Vers vollendet hatte: Deus in adjutorium meum, und der Preis der Dreieinigkeit gesprochen war, riefen sie: Injuste egimus, iniquitatem fecimus.

Herr, der du unser Vater bist, erbarme dich unser, auf daß ich im Frieden ruhe und schlafe.

Darauf sangen sie die Messe, wie sie zu dieser Stunde paßte, und als das Amt zu Ende war, giengen die Brüder in ihre Zellen und nahmen ihre Gäste mit sich. Der Abt aber blieb mit Sanct Brandan in der Kirche bis der Tag anbrach. Da befragte ihn Sanct Brandan über das Stillschweigen der Brüder, und wie eine solche Sitte gehalten werden könne, bei der Schwäche des menschlichen Fleisches. Darauf antwortete ihm der heilige Vater in großer Ehrfurcht und Demuth: Mein Herr und Abt, ich sage vor Gott meinem Heiland, daß ich vor achtzig Jahren auf diese Insel gekommen bin, und nie hörten wir eine menschliche Stimme, außer wenn wir Gott lobsingen. Wir vierundzwanzig sprechen unter uns nur durch Zeichen mit den Fingern oder mit den Augen. Keiner von uns litt je seit wir hieher gekommen sind, an einer Krankheit des Leibes oder der Seele, wie solche das Menschengeschlecht heimsuchen.

Sanct Brandan sprach: Sagt mir, ich bitte euch, ob es uns erlaubt ist, hier zu bleiben oder nicht.

Er sprach, es ist euch nicht erlaubt, hier zu bleiben, denn es ist nicht der Wille Gottes. Aber, Herr, warum fragst du mich das? Hat dir nicht Gott geoffenbart, was du zu thun hast, ehe du zu uns gekommen bist? Du mußt heimkehren an deinen Ort zu deinen vierundzwanzig Brüdern, und dort hat dir Gott die Stätte deiner Begräbniß bereitet. Von den zweien aber, welche nicht zurückkehren, wird der eine als Pil-

ger auf die Insel kommen, welche die Einsiedlerinsel heißt, der andere aber wird zu einem schmählichen Tode in der Hölle verdammt.

Während sie diese Dinge unter sich besprachen, fuhr ein feuriger Pfeil durch das Fenster herein und zündete alle Lichter an, welche vor dem Altar standen, und durch dasselbe Fenster kehrte der Pfeil wieder zurück, sobald die Lampen brannten. Da fragte Sanct Brandan weiter, von wem dann die Lampen am Morgen ausgelöscht würden? Komm herbei, sprach der heilige Vater, und betrachte das heilige Geheimniß dieser Sache! Sieh, hier sind brennende Kerzen mitten in dem Gefässe und nichts verzehrt sich an ihnen, aber am Morgen ist keine Flamme mehr übrig, denn das Licht ist geistiger Art.

Wie kann, sagte Sanct Brandan, an körperlicher Schöpfung unkörperliches Licht körperlich brennen?

Der Greis antwortete: Hast du nicht gelesen, wie der Busch am Berg Sinai brannte, und doch ward der Busch vom Feuer nicht verzehret?

Als sie bis zum Morgen gewacht hatten, bat Sanct Brandan um Urlaub, damit er seine Pilgerfahrt fortsetze. Der Vater aber sprach: Nein, denn du sollst mit uns die Geburt unseres Heilandes feiern und bei uns bleiben bis zur Woche der Erscheinung.

So blieb der heilige Vater und seine Genossen auf der Insel des Alibius bis zu der besagten Zeit. Als die Feste vorüber waren, empfieng er von den heiligen Männern den Segen, sie nahmen die nöthigen Lebensmittel mit sich und

hängten ihre Segel in das Meer, und so trieb ihr Schiff ohne Steuer und Segel in verschiedenen Richtungen umher bis zum Eintritt der Fasten. Eines Tags kamen sie in die Nähe einer Insel und fiengen, so bald sie sie erblickt hatten, kräftig zu rudern an, denn schon waren sie vom Hunger und Durst gequält, weil ihnen seit drei Tagen die Lebensmittel ausgegangen waren. Aber Sanct Brandan sprach den Segen über den Hafen, die Brüder traten alle aus dem Schiff und fanden eine klare Quelle und verschiedene Kräuter und Wurzeln um die Quelle her, und in dem Bett des Flusses, der in das Meer sich ergoß, schwammen allerlei Fische. Sanct Brandan sprach zu seinen Brüdern: Gott hat uns Trost gegeben nach der Mühsal. Nehmt von den Fischen so viel ihr zum Essen braucht und bratet sie über dem Feuer! Sammelt auch Kräuter und Wurzeln, wie sie der Herr seinen Dienern bereitet hat!

Wie sie das Wasser beim Trinken vergoßen, sprach der heilige Mann zu ihnen: Hütet euch, daß ihr nichts unnöthig von diesem Wasser vergeudet, damit euch nicht eine schwerere Plage zu Theil werde!

Aber keiner von den Brüdern achtete auf den Befehl des Mannes Gottes, denn die einen tranken von dem Wasser einen vollen Krug, die andern zwei, die andern drei; und die, welche drei Krüge getrunken hatten, schliefen drei Tage und drei Nächte, die andern zwei Tage und zwei Nächte, und die andern einen Tag und eine Nacht. Als der heilige Vater dies bemerkte, betete er unablässig zu Gott für seine Brüder,

darum daß ihnen aus Unwissenheit eine solche Gefahr zugestoßen war. Als diese drei Tage auf solche Weise vorübergegangen waren, sprach der heilige Vater zu seinen Genossen: Liebe Brüder, laßt uns fliehen vor diesem Tod, damit uns nicht Schlimmeres widerfahre! Gott hat uns unsere Nahrung gegeben, aber ihr habt Mißbrauch damit getrieben. Verlasset diese Insel und nehmt von den Fischen mit, so viel wir auf drei Tage brauchen bis zu dem Abendmahl unseres Herrn, dazu von dem Wasser einen Krug voll für jeden Bruder auf jeden der drei Tage und von den Wurzeln desgleichen.

Sie beluden das Schiff mit allem, was ihnen der Mann Gottes befohlen hatte, und steuerten in das Meer gegen Mitternacht; aber nach drei Tagen und drei Nächten legte sich der Wind, und das Meer wurde so ruhig als wäre es ganz stille. Da sprach der heilige Vater: Leget die Ruder in das Schiff und spannt die Segel aus. Gott wird uns führen, wohin es ihm beliebt.

Da verlieh ihnen der Herr günstigen Wind, der ihre Segel schwellte, und sie fuhren von Abend gegen Morgen und nahmen immer nach drei Tagen Speise. Eines Tags zeigte sich ihnen eine Insel in der Ferne, welche aussah wie eine Wolke. Meine Söhne, sprach Sanct Brandan, kennt ihr diese Insel?

Nein, antworteten sie.

Aber ich kenne sie, fuhr er fort. Es ist dieselbe, auf welcher wir voriges Jahr gewesen sind am Abendmahl unseres Herrn und wo unser guter Versorger wohnt.

Als die Brüder dies hörten, boten sie vor Freude alle ihre Kräfte auf, und ruderten eilends auf die Insel zu. Der Mann Gottes aber sagte, als er dies sah: Ermüdet nicht thörichterweise eure Arme! Der allmächtige Gott ist der Steuermann eures Schiffes; laßt ihn machen, er wird unsern Weg leiten, wohin es ihm beliebt.

Als sie nahe an das Ufer der vorbesagten Insel gekommen waren, fuhr ihr Versorger ihnen entgegen in einem Schiffe und führte sie in den Hafen, wo sie das vorige Jahr Gott lobsingend ausgestiegen waren, küßte allen die Füße und sprach: Unser Herr führet seine Heiligen wunderbar.

Nachdem alles aus dem Schiffe gebracht war, schlug er ein Zelt auf und bereitete ein Bad. Es war gerade das Fest des Abendmahls, darum kleidete er alle Brüder in neue Kleider und diente ihnen drei Tage lang. Die Brüder feierten hier das Leiden unseres Herrn mit großer Andacht bis zum heiligen Sonnabend. Als die Gebete des Tags vollendet, die geistlichen Opfer dargebracht und das Essen vorüber war, sprach ihr Versorger zu ihnen: Steiget in euer Schiff und reiset von hinnen, damit ihr die Nacht der Auferstehung unseres Herrn und den Ostermorgen bis zum Mittag da feiert, wo ihr es das letzte Jahr gethan habt! Sodann geht ihr nach der Insel, welche das Paradies der Vögel heißt, wo ihr das vorige Jahr von Ostern bis zur Pfingstwoche gewesen seid. Nehmt alles mit euch, was ihr bedürft für Speise und Trank, und ich will euch den Sonntag darauf besuchen.

Sie thaten also, erhielten seinen Segen und Sanct Bran-

dan trat mit den Seinen in das Schiff und fuhr nach jener Insel über. Als sie dem Orte nahe kamen, wo sie aus dem Schiffe steigen sollten, da zeigte sich ihnen der Kessel, welchen sie das vorige Jahr hier zurückgelassen hatten. Sanct Brandan stieg aus und sang das Lied der drei Knaben im Feuerofen von Anfang bis zu Ende, ermahnte darauf seine Brüder und sprach: O meine lieben Söhne, wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Sehet wie Gott ein ungeheures Thier in unsere Gewalt gegeben hat!

Die Brüder wachten zerstreut auf der Insel bis der Morgen kam, darauf opferten die Priester Gott jeder eine Messe bis zur dritten Stunde. Sanct Brandan und seine Brüder stiegen nun in das Schiff und opferten Gott ein weißes Lamm und er sprach zu ihnen: Das nächste Jahr will ich hier die Auferstehung unseres Herrn feiern, und auch dieses Jahr will ich es thun.

Darauf gingen sie nach der Insel der Vögel, und als sie an den Hafen dieser Insel kamen, sangen alle Vögel mit einer Stimme und sprachen: Preis sei unserem Gott und dem wahren Lamme! Unser Herrgott lässet sein Angesicht leuchten über uns. Feiert ihm ein Fest an den Hörnern des Altars!

Und sie sangen so lange und schlugen mit ihren Flügeln bis der heilige Vater und seine Genossen mit allem, was in dem Schiffe war, sich in das Zelt verfügt hatte. Dort feierte der heilige Mann das Osterfest bis zur Pfingstwoche. Da kam der vorbesagte Versorger zu ihnen am Tage, den er ihnen versprochen hatte, und brachte mit sich, was sie zu ihrem

Unterhalt bedurften. Als sie sich zu Tische gesetzt hatten, ließ sich der obbesagte Vogel auf dem Vordertheil des Schiffes nieder und schlug mit seinen Flügeln, daß es ertönte wie eine große Orgel. Der heilige Mann bemerkte, daß er ihm etwas sagen wollte, und der Vogel sprach: Gott hat euch vier Plätze für vier Zeiten bestimmt, bis daß die sieben Jahre eurer Pilgerschaft um sind: das Abendmahl unseres Herrn feiert ihr mit eurem Versorger, welcher hier gegenwärtig ist, die Osternacht haltet ihr auf dem Rücken des Wallfisches, von Ostern bis zur Pfingstwoche seid ihr bei uns, mit den Brüdern auf der Albiusinsel feiert ihr die Geburt unseres Herrn, und wenn die sieben Jahre um sind, und ihr viel Gefahr und Noth überstanden habt, werdet ihr das Land der Verheißung der Heiligen finden, das ihr suchet, und daselbst vierzig Tage verweilen, darnach aber wird euch Gott zurückführen nach dem Lande eurer Heimath.

Als der heilige Vater dieses gehöret, beugte er sich auf den Boden und die Brüder ebenso, und sagten ihrem Schöpfer Lob und Dank, der Vogel aber kehrte an seinen Ort zurück. Als das Essen zu Ende war, sprach der Versorger: Wenn es Gottes Wille ist, komme ich zu euch auf den Tag, da man die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel feiert, und bringe euch alles, was ihr bedürft.

Sie verabschiedeten sich und der Mann kehrte an seinen Ort zurück, der heilige Vater aber blieb an demselbigen Ort so lange es ihm bestimmt war. Nach den Festtagen befahl er seinen Brüdern, das Schiff auszurüsten und die Gefäße mit

Wasser zu füllen; und als das Schiff schon im Meere war, kam der Mann und belud es mit Lebensmitteln. Nachdem alles in Ordnung gebracht war und er von allen Brüdern Abschied genommen hatte, kehrte er zurück von wo er gekommen war. Der heilige Mann und seine Genossen fuhren in das Meer und das Schiff trieb umher vierzig Tage lang. Eines Tages erblickten sie einen sehr großen Walfisch hinter ihnen her, der aus seiner Nase Wasser ausspie und die Wogen in schnellem Laufe zertheilte, als wollte er sie verschlingen. Sobald die Brüder ihn ansichtig wurden, riefen sie zu dem Herrn um Hilfe und sprachen: Herr, hilf uns, daß dieser Walfisch uns nicht fresse!

Der heilige Vater aber tröstete sie und sprach: Erschrecket nicht, ihr Kleingläubigen! Gott, der unser Vertheidiger ist, wird uns befreien aus dem Schlunde dieses Ungethüms und aus allen andern Gefahren.

Als er näher kam, gingen die Wogen in wunderbarer Höhe vor ihm her bis an das Schiff, und der ehrwürdige Greis hub seine Hände gen Himmel und sprach: Herr, befreie deine Diener, wie du David befreit hast aus der Hand des Riesen Goliath und wie du Jonas erlöst hast aus dem Bauche des großen Walfisches.

Nachdem er dies Gebet gesprochen hatte, kam ein großer Walfisch von Abend her dem andern entgegen, sprühte Feuer aus seinem Schlunde und begann mit diesem zu kämpfen. Da sprach der Greis zu seinen Brüdern: Betrachtet die Wunderwerke unseres Heilandes, und sehet, welchen Gehorsam sie

then gegen ihren Schöpfer. Laßt uns den Ausgang dieser Sache erwarten, denn dieser Kampf wird uns nichts schaden, sondern uns nur den Preis Gottes zeigen.

Als er dies gesagt hatte, wurde das Thier, das die Diener des Herrn verfolgte, besiegt und vor ihren Augen in drei Stücke zerrissen, das andere Thier aber kehrte zurück von wo es gekommen war. Des andern Tages sahen sie in der Ferne eine sehr schöne Insel voll mit Bäumen. An die Nähe des Ufers der Insel gelangt, bereiteten sie sich aus dem Schiffe zu steigen und erblickten den hintern Theil des umgebrachten Thieres. Da sprach Sanct Brandan: Seht hier das Thier, das euch fressen wollte! Nun sollt ihr es verzehren. Ihr werdet lange Zeit auf dieser Insel bleiben. Ziehet euer Schiff weit herauf auf den Strand und suchet einen geeigneten Platz für die Zelte.

Hier bestimmte er ihnen einen Platz zum Aufenthalt, sie thaten nach dem Befehle des Mannes Gottes, und brachten alles Erforderliche in die Zelte. Da sprach er zu ihnen: Nehmet euch Nahrung von diesem Walfisch, daß es hinreiche auf drei Monate, denn in dieser Nacht wird das Aas von den wilden Thieren gefressen werden.

Da trugen sie von dem Fleische weg bis an den Abend, so viel sie brauchten, nach dem Befehle des heiligen Vaters, und sprachen als sie fertig waren: Herr Abt, wie können wir aber hier leben ohne Wasser?

Der heilige Mann antwortete ihnen: Ist es wohl für Gott schwerer, euch Wasser zu verschaffen, als Speise? Gehet

nach der Mittagsseite dieser Insel! Da werdet ihr eine klare Quelle finden und dabei viel Kräuter und Wurzeln. Nehmt euch davon Vorräthe mit so viel ihr brauchet!

Und sie fanden alles so, wie es ihnen der Mann Gottes zuvor gesagt hatte. Sanct Brandan blieb daselbst drei Monate lang, denn es ging ein großer Sturm auf dem Meere, und dabei fiel Hagel und Regen. Eines Tags gingen die Brüder zu sehen, ob an dem Thiere eingetroffen wäre, was der Mann Gottes gesagt hatte, und als sie an den Ort kamen, wo das Aas gelegen war, fanden sie daselbst nichts als die Knochen. Da kamen sie zu dem Manne Gottes zurück und sagten: Herr Abt, wie du gesagt hast, so ist es geschehen

Und er sprach zu ihnen: Ich weiß wohl, liebe Söhne, daß ihr versuchen wolltet, ob ich wahr gesprochen habe. Ich will euch ein anderes Zeichen geben. Der Theil eines Fisches, den die Fischer verloren haben, wird zu uns herkommen. Daran mögt ihr euch morgen sättigen.

Des andern Tages gingen die Brüder an den Ort und fanden es, wie der Mann Gottes es ihnen gesagt hatte, und nahmen davon mit sich, so viel sie tragen konnten. Der heilige Vater sprach zu ihnen: Hebet alles sorgfältig auf und salzt es ein! Ihr werdet es nöthig haben. Unser Herr wird den Himmel heute aufhellen, morgen und übermorgen wird es schön Wetter sein, und die Unruhe in den Gewässern wird aufhören. Dann gehen wir von hinnen.

Als die drei Tage vorüber waren, befahl er seinen Brüdern das Schiff zu beladen, die Krüge und Gefässe zu füllen,

und Kräuter und Wurzeln für seinen Bedarf einzusammeln, denn seit er Priester war, genoß er nichts, was den Odem des Lebens in sich hatte. Nachdem so das Schiff mit allem beladen war, spannten sie ihre Segel aus und steuerten gegen Mitternacht. Eines Tages sahen sie in der Ferne eine Insel und Sanct Brandan sprach: Seht ihr diese Insel?

Ja, antworteten sie, wir sehen sie.

Da fuhr Sanct Brandan fort: Drei Völker wohnen darauf, eines von Kindern, eines von Jünglingen und eines von Greisen. Einer der Brüder soll dahin gehen.

Die Brüder aber fragten: Welcher? und waren darüber im Streite. Da sprach er, als er sie bekümmert sah: Derjenige, der hier bleiben wird.

Der Bruder, der hier bleiben sollte, war einer von den dreien, welche dem heiligen Manne aus dem Kloster später nachgefolgt waren, und über deren Schicksal er sich schon geäußert hatte, als sie in der Heimath das Schiff bestiegen. Sie fuhren an die Insel heran, bis das Schiff am Ufer hielt. Diese Insel war wundersam platt, so daß sie fast dem Meere gleich stand, dabei ohne Bäume und ohne alles, was vom Winde bewegt werden konnte. Sie war aber sehr schön und von weißen und rothen Muscheln bedeckt. Daselbst wohnten drei Geschlechter, wie der heilige Mann ihnen zuvor gesagt hatte, und eines war von dem andern getrennt durch den Raum von der Weite eines Schleuderwurfs; und sie gingen immer hin und her und ein Geschlecht sang: Die Heiligen

gehen von Vollendung zu Vollendung, bis daß sie den Gott der Götter schauen auf seinem heiligen Berge.

Wenn ein Geschlecht diesen Spruch geendet hatte, begann das andere denselben von Neuem, und so sangen sie fort ohne Aufhören. Das erste Geschlecht der Kinder hatte weiße Kleider, das zweite hyacinthne und das dritte rothe aus dalmatischem Purpur. Es war um die vierte Stunde des Tages als sie den Hafen der Insel gewannen. Um Mittag begannen die drei Geschlechter mit einander zu singen, und sangen den Psalm Deus misereatur nostri bis zu Ende und Deus in adjutorium und Et credite propter quod und das Gebet wie zuvor. Um die neunte Stunde sangen sie die drei andern Psalmen De profundis und Ecce quam bonum und Lauda Jerusalem dominum. Am Abend sangen sie Te decet und Benedic anima mea dominum, domine deus meus in te und Laudate pueri dominum, und die fünfzehn Stufenpsalmen sangen sie sitzend. Sobald dieser Lobgesang zu Ende war, bedeckte eine Wolke die Insel mit wunderbarer Finsterniß, so daß sie vor der Nacht nichts von alle dem sehen konnten, was sie zuvor gesehen hatten, aber dennoch hörten sie die Stimmen, welche das vorbesagte Lied sangen, ohne Aufhören bis zum Morgen. Da begannen sie zu singen Laudate dominum de coelis, darauf Cantate domino und zuletzt Laudate dominum in sanctis ejus. Darauf sangen sie zwölf Psalmen nach der Ordnung des Psalters. Als aber der Tag heran kam, verschwand die Wolke vor der Insel. Sogleich begannen sie

zu singen Miserere mei Deus und Domine refugium und endlich drei andere Omnes gentes, deus in nomine und Dilexi quoniam sammt dem Halleluja. Sodann opferten sie ein weißes Lamm, kamen zum heiligen Mahle und sprachen: Dies ist der heilige Leib des Herrn und das Blut unseres Heilandes; esset euch davon das ewige Leben!

Als das Opfer des Lammes auf diese Art vorüber war, trugen zwei von dem Geschlechte der Jünglinge einen Korb voll rother Muscheln heran, setzten sie auf dem Schiffe nieder und sprachen: Nehmet von der Frucht der Insel der starken Männer, gebt uns unsern Bruder zurück und ziehet im Frieden!

Da rief Sanct Brandan den obenbesagten Bruder zu sich und sprach: Küsse alle deine Brüder und gehe zu denen, welche dich rufen! Zu guter Stunde hat dich deine Mutter empfangen und du hast verdient bei solchen Genossen zu weilen.

Dabei küßte ihn der heilige Mann und sprach: Lieber Sohn, erinnere dich wie großes Gut dir Gott verheißen hat in dieser Welt! Gehe hin und bete für uns.

Damit begleitete er die zwei Jünglinge nach ihrer Schule, der heilige Vater aber fuhr von hinnen. Als die Zeit des Essens gekommen war, hieß er die Brüder von jenen Früchten essen. Er nahm eine derselben in die Hand, verwunderte sich über ihre Größe und darüber, daß sie voll von einem Safte war, und sagte, er habe nie Früchte von dieser Größe und in solcher Menge gesehen. Sie waren aber von gleicher Gestalt, keilförmig gebaut; er nahm ein Gefäß, drückte eine

derselben auf und bekam davon ein ganzes Pfund jenes Saftes. Dieses Pfund theilte er in zwölf Lothe und gab jedem davon ein Loth, so daß die Brüder zwölf Tage lang von jeder dieser Früchte lebten, und davon immer einen honigsüßen Geschmack in ihrem Munde hatten. Als dies vorüber war, befahl ihnen der heilige Vater, dreimal an bestimmten Tagen zu fasten. Hernach kam ein sehr großer Vogel, der flog um das Schiff, und hielt einen Baumzweig, den man nicht kannte, und der oberste Theil des Zweiges war wunderbar roth; den ließ er dem heiligen Manne in den Schoß fallen. Dieser rief seinen Brüdern und sprach: Nehmt die Speise, welche Gott euch sendet.

An diesem Zweige hingen nämlich Trauben in der Größe von Äpfeln; diese vertheilte der Mann Gottes unter seine Brüder, und so hatten sie zu leben auf vierzehn Tage. Darauf schrieb der heilige Mann den Brüdern das vorbesagte Fasten vor. Drei Tage darnach sahen sie nicht weit von ihnen eine Insel ganz dicht mit Bäumen bedeckt, welche die Frucht der obenbesagten Trauben in unglaublicher Fülle trugen, so daß alle Bäume ihre Äste bis auf die Erde senkten vor dem Gewicht dieser Früchte. Alle hatten eine Farbe und kein Fruchtbaum anderer Art war auf der Insel zu finden. Die Brüder liefen in den Hafen ein, der Mann Gottes stieg aus dem Schiffe, und begann auf der Insel umherzugehen. Der Duft, welcher darauf herrschte, war gerade wie der Duft in einem Gemache voll rother Äpfel. Die Brüder warteten in dem Schiffe bis der heilige Mann zu ihnen zurückkäme;

unterweilen aber wehte ihnen der süße Duft so lieblich entgegen, daß es war, als wolle er ihnen ihr Fasten erleichtern. Der heilige Vater fand sechs reichliche Quellen, dazu Kräuter und allerlei Wurzeln. Hernach kam er zu seinen Brüdern zurück, brachte von den Früchten der Insel mit sich und sprach zu ihnen: Steiget aus dem Schiffe, schlaget Zelte auf und erquickt euch an den guten Früchten dieses Landes, welche der Herr uns darbietet!

So genossen sie von den Trauben, den Kräutern und den Wurzeln, stiegen nach kurzer Zeit wieder in ihr Schiff, reichlich mit Früchten versehen, und spannten die Segel aus, damit der Wind sie von hinnen führe. Nachdem sie einige Zeit gefahren waren, zeigte sich ihnen ein Vogel, den man Greif nennt, und flog ihnen entgegen. Als die Brüder ihn erblickten, sprachen sie zu dem heiligen Vater: Dieses Thier ist gekommen, um uns zu verschlingen.

Fürchtet euch nicht, entgegnete der Mann Gottes; der Herr ist unsere Hilfe und unser Schutz und wird uns auch diesesmal erretten.

Aber der Greif streckte seine Klauen aus, um die Diener Gottes zu erfassen. Da kam jener Vogel, welcher ihnen zuvor den Zweig mit den Früchten gebracht hatte, in grimmigem Fluge dem Greif entgegen, und sie kämpften lange mit einander; endlich riß er dem Greif die Augen aus, besiegte ihn und das Aas fiel vor den Augen der Brüder in das Meer; der Vogel aber, welcher den andern besiegt hatte, kehrte an seinen Ort zurück. Auf der Insel feierten die Genossen

des Alibius die Geburt unseres Herrn. Nachdem dies in den bestimmten Tagen geschehen war, empfing Sanct Brandan den Segen von dem Vater des Klosters, und schweifte darauf lange Zeit im Meere umher. Die Geburt des Herrn aber und das Osterfest feierte er an den vorbesagten Orten. Eines Tags geschah es, als Sanct Brandan auf seinem Schiffe das Fest des heiligen Apostels Petrus feierte, daß das Meer so klar wurde, daß sie alles sehen konnten, was sich unter ihnen befand. Da erblickten sie verschiedene Arten von Thieren, welche unter dem Sande lagen. Es kam ihnen vor, als könnten sie diese Thiere vom Grunde heraufnehmen, so hell war das Meer. Es sah aus, als lägen Herden von Thieren auf einer reichen Waide umher, und sie legten sich im Kreise wie eine runde Stadt. Die Brüder baten den heiligen Vater, die Messe stille zu lesen, damit nicht die Thiere durch das seltsame Getön aufgeweckt würden, um sie zu bekriegen. Sanct Brandan erwiderte lächelnd: Ich wundere mich über eure Thorheit. Warum fürchtet ihr diese Thiere und fürchtet den nicht, der alle diese Thiere verschlingt? Oftmals habt ihr auf seinem Rücken gesessen, Loblieder gesungen, Holz gespalten, Feuer angezündet und Fleisch gekocht. Warum fürchtet ihr also diese Thiere? Und ist nicht Gott der Herr von allen, der in seiner Gewalt hat alles, was da lebet?

Nachdem er dies gesagt hatte, fing er an zu singen so laut er konnte, die Brüder aber betrachteten noch immer die Thiere. Als diese den Gesang vernahmen, machten sie sich auf und schwammen um das Schiff her, so daß die Brüder

nichts anderes sahen, als die Unzahl der schwimmenden Thiere. Sie kamen gar nicht an das Schiff heran, sondern hielten sich stets in einiger Entfernung, und als der heilige Mann seine Messe geendet hatte, kehrten sie heim, sie schwammen dahin, wie auf der Flucht nach verschiedenen Richtungen und verschwanden vor den Dienern Gottes. Diese aber konnten kaum in acht Tagen, während welcher ein günstiger Wind ihre Segel blähte, über das helle Meer hinwegkommen. Hernach geschah es, als sie die Messe sangen, erschien ihnen eine Säule auf dem Meere, und sie meinten, sie sei nicht weit von ihnen entfernt, aber doch konnten sie sie vor drei Tagen nicht erreichen. Als sie ihr näher kamen, schaute der Mann Gottes nach dem Gipfel der Säule, aber er konnte ihn nicht sehen um ihrer Höhe willen, denn die Säule war höher als die Luft. Die Säule war mit einem weit herabhängenden Teppich bekleidet, so daß das Schiff nicht unter demselben hinwegfahren konnte. Sie wußten nicht, aus welchem Stoffe dieser Teppich gefertigt war, die Farbe sah aus wie Silber, und er kam ihnen härter vor als Marmor, die Säule aber war von dem hellsten Krystall. Da sprach der Mann Gottes zu den Brüdern: Leget die Ruder, den Mast und die Segel in das Schiff! Einige von euch aber sollen die Zipfel des Teppichs halten.

Der vorbesagte Teppich nahm den Raum einer Meile, von der Säule an, ein, und breitete sich aus bis weit in die Tiefe des Meeres. Da sagte der Mann Gottes zu ihnen: Treibet das Schiff hindurch an einer Öffnung, damit wir die Wunder unseres Schöpfers erblicken!

Als sie durch die Öffnung kamen und da und dort umherschauten, erschien ihnen das enthüllte Meer in solcher Klarheit, daß sie alle Dinge, welche darunter waren, sehen konnten. Auch den Grund der Säule konnten sie sehen und ihren Gipfel, denn die Hülle war gefallen. Das Licht der Sonne aber war innerhalb nicht geringer als außerhalb. Da maß Sanct Brandan die Säule; sie schifften den ganzen Tag an einer Seite derselben hin, und eben so lange an den drei andern Seiten; am vierten Tage aber fanden sie einen Kelch aus dem Stoffe des Teppichs, und eine Schale von der Farbe der Säule nach der Windseite zu. Diese Gefäße nahm der Mann Gottes und sprach: Unser Herr Jesus Christ hat uns dieses Wunder gezeigt, und damit wir dies den andern glaubhaft machen, hat er mir diese zwei Geschenke gegeben.

Der heilige Mann befahl seinen Brüdern, den Gottesdienst zu halten, und darauf sich mit Speise und Trank zu erfrischen, aber sie hatten keine Lust dazu, seit sie die Säule gesehen hatten. Als die Nacht vorüber war, begannen sie gegen Mitternacht zu schiffen. Sie fuhren durch eine Öffnung des Teppichs hindurch, und während die einen den Mast aufrichteten und die Segel ausspannten, hielten die andern die Zipfel des Teppichs in die Höhe bis alles in Ordnung war. Als sie die Segel ausgespannt hatten, blies ihnen der Wind so lustig darein, daß sie nicht zu rudern, sondern nur die Taue zu halten brauchten, und so fuhren sie acht Tage lang gegen Norden. Nach Verfluß derselben erblickten sie eine häßliche und steinige Insel voll vom Schlamme des Meers, ohne Bäume

und ohne Kraut, aber voll von Schmiedeeisen. Der ehrwürdige Vater sprach da zu seinen Brüdern: Wahrlich, liebe Brüder, ich fürchte mich vor dieser Insel. Ich wollte nicht zu ihr gehen, ja ihr nicht nahe kommen, aber der Wind hat uns dahin getrieben.

Sobald sie der Insel auf einen Steinwurf nahe kamen, hörten sie das Blasen der Blasbälge, welche dröhnten wie der Donner, und den Lärm der Hämmer, welche gegen das Eisen und die Ambose schlugen. Sobald sie dies vernahmen, schützte sich der heilige Vater mit dem Siegeszeichen unseres Herrn an vier Seiten seines Leibes und sprach: Herr Jesus Christ, befreie uns von dieser bösen Insel!

Als der Mann Gottes dieses Wort gesprochen, trat einer der Bewohner dieser Insel heraus, wie um etwas zu verrichten; sein Ansehen war struppig, erhitzt und schwarz. Als er aber die Diener Gottes an die Insel herankommen sah, kehrte er in seine Werkstätte zurück. Der Mann Gottes bekreuzte sich nochmals und sprach zu seinen Brüdern: Meine Söhne, spannt die Segel höher, rudert was ihr vermögt und laßt uns von dieser Insel fliehen.

Kaum hatte er das gesagt, als der vorbesagte Mann ihnen an das Ufer entgegenkam, eine Zange in der Hand mit einer ungeheuren Masse glühender Schlacken. Diese schleuderte er alsbald auf die Diener Gottes, doch schadete es ihnen nichts, denn es flog über sie hinweg und fiel in weiter Ferne von ihnen ins Meer; an der Stelle aber begann sich das Wasser zu erhitzen, wie in einem feuerspeienden Berge,

und Rauch stieg aus dem Meere auf wie aus einem Feuerofen. Schon war der Mann Gottes eine Meile weit von jener Stelle entfernt, wo die glühende Masse niedergefallen war, als alle die, welche sich auf der Insel befanden, an das Ufer gelaufen kamen, und ein jeder brachte eine Ladung jener Schlacken mit sich. Die einen warfen dieselbe nach den Dienern Gottes in das Meer, die andern warfen sie über sich selbst her. Darauf kehrten sie zu ihren Werkstätten zurück und steckten sie in Brand, so daß die ganze Insel glühte wie ein Feuerklumpen, und das Meer erhitzte sich wie ein Fleischkessel, der gut mit Feuer bedient wird. Die Brüder aber hörten noch den ganzen Tag ein großes Geheul, und auch als sie die Insel nicht mehr sehen konnten, drang das Geheul der Inselbewohner noch bis zu ihren Ohren und ein häßlicher Gestank in ihre Nasen. Da tröstete der heilige Vater die Mönche und sprach: Wohlauf, ihr Ritter Gottes, kräftiget euch im wahren Glauben und mit geistlichen Waffen, denn wir sind in der Nachbarschaft der Hölle, darum wachet und betragt euch männlich!

Ein anderesmal zeigte sich ihnen ein hoher Berg im Meere gegen Mitternacht, nicht weit von ihnen entfernt, aber er war wie in dünne Wolken gehüllt, die auf dem Gipfel dampften. Auf einmal zog sie ein Wind in die Nähe jener Insel, bis das Schiff nicht weit vom Lande still stand. Das Ufer der Insel war sehr hoch, so daß sie kaum den Gipfel derselben sehen konnten; es war von kohlschwarzer Farbe und steil wie eine Mauer. Der eine noch übrige von den drei

Brüdern, welche Sanct Brandan aus dem Kloster nachgefolgt waren, sprang aus dem Schiffe, ging bis an das Ufer hin, rief und sprach: Ach lieber Vater, wie weh thut es mir um euch, daß ich nicht zu euch kommen kann.

Da führten die Brüder das Schiff alsbald rückwärts vom Lande, schrieen zu Gott und sprachen: Herr, erbarme dich unser!

Der heilige Vater aber sagte ihnen, wie dieser Unglückselige von einer Menge von Teufeln dahin geführt werde, und wie er ihn im Feuer brennen sehe. Wehe dir, rief er aus, daß dir ein solches Lebensende geworden ist!

Sogleich faßte sie wieder ein günstiger Wind und führte sie rückwärts gegen Mittag. Als sie hinter sich sahen, bemerkten sie, daß der Berg jener Insel vom Rauche frei war. Die Flamme schlug hoch in die Luft und verbreitete sich über den ganzen Berg, so daß die Insel bis an das Meer hin einem ungeheuren brennenden Scheiterhaufen gleich sah. Nachdem sie sieben Tage lang gegen Mittag gefahren waren, erschien ihnen eine Gestalt wie die eines Mannes, der auf einem Felsen saß, und vor ihm war ein Tuch, das wie ein Sack an zwei eisernen Hacken hieng und das die Wogen hin und herwarfen wie ein Schiff im Sturme. Die einen hielten es für ein Fahrzeug, die andern aber meinten es sei ein Vogel. Da sprach der Mann Gottes zu ihnen: Meine Brüder, laßt diesen Streit, und lenket euer Schiff nach der Stelle hin!

Als sie derselben nahe kamen, bemerkten sie, daß das Wasser ringsum fest war wie ein Wall, und fanden auf dem

Felsen einen struppigen garstigen Mann sitzen, und von allen Seiten brachen die Wellen auf ihn ein und schlugen ihm über dem Scheitel zusammen. Wenn sie aber weg waren, sah man, daß der Fels, auf welchem er saß, ganz kahl war, und das Tuch, welches vor ihm herabhieng, schlug der Wind manchmal über ihn her und bedeckte ihm damit sein Gesicht. Da fragte ihn der heilige Mann, wer er wäre, und um welcher Ursache willen er hierher gesandt sei und eine solche Strafe verdient habe. Er sprach: Ich bin der unglückliche Judas, der den schlimmen Handel gemacht hat. Ich habe diesen Ort nicht verdient, sondern durch die unendliche Barmherzigkeit Jesu Christi erhalten. Er ist mir nicht zur Strafe angewiesen, sondern durch die Gnade Gottes und zur Ehre der Auferstehung unseres Herrn; denn es ist heute Sonntag. Jetzt scheint es mir, als sitze ich mitten in der Wonne des Paradieses, gegenüber von den Qualen, in die ich auf den Abend zurückkehren muß. Dann brenne ich wie eine Masse geschmolzenen Bleies in einem Topfe Tag und Nacht auf dem Berge, den ihr gesehen habt. Dort haust der Teufel mit seinen Gesellen, und auch ich war daselbst, als er euren Bruder verschlang. Darum freute sich die Hölle und spie große Flammen aus, wie sie immer thut, wenn sie die Seelen der Missethäter verschlingt. Ich aber habe immer Kühlung an allen Sonntagen vom Morgen bis zum Abend, von der Geburt unseres Herrn bis zur Erscheinung, von Ostern bis Pfingsten, am Feste der Reinigung unserer lieben Frauen und an der Himmelfahrt. Alle andern Tage und Nächte bin ich in der

Qual der Hölle mit Herodes und Pilatus, Annas und Kaiphas. Darum bitte ich euch bei dem Erlöser der Welt, daß ihr für mich bittet bei unserem Herrn Jesus Christ, daß er mich hier weilen lasse bis morgen früh, daß die Feinde mich nicht quälen, so lange ihr hier seid und ein böses Erbe an mir erhalten.

Der heilige Mann erwiderte ihm: Unsers Herrn Wille geschehe! Du sollst nicht von den Teufeln geplagt werden bis morgen.

Da fragte ihn der Mann Gottes weiter und sprach: Was bedeutet dieses Tuch?

Er antwortete: Ich gab dasselbe einem Miselsüchtigen, als ich Kämmerer meines Herrn war, aber weil es nicht mir gehörte, sondern eben so gut unserem Herrn und den andern Brüdern, habe ich davon kein Verdienst, vielmehr Hinderniß meiner Seligkeit. Die Hacken, an welchen es hängt, gab ich den Priestern und sie halten nun den Kessel, in welchem ich brate. Ehe ich der Jünger unseres Herrn wurde, hatte ich sie in einer Grube an der Straße versteckt.

Als die Abendzeit das Antlitz der Thetis verhüllt hatte, kam eine Schaar von bösen Geistern mit großem Lärm heran und sprach: Du Mann Gottes, weiche von uns, denn wir können unserem Gesellen nicht nahen, wenn du nicht von ihm weggehst, aber wir wagen auch nicht, unserem Fürsten vor die Augen zu treten, wenn wir ihm nicht seinen Freund zurückbringen. Du aber gib uns unsere Speise zurück, und enthalte sie uns nicht vor in dieser Nacht.

Der Mann Gottes sprach zu ihnen: Nicht ich verbiete es euch, sondern unser Herr Jesus Christ hat ihm diese Nacht geschenkt, um hier zu bleiben.

Die Teufel antworteten ihm: Wie rufst du den Namen unseres Herrn für ihn an, da er der Verräther unseres Herrn ist?

Da sprach der Mann Gottes: Ich befehle euch im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr ihm kein Leid zufügt bis an den Morgen.

Als die Nacht auf diese Weise vorüber ging, kam am Morgen, während der Mann Gottes sich zur Weiterreise anschickte, eine große Menge von Teufeln und bedeckte die Oberfläche des Abgrundes. Sie erhoben ein gräßliches Geschrei und sprachen: O du Mann Gottes, verflucht sei dein Kommen und dein Gehen, denn unser Fürst hat uns diese Nacht grausam mit Ruthen gepeitscht, weil wir ihm den Verdammten nicht gebracht haben.

Der Mann Gottes sprach zu ihnen: Dieser Fluch wird nicht auf uns, sondern auf euch fallen, denn der, dem ihr fluchet, ist gesegnet, und der, den ihr segnet, ist verflucht.

Da sprachen die Teufel weiter: Der schlimme Judas soll doppelte Strafe leiden in diesen sechs Tagen, weil ihr sie ihm diese Nacht erspart habt!

Der heilige Mann aber entgegnete den Teufeln: Ihr werdet diese Gewalt nicht haben, noch auch euer Fürst, denn so ist es der Wille des Höchsten. Und er sprach weiter: Ich

befehle euch im Namen unseres Herrn, euch und eurem Fürsten, daß ihr ihm keine größern Qualen anthut, als zuvor.

Sie antworteten: Bist du unser Herr, daß wir deinen Worten gehorchen sollen?

Ich bin der Diener dessen, versetzte der Mann Gottes, der Herr ist über alles, und was ich in seinem Namen befehle, das geschieht, und ich habe Gewalt, so weit er sie mir verleiht.

Sie verfolgten ihn aber mit Schmähungen, bis er von Judas abgelassen hatte. Darauf kehrten die Teufel zurück und nahmen die unglückliche geplagte Seele mit sich unter großem Jubel und Geheul. Der Mann Gottes fuhr gegen Mittag weiter und lobte den Herrn über alles, was ihm begegnet war. Drei Tage später sahen sie in der Ferne eine kleine Insel. Als sie sich beeilten darauf loszusteuern, sagte der heilige Mann zu ihnen: Liebe Brüder, ermüdet euch nicht zu sehr! Auf nächste Ostern sind es sieben Jahre seit wir von unserer Heimath geschieden sind. Nun werdet ihr auf dieser Insel den heiligen Paul sehen, der ohne körperliche Speise daselbst seit sechszig Jahren ein geistliches Leben führt, und dreißig Jahre vorher hat er zum letztenmal vom Fleische eines Thieres genossen.

Als der heilige Mann und seine Brüder an das Ufer gelangten, konnten sie keinen Landungsplatz finden wegen seiner Höhe. Die Insel war sehr klein und rund, auf der Höhe derselben befand sich keine Erde, sondern sie sahen nur einen kahlen Stein nach Art eines Felsens, und derselbige war gleich

lang, breit und hoch. Indem sie um die Insel herfuhren, bemerkten sie einen Hafen, der aber so eng war, daß das Schiff kaum mit dem Vordertheil hinein konnte. Da sprach der Mann Gottes zu den Brüdern: Wartet hier, bis ich wieder zu euch komme, denn es ist euch nicht erlaubt, hier hereinzufahren ohne die Erlaubnis des Mannes Gottes, der an diesem Orte wohnt.

Als der ehrwürdige Vater auf den Gipfel der Insel gelangte, bemerkte er zwei Höhlen, welche sich auf der Seite dieser Insel gegen Morgen zu neben einander befanden, und eine kleine runde Quelle, die aus dem Felsen hervorsprudelte, welcher die Öfnung der Höhle, in der der Ritter Jesu Christi wohnte, verdeckte. Kaum aber war die Quelle aus dem Felsen gedrungen, so verschwand sie auf der andern Seite wieder in dem Stein. Als Sanct Brandan an die Öfnung einer dieser Höhlen kam, trat aus der andern ihm ein Greis entgegen und sprach: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig mit einander wohnen.

Darauf befahl er Sanct Brandan, alle seine Brüder aus dem Schiffe herzuholen, und als sie da waren, küßte sie der Mann Gottes einen nach dem andern und nannte sie alle beim Namen. Als sie dies hörten, wunderten sie sich sehr über seinen prophetischen Geist, nicht weniger aber über seinen Aufzug, denn er war ganz und gar von den Haaren seines Hauptes und Bartes bedeckt und die Haare glänzten weiß wie der Schnee wegen seines hohen Alters. Eine andere Kleidung hatte er nicht als die Haare, die auf seinem Leibe wuchsen, und als Sanct Brandan dies bemerkte, erbarmte er sich und

sprach: Wehe mir, daß ich Mönchskleider trage, und mir sind viele Menschen anvertraut im Namen dieses Ordens! Hier aber sehe ich einen Menschen vom Stande der Engel, und noch ist an seinem menschlichen Leibe nichts verdorben durch die Fehler des Fleisches.

Der Mann Gottes versetzte: O ehrwürdiger Vater, wie Vieles und Großes hat dir Gott gezeigt, was er noch keinem der heiligen Väter geoffenbart hat, und du sprichst in deinem Herzen, du seiest nicht würdig, das Mönchsgewand zu tragen! Ich sage dir, du bist größer als ein Mönch. Der Mönch lebt und kleidet sich von der Arbeit seiner Hände; Gott aber hat dich sieben Jahre lang durch seine Wunder ernährt und gekleidet und deine Genossen mit dir. Ich Elender sitze hier auf diesem Steine nackt wie ein Vogel und nur mit meinen eigenen Haaren bekleidet.

Da fragte ihn Sanct Brandan, wie er an diesen Ort gekommen, woher er wäre, und wie lange er ein solches Leben geführt habe. Er antwortete: Ich lebte im Kloster des heiligen Patricius fünfzig Jahre lang und hatte die Aufsicht über den Kirchhof der Brüder. Eines Tags geschah es, daß mein Vorgesetzter mir die Stelle eines Begräbnisses anwies, wo ein Todter beerdigt werden sollte. Da erschien mir ein Greis, welchen ich nicht kannte und sprach: Lieber Bruder, mach dieses Grab nicht hier, denn es ist das Grab eines andern!

Ich sprach zu ihm: Lieber Vater, wer bist du?

Und er sprach: Warum kennst du mich nicht? Bin ich nicht dein Abt?

Ich antwortete ihm: Sanct Patricius ist mein Abt.

Er aber sprach: Ich bin Sanct Patricius. Gestern bin ich aus dieser Welt geschieden; dies ist die Stätte meines Begräbnisses.

Er bezeichnete mir den Ort und setzte hinzu: Dort sollst du unsern Bruder beerdigen, aber sage niemand, was ich mit dir gesprochen habe! Gehe morgen an das Ufer des Meeres, da wirst du ein Schiff finden, und dieses wird dich an den Ort bringen, wo du den Tag deines Todes erwarten sollst.

Ich ging am Morgen dahin, wie mir der heilige Vater geboten hatte, und fand es auch wie er mir verheißen. Nachdem ich das Schiff bestiegen hatte, fuhr ich drei Tage und drei Nächte in einem fort. Darnach aber ließ ich mein Schiff gehen, wohin der Wind es führen wollte. Am siebenten Tage fand ich diesen Felsen, stieg darauf und gab meinem Schiff einen Stoß mit dem Fuße, daß es zurückging, woher es gekommen war. Es durchschnitt rasch die Wellen und kam wieder in seine Heimath; ich aber bin seit der Zeit hier. Am ersten Tage nach meiner Ankunft brachte mir ein wildes Thier um die neunte Stunde einen Fisch zur Speise und hielt ein Bündel Reis, um Feuer zu machen, zwischen den Vorderfüßen, während es mit den Hinterfüßen einherging. Es legte den Fisch und den Reisbüschel vor mir nieder und kehrte zurück, von wo es gekommen war; ich aber schlug mir mit einem Eisen Feuer aus dem Felsen, zündete das Reisig an und machte nun das Fleisch des Fisches zurecht. Auf dieselbe Weise brachte mir dreißig Jahre lang dieser Diener dieselbe Kost, nämlich

je nach drei Tagen brachte er einen Fisch, so daß es mir an nichts fehlte, was ich haben wollte, und am Sonntag quoll immer ein wenig Wasser aus diesem Stein, womit ich meinen Durst löschen und meine Hände waschen konnte. Nach dreißig Jahren fand ich diese zwei Höhlen und diese Quelle, und von dieser lebe ich nun seit sechszig Jahren, ohne eine andere Nahrung zu genießen. Über neunzig Jahre bin ich somit auf dieser Insel; dreißig Jahre lebte ich von Fischen und sechszig Jahre lang gewährte diese Quelle mir meine Nahrung; fünfzig Jahre aber lebte ich zuvor in meiner Heimath; mein ganzes Lebensalter beträgt somit jetzt hundert und vierzig Jahre und in diesem meinem Fleisch muß ich hier den Tag des Gerichts erwarten. Wenn ihr nun in eure Heimath zurückkehrt, so nehmt eure Gefäße voll des Wassers dieser Quelle mit euch! Ihr werdet es wohl nöthig haben, denn ihr habt noch vierzig Tage lang einen weiten Weg zu thun bis zu dem Sonnabend vor Ostern. Diesen und das Osterfest und die übrigen heiligen Tage werdet ihr wieder da feiern, wo ihr sie in den letzten sechs Jahren gefeiert habt. Nachher, wenn ihr euch von dem Versorger verabschiedet habt, werdet ihr in das Land der Verheißung der Heiligen kommen, und daselbst vierzig Tage verweilen, und darauf wird euch Gott frisch und gesund in das Land eurer Heimath zurückführen.

Damit gab ihnen der Mann Gottes seinen Segen, und sie fuhren während der Fastenzeit immer gegen Mittag. Das Schiff fuhr da und dorthin, und das Wasser, das sie auf der Insel von dem Manne Gottes mitgenommen hatten, diente

ihnen zur Nahrung, so daß sie je drei Tage lang weder Speise noch Trank bedurften. Am heiligen Sonnabend vor Ostern gelangten sie an die Insel ihres Versorgers. Er kam ihnen mit großer Freude entgegen und reichte einem nach dem andern die Hand, um ihn aus dem Schiffe zu heben. Als der Gottesdienst des heiligen Tages vorüber war, bereitete er ihnen den Tisch zum Abendessen, und darauf stiegen sie in das Schiff und der Mann mit ihnen. Sie fanden einen Walfisch an dem gewohnten Ort, sangen Gottes Preis die ganze Nacht und hielten am Morgen eine Messe. Als diese vorüber war, schwamm Jasconius von himnen, und alle Brüder schrieen zum Herrn und sprachen: Herr Gott, hilf uns!

Sanct Brandan aber tröstete seine Brüder und sprach: Seid unbekümmert, es wird euch nichts Schlimmes widerfahren, sondern Gottes Obhut wird über eurer Reise wachen.

Der Walfisch kam geraden Weges an das Ufer der Insel der Vögel, wo sie bis zur Pfingstwoche blieben. Als die Zeit der Festlichkeiten vorüber war, sprach der Versorger, welcher sie immer begleitete, zu Sanct Brandan: Tretet in das Schiff und füllt zuvor eure Krüge aus dieser Quelle! Ich werde jetzt immer mit euch gehen und euch den Weg zeigen, denn ohne mich könnt ihr das Land der Verheißung der Heiligen nicht finden.

Darauf stiegen sie in das Schiff, und alle Vögel, die auf jener Insel waren, riefen einstimmig: Herr unser Gott, wir bitten dich, du mögest ihnen glückliche Reise verleihen.

Sie kehrten darnach zur Insel ihres Versorgers zurück

und er ging immer voran, ihnen den Weg zu zeigen. Als vierzig Tage um waren, kam gegen Abend eine so große Finsternis über sie, daß kaum einer den andern sehen konnte. Da sprach ihr Versorger: Weißt du, was das für eine Finsterniß ist!

Nein, sprach Sanct Brandan.

Diese Finsterniß, versetzte der Führer, umgibt jene Insel, welche ihr seit sieben Jahren sucht.

Nach Verfluß von einer Stunde umfloß sie ein helles Licht und das Schiff hielt am Ufer stille. Sie traten heraus und sahen ein großes Land voll von Obstbäumen mit reifen Früchten, als wäre man im Herbste. Sie gingen in dem Lande umher und hatten daselbst nie Nacht, sondern einen immerwährenden Tag. Sie genoßen von den Früchten und tranken aus den Quellen des Landes, und gingen vierzig Tage darin umher, ohne ein Ende finden zu können. Eines Tags gelangten sie an einen großen Fluß, der mitten durch die Insel lief. Da sprach der heilige Mann zu den Brüdern: Wir können nicht über diesen Fluß setzen, noch die Größe dieses Landes erfahren.

Während sie solches bei sich bedachten, kam ihnen ein Jüngling entgegen, küßte sie mit großer Freudigkeit, nannte jeden mit Namen und sprach: Friede sei mit euch, und gesegnet sind, die da wohnen im Hause des Herrn und die ihn loben von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Darauf fuhr er gegen Sanct Brandan fort: Sieh hier das Land, das du lange Zeit gesucht hast! Aber Gott hat es

dich bisher nicht finden lassen, weil er dir zuvor die großen Wunder des Weltmeeres zeigen wollte. Kehre nun zurück in das Land, da du geboren bist, und nimm von diesen Früchten und dem edlen Gestein mit dir, so viel dein Schiff tragen kann, denn der Tag kommt heran, wo deine Pilgerschaft zu Ende geht, wo du versammelt wirst zu deinen Vätern. In später Zeit wird dieses Land deinen Nachkommen offenbart werden, und sie sollen hier eine Zuflucht finden vor der Verfolgung der Heiden. Der Fluß, welchen du siehst, theilt diese Insel in zwei Hälften, und wie du sie jetzt siehst, so ist sie immerdar reichlich versorgt mit Früchten. Finsterniß kennen wir nicht, denn der Glanz des Herrn umleuchtet uns.

Nachdem sie sich mit Früchten und verschiedenem Gestein dieser Insel reichlich versehen hatten, verabschiedeten sie sich von ihrem Versorger und dem Jüngling, stiegen in das Schiff und Sanct Brandan ruderte durch die Finsterniß hin. Als sie durch dieselbe hindurch geschifft waren, gelangten sie zu der Insel, welche das Land der Wonne heißt, blieben daselbst drei Tage und kehrten darauf in ihre Heimath zurück, woselbst Sanct Brandan sein Leben im Frieden beschloß.

Robert der Teufel.

Vor alten Zeiten lebte in der Normandie ein Herzog aus edlem Geschlechte, welcher tapfer und ritterlich war, und den die Barone seines Herzogthums, als er in seinen besten Jahren stand, aufforderten, eine Frau zur Ehe zu nehmen. Der Herzog sagte ihnen dies zu, und gab ihnen zugleich auf, sich auf den Weg zu machen, und ihm eine solche zu suchen. Die Barone thaten dies und führten ihm eine schöne und wohlgesittete Jungfrau, eines Grafen Tochter, herbei, welche er zu seinem ehelichen Gemahl annahm. Die Hochzeitfeier war sehr stattlich; Grafen und Fürsten in Menge fanden sich dabei ein, und der Herzog vertheilte an die Spielleute und anderes fahrende Volk Geld in Menge. Der Herzog und die Herzogin lebten lange Zeit mit einander, ohne daß sie ein Kind bekam, und alle Gebete und Gelübde, welche sie Gott und dem Sanct Peter für diesen Zweck darbrachten, wollten nichts fruchten. Da geschah es eines Tags nach Pfingsten, daß der Herzog in den Wald auf die Jagd ging und die Hunde einen Hirsch erjagten. Die Herzogin hing indessen ihrem Schmerze nach, daß sie kein Kind bekam und rief aus: Ach Gott, warum has-

sest du mich so, daß du mir keine Leibesfrucht verleihen willst? So manchem gemeinen armen Weibe gibst du sogleich Kinder, und mich, die du sonst mit Macht und Reichthum gesegnet hast, lässest du keine haben. Mich däucht, es geht über deine Gewalt, daß du so lange meine Bitten nicht erhörst. Darum rufe ich zu dir, Teufel, und bitte dich, höre auf mein Wort! Wenn du mir ein Kind verleihst, so will ich von nun an zu dir beten.

Nach diesen Worten sank sie ohnmächtig auf das Bette und machte sich, als sie wieder zu sich kam, bittere Vorwürfe. Um dieselbe Zeit kam der Herzog von der Jagd zurück, stieg hinauf in den Saal, wo er seine Jagdkleider ablegte, und trat darauf in das goldgeschmückte Zimmer zu seiner Frau, und ward von dem Anblick ihrer Schönheit so sehr entzündet, daß ihn die Lust ergriff, mit ihr zu liebkosen. Er trug sie daher auf sein Bette und scherzte lange mit ihr. Der Teufel aber war es, der ihn dazu verleitet hatte, und die Frau ward mit einem Kinde schwanger, worüber sie sich tief betrübte, denn sie gedachte wohl, daß Gott daran keinen Theil habe, und daß das Kind nichts Gutes in der Welt vollführen werde. Indeß ging die Zeit vorüber, während welcher sie das Kind mit großer Beschwerde zu tragen hatte. Jedermann wußte im ganzen Lande, daß sie schwanger war, und freute sich, weil sie dadurch verschiedenen Kriegen zu entgehen glaubten. Aber ach, sie entgingen ihnen darum nicht. Als nun das Stündlein der Herzogin kam, da sie entbunden werden sollte, befielen sie gräßliche Qualen, und die Wehen dauerten eine ganze

Woche, während welcher sie weder Schlaf noch Ruhe genoß, bis sie endlich eines Sohnes genas. Als das Kind geboren war, ließ der Herzog den Bischof zu sich bescheiden, welcher es taufte und ihm den Namen seines Vaters Robert beilegte. Nachdem das Kind die heilige Taufe mit Salz, Öl, Wasser und Weihe empfangen hatte, ließ man ihm Ammen kommen, um es zu säugen und zu nähren. Aber das Kind war so böser Art, daß es sich durchaus nicht zufrieden stellen ließ, sondern in einem fort heulte und schrie und mit den Füßen um sich stieß; so oft es aber die Amme säugen wollte, biß es sie in die Brust und weinte und schrie unaufhörlich, so daß die Ammen sich scheuten, ihm weiter die Brust zu reichen und ihm durch ein Hörnchen ihre Milch gaben. Auch wenn sie ihn aus dem Bette hoben, suchte er sie zu beißen und zu kratzen, und wenn er dies nicht konnte, stieß er sie mit den Füßen. So wollte der kleine Robert nie etwas freundliches thun, und sein ganzes Geschäft war schreien und brüllen. Dabei wuchs er in einem Tage mehr als andere in sieben und nahm auch an Schönheit so sehr zu, daß er in seinem vierzehnten Jahre der schönste Jüngling war, den es geben konnte. Bei all seiner Schönheit und seinem Verstande aber war er schon als Knabe so böse, daß er, so bald er an den Bänken umherklettern konnte, Bänke und Stühle nach seinen Ammen und nach dem Geräthe, das in der Stube war, schleuderte; und als er im Hause umhergehen konnte, ging er an das Kamin, warf brennendes Stroh auf die Leute und beschmutzte sie mit Asche. Man wollte ihn lesen lehren, aber niemand brachte es dahin,

ihm auch nur einige Buchstaben einzuprägen, so ernstlich man ihn auch mit Schlägen strafte. Als er sein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war er schon in der ganzen Gegend berüchtigt, so daß niemand an den Hof zu kommen wagte, denn wenn er einen nur bei der Hand faßte, hatte er ihm gleich bis zu den Füßen herab die Kleider zerrissen, er fuhr den Leuten mit den Zähnen nach den Augen, oder that ihnen sonst am Körper etwas zu Leide. Weder Laie noch Priester war so hoch, den nicht Robert, wenn er ihm begegnete, verhöhnte oder beleidigte; dem einen warf er etwas auf die Platte, den andern erschlug er mit seinen Händen. Aber damit war er noch nicht zufrieden; wenn er in einer Kirche oder in einer Kapelle schöne Fensterscheiben erblickte, warf er mit Steinen darnach und war erfreut über das Geräusch, wenn sie zerbrachen. Schlimm ging es armen Leuten, die ihm in den Wurf kamen, er schlug sie zu Tode, oder ließ sie schwer verwundet liegen. Täglich liefen Klagen über ihn ein bei seiner Mutter und bei dem Herzog, seinem Vater, und sie waren schwer betrübt über die schlimmen Wege, die sie ihr Kind gehen sahen; Robert aber wuchs und nahm zu an Kräften; diese Zunahme aber ward vielen Leuten zum Unheil, und es wäre besser gewesen, wenn seine Kräfte abgenommen hätten. In seinem zwanzigsten Jahre war Robert einen Kopf höher als alles Volk, und ebenso kam ihm niemand an Stärke gleich, denn er konnte zwei der stärksten Männer weit wegtragen; dabei war er aus der Maßen schön von Gestalt und Antlitz, und jedermann verwunderte sich, daß er so viel Übles that, da doch allen sein

Aussehen so wohl gefiel. Selbst fromme Einsiedler und Mönche waren nicht vor ihm sicher, er schlug sie zu Tode, so bald er sie erblickte, und da man dies wußte, flohen alle Leute vor ihm, wenn sie nur von ihm reden hörten; Mönche und Laienbrüder, alles lief davon, aus Furcht vor dem gräßlichen Robert. Das war dem heiligen Vater kein Scherz, er schleuderte seinen Bannfluch auf ihn und schloß ihn von der Gemeinde des Herrn aus, und der Herzog, sein Vater, als er sah, daß sein Sohn nur Böses that, befahl ihm, sein Haus zu meiden und aus seinem Reiche sich zu entfernen; auch bedrohte er ihn, sich nicht in seinem Lande zu zeigen, da er ihn sonst alsbald umbringen lassen würde. Als Robert sah, daß alle Leute ihn haßten und ihm fluchten, machte er sich auf den Weg, und ging in einen Wald bei Roem an der Saine und zog eine große Rotte Räuber an sich, denn solche Leute gefielen ihm. Nun konnte er Böses thun so viel ihm beliebte, denn er hatte Leute, die zu ihm hielten, und er that es gerne. So streifte er auf den Straßen und Fußpfaden umher, und wenn er einen Pilger oder einen Kaufmann oder sonst jemand auf dem Wege traf, ließ er ihn ergreifen und verbrennen oder aufhängen. So that Robert viel Böses, und ehe ein Jahr um war, hatte er zwanzig Klöster in Brand gesteckt und ihre Bewohner verjagt. Traf er eine Frau oder ein Mägdlein, und sie war nur einigermaßen schön, so verlangte er, daß sie ihm zu Willen sei und ließ auf keine Weise davon ab. Seine Räubereien und Unthaten waren so groß, daß man unablässig bei seinen Eltern Klage über ihn erhob, und sein Vater schwor

bei dem allmächtigen Gott, er wolle seinen Sohn ersäufen, wenn er ihn habhaft werden könne. Die Herzogin aber sprach: Verzeiht o Herr! wenn ihr wollt, könnt ihr diese Klagen auf einmal beschwichtigen, ohne ihn zu tödten oder ihm ein Leides zu thun. Macht euren Sohn zum Ritter, dann wird es sich bald zeigen, daß er seine Bosheit aufgibt, und seine Grausamkeit und Missethaten werden ein Ende haben, so bald er die Ritterweihe erhalten hat.

Dieser Rath gefiel dem Herzog wohl. Am Morgen, so bald er aufgestanden war, schickte er Leute aus, um Robert aufzusuchen. Sie fanden ihn im Walde, von welchem aus er seine Räubereien betrieb, und eröfneten ihm den Entschluß seines Vaters, ihn zum Ritter zu schlagen, wofern er zu ihm zurückkehren wollte. Robert war über diese Botschaft sehr erfreut, entließ alle seine Räuber und kehrte nach Roem in den Saal seines Vaters zurück. Dieser ermunterte ihn zur Besserung und sagte, er wolle ihn zum Ritter machen, wenn er sein böses Leben lassen wolle. Robert versprach ihm alles Gute und empfing darauf von seinem Vater den Ritterschlag. Es war dies die Nacht vor dem Pfingstfeste, da Robert ein Ritter wurde. Sein Vater gab ihm Waffen und Pferde und veranstaltete große Festlichkeiten, die Armen aber und das Gesinde erhielt reiche Gaben, und ehe die Versamlung sich trennte, hielt man ein großes Turnier auf dem Sanct Michelsberge in der Bretagne. Robert ging dahin mit großem Gefolge von Rittern und andern Leuten. Hier begann er gleich seine schlimme Ritterschaft und verwüstete mehrere Säle

der Burg, er richtete sich in der Herberge ein, und brachte die Nacht in wilder Freude zu. Am andern Morgen, als es Tag wurde, ging Robert zu dem Turnier, ohne daß er zuvor in der Kirche sein Gebet verrichten wollte. Seine Begleiter tadelten ihn deshalb, aber er kümmerte sich nicht darum, sondern ging geraden Weges auf den Kampfplatz. Nicht leicht sah jemand ein schöneres Turnier. Gleich zu Anfang machte Robert alle erzittern, denn seine Schläge waren kein leerer Scherz. Die Ritter, denen er begegnete, warf er sämtlich vom Pferde, und mit einer Gewalt, als wäre es ein Kampf auf Leben und Tod. Waren sie gefallen, so trat er auf sie hin und wollte jedem den Kopf abschneiden. Auch war keiner bei dem ganzen Kampfspiel, den er nicht aus dem Sattel gehoben und zu Boden geworfen hätte, so daß er das ganze Turnier in Unordnung und Verwirrung brachte. Alle Ritter, welche darauf waren, schwuren deshalb bei Gott, daß sie nimmermehr zu einem Turnier gehen wollten, was man ihnen auch verspreche, und wie dringend man sie bitten möge, sobald sie Robert dabei wüßten, denn er war ihnen über alles verhaßt, und dabei fürchteten sie ihn, weil er sie alle beschämt und mit Schmach bedeckt entlassen hatte. Robert ritt darauf durch die Bretagne durch Frankreich und Lotharingen, und nirgends konnte ein rechtes Turnier Statt finden, was die Leute sehr verdroß, denn wenn Robert auf der einen Seite stand, waren auf der andern nichts als Feiglinge. Als die Turniere vorüber waren, kehrte Robert nach Vollbringung mancher schlimmen That in die Normandie zurück und in allen

Orten, wo er sich aufhielt, that er so viel Böses, daß es gar nicht zu sagen ist. Den Klosterleuten und den Geistlichen that er besonders viel Schimpf und Schande an, und dies alles durch die Gewalt des Teufels, so daß, wo er war, niemand bleiben mochte und sich nicht zu fliehen schämte. Ja selbst seine Diener und Knappen wagten kaum, ihm nahe zu kommen. Da geschah es eines Tags, als er in dem Schlosse von Arcrs sich aufhielt, wohin auch der Herzog und die Herzogin gekommen waren, um Hof zu halten, daß Robert eine besondere Missethat aussann. Er kam mit seinen Baronen und seinem Gesinde in ein Kloster, in welchem sich sechzig Nonnen aufhielten. Davon tödtete Robert fünfzig der schönsten mit eigener Hand, stieß ihnen das Schwert in die Brust, und mordete sie auf die grausamste Weise hin. Zuletzt aber steckte er den Schlafsaal und die Bettstellen in Brand, so daß, ehe er von hinnen schied, manche treffliche Frau durch sein teuflisches Benehmen den Tod fand. Darauf bestieg er sein Roß, welches so laut wieherte, daß der ganze Platz davon wiederhallte. Als er aber um sich schaute, sah er weder rechts noch links einen Menschen. Er rief seinen Knappen beim Namen, daß sie kommen und ihm sein Pferd abnehmen, aber er konnte lange warten, denn niemand wagte zu ihm zu treten, so sehr fürchtete man seine Nähe. Da verfiel Robert in tiefes Nachsinnen und verwunderte sich sehr, was doch das wäre und woher es käme, daß ihn die Leute so sehr fürchteten. Da kam ihm der Gedanke, warum er denn immer Böses thue, und er bemerkte, daß, so oft er seinen Sinn auf

das Gute richte, ihm alsbald ein anderer Gedanke durch den Kopf fahre, der ihn von dem guten Wege ableite und ihn Gott und seine heilige Kirche wie aus Antrieb des Teufels hassen mache. Da fiel ihm ein, daß dieser Übelstand ihm angeboren sei und die Schuld an seiner Mutter liegen müsse, welche auch gegen ihn nie freundlich war, weil sie die Ursache und die Schuld seiner Sündhaftigkeit wohl wußte. Da hub er sein Haupt gen Himmel und der heilige Geist gab ihm den Gedanken ein, daß er doch auch noch dereinst Gottes Freund werden möge. Da that Robert einen großen Schwur bei den Nägeln, dem Kreuze, dem Tode und der Geburt Jesu Christi, der die Welt geschaffen und erlöst hat, daß er nie Freude haben werde, bis zu der Stunde, da er erfahre, warum er ein so böser Mensch geworden sei. Augenblicklich ging er in das Gemach seiner Mutter und zückte gegen sie sein blinkendes Schwert. Sie kam ihm entgegen und fiel ihm wie ohnmächtig zu Füßen, denn sie fürchtete, sie müsse sterben.

Mein Sohn, rief sie, was willst du thun? Aus welchem Grunde, um welches Verbrechens willen trachtest du mir nach dem Leben?

Robert versetzte: Sagt mir alsbald, oder ihr dürft nicht länger leben, wenn ihr es mir nicht sogleich offenbart, warum ich ein so verkehrter Mensch geworden bin und so voll schlechten Sinnes, daß ich kein Geschöpf Gottes sehen kann, ohne ihm Übels zuzufügen.

Mein Sohn, antwortete die Mutter, verhüte Gott, daß ich dir den wahren Grund davon sage, denn in deinem Schmerz

und deiner Beschämung würdest du mich, wenn du es erführest, sicherlich umbringen und kein Erbarmen mit mir haben.

Robert aber erwiderte: Hütet euch, da ihr den Hergang der Sache wißt, ihn mir nicht gleich zu erzählen, und wenn ihr eine Lüge redet, so soll dieses blanke scharfe Schwert das Blut eures Hirns trinken.

Darüber war seine Mutter so erschreckt, daß sie ihm in ihrer Angst den ganzen Hergang seiner Geburt erzählte und ihm alles von Anfang bis zu Ende offenbarte, wie sie lange Zeit umsonst Gott um Hilfe angefleht und endlich den Teufel gebeten habe, daß er ihr zu einem Kinde verhelfe. Und so kam es denn, daß er selbst ihr ein Kind verlieh, sobald sie sich an ihn gewandt hatte, und das Kind konnte nichts Gutes thun, weil Gott keinen Theil an ihm hatte, denn er kam aus der Hölle, wo die Bösen sind, und die Bösen, die dort herkommen, werden auch wieder dahin gehen.

Dies ist alles, lieber Sohn, sprach sie, was ich dir zu sagen habe.

Als Robert dies hörte, war er tief bewegt über die Worte seiner Mutter, in großer Bekümmernis und Schaam; er weinte bitterlich und das Wasser rann ihm in Strömen über das Gesicht.

Mutter, sprach er, nun ist die Zeit, daß ich von euch scheiden muß. Wahrlich, wenn es Gottes Wille ist, so soll der Teufel an mir weiter keinen Theil haben; ich will seinen Dienst verlassen und ihn um einen Knecht ärmer machen. Ich gehe alsbald und ohne Zaudern zu dem heiligen Vater

gen Rom, um eine schwere Buße auf mich zu nehmen für die Missethaten und Sünden, mit denen ich mich so vielfältig befleckt habe.

Damit ergriff er sein Schwert und schleuderte es weit von sich, und schnitt sich seine Haare ab mit einer Scheere, die er sich reichen ließ. Darauf setzte er sich an eine Säule, um seine Schuhe anzuziehen, und ging unverweilt in eine kleine Kammer, wo er einen alten Hut aufsetzte; der Hut aber wurde an seinen Rock angefügt. Nun wollte er sich nicht einen Augenblick länger aufhalten; und er verabschiedete sich unter vielen Thränen von seiner Mutter, welche von Schmerz fast von Sinnen kam. Robert aber verweilte sich nirgends in keinem Schlosse, Burg oder Stadt, bis er nach St. Gille und St. Jaque kam; von dort ging er nach Rom, um bei dem heiligen Statthalter Christi zu beichten, aber er konnte es nicht dahin bringen, daß er vor ihn gelangte, denn es waren daselbst so viele Leute, groß und klein, und aus allen Orten, um zu beichten und Klage zu führen, und das Gedränge vor der Thüre war so groß, daß niemand Einlaß fand, wenn er nicht große Geschenke und reiche Gaben mitbrachte. Als Robert keine Gelegenheit fand, sein Begehren zu eröfnen, war er sehr betrübt, und sann nach, wie er es anzugehen hätte, um mit dem heiligen Apostel zusammenzutreffen. Da erfuhr er, daß der heilige Vater jeden Tag allein in der Kapelle des heiligen Johannes eine Messe sang; um keinen Preis aber und um kein Versprechen durfte ein fremder die Messe mit anhören, denn er ließ sich von vielen Leuten

bewachen, welche jedermann den Eingang versagten bis der Pabst wieder zu Hause war, und auch dann durfte niemand zu ihm, den er nicht beschied. Als Robert solches erfuhr, machte er sich eines Abends, als es dunkel wurde, in die Nähe der Kapelle, und als der Küster die Kirche schließen wollte und die Lampe ausgelöscht hatte, schlich sich Robert heimlich hinein, versteckte sich unter einem schönen Bilde an dem Altar der Kapelle, wo der Pabst zu sitzen pflegte, und hielt sich ganz stille, damit ihn nicht jemand entdecke. Als der Küster die Thüre geschlossen hatte, ging er weg und kam nicht mehr bis gegen Morgen, wo er die Kapelle rüstete, weil der Pabst wie gewöhnlich kommen sollte, um die Messe zu halten. Er kam auch wirklich mit zwei alten greisen Priestern und außerdem nur noch von den Dienern begleitet, welche die Thüre zu hüten hatten. Der heilige Mann zögerte nicht lange, that seine priesterliche Kleider an, und brachte Gott sein Opfer dar. Als er die Messe geendet hatte, machte sich Robert aus seinem Versteck hervor und ging alsbald auf den Pabst zu, warf sich vor ihm auf den Boden, umfaßte seine Füße und preßte sie so fest an sich, daß er sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte, und bat ihn unter vielen Thränen um Gnade. Da liefen die Diener einer um den andern herbei, schlugen und stießen ihn, aber was sie auch anfangen mochten, er ließ von dem heiligen Vater nicht ab, und die Diener hätten ihn eher auf dem Platze todt geschlagen, wenn es ihnen der heilige Vater nicht verboten hätte, welcher laut rief: Es soll keiner ihn anrühren!

Da wichen sie zurück und ließen den Sündigen zu den Füßen des Apostels, wo er sein Leben verwünschte und wehe darüber rief, daß ihn sein Vater gezeugt und seine Mutter unter dem Herzen getragen. Da sprach der Apostel: Mein Freund, wer seid ihr, und wer hat euch in solche Trauer versetzt, wie ihr sie hier zeigt? Sagt es uns, wenn ihr es wißt.

Herr, sprach er, ich will euch die große Trauer und Bekümmernis meines Herzens erzählen. Ich bin der sündigste Mensch dieser Welt, und habe ein so ausschweifendes und lasterhaftes Leben geführt, daß ich nie den himmlischen König lieb hatte. Nun will ich euch aber von meiner Herkunft erzählen. Der Normannen Herzog ist mein Vater und die Herzogin ist meine Mutter. Lange Jahre waren sie beisammen, ehe sie mich gezeugt, und so sehr sie auch Gott bitten mochten, schenkte er ihnen doch lange kein Kind, bis daß sie so sehr betrübt wurden, daß sie alles Vertrauen und alle Hofnung zu Gott aufgaben. Meine Mutter bat den Teufel um einen Erben und er gab ihr mich durch seine Gewalt. Darum aber, weil ich durch ihn auf die Welt gekommen bin, wurde ich ein Feind Gottes und er wird meine Seele aus meinem Körper nehmen und ohne Buße abrufen, wenn ihr nicht mit mir Erbarmen habt.

Darauf erzählte er ihm von Anfang an alle seine Missethaten und Sünden und verhehlte ihm kein Wort. Vor großer Schaam aber hielt er während des Beichtens sein Haupt gesenkt und weinte bitterlich. Als der Pabst seine Erzählung

hörte, erkannte er ihn gleich, denn er hatte schon früher von seinem Dasein und seiner Sinnesweise gehört. Er erschrack und wußte nicht, was er thun sollte, denn bei der Menge der Sünden und Übertretungen war nicht leicht zu rathen, was er anfangen solle. Robert aber, dessen Gesicht in ganz aufrichtigen Reuethränen gebadet war, rief vielmals zu ihm um Gnade und um Vergebung der Sünden, die er in seinem frühern wilden Leben begangen hatte. Der heilige Vater erbarmte sich über ihn und über seine tiefe Reue, aber er wußte nicht, welche Buße er ihm auflegen sollte, und sprach also zu ihm: Mein lieber Robert, weißt du, was du thun sollst? Bleib heute Nacht bei mir und zögere nicht, am Morgen aber, wenn du den Tag kommen siehst, will ich dir ein Merkzeichen geben, dann gehst du nach den Bergen in den weiten Wald, welcher Gottes Stein heißt. Schlage den geradesten Weg ein, und wenn du an eine schöne Quelle kommst in einem verborgenen Thale, so gehe rechts am Flusse hin und du wirst eine schöne Behausung mit einer Kapelle finden und an der Pforte einen Hammer, denn es ist dort nicht Sitte, den Leuten im Hause zu rufen. Poche dreimal an und nicht öfter, so wird mit gesenktem Haupt der wackere Alte zu dir kommen, der das Haus bewohnt. Es gibt keinen frommern Einsiedler auf dem Berge und kein Tag geht vorüber, wo nicht Gott in seiner Wohnung ein Wunder thue um seinetwillen, weshalb denn die Leute in großen Massen sich zu ihm bringen. Gehe dreimal des Jahres zu ihm zur Beichte, denn dieser fromme Mann hat schon manchem Sün-

der geholfen. Vermelde ihm meinen Gruß und gib ihm das Merkzeichen, das ich dir ausfertigen will, und den Brief, in welchem ich ihm von deinem ganzen Namen und deiner Sache unterrichten will. Er wird dir durch Gottes Gnade sogleich die Buße anzeigen, welche du um deiner Sünden willen zu thun hast. Deß sei versichert!

Als Robert diese Antwort des heiligen Statthalters Christi vernommen hatte, war er sehr erfreut und küßte ihm unter Thränen die Füße. Der Pabst nahm ihn sodann mit sich in sein Gemach und schrieb selbst den Brief, den er dem heiligen Einsiedler übergeben sollte, und siegelte ihn, als er damit fertig war. Am Morgen rief er Robert, übergab ihm den Brief, und hieß ihn in den Wald gehen, in welchem der Einsiedler wohnte. Robert machte sich auf den Weg und der barmherzige Gott war sein Führer, der ihn zu ihm und seiner holden Mutter leitete. Robert beeilte sich sehr auf dem Wege, denn ihn trieb die Lust, zu Gott zu kommen, müßte es auch durch Mühe und Arbeit geschehen. Er gelangte endlich an den Wald und ging so lang darin umher, bis er an die Einsiedelei kam, wo er den Hammer an der Thüre fand, und drei Schläge damit an das Gitter that. Da trat alsbald der Einsiedler zu ihm, er war ein Mann von heiligem Ansehen mit langem weißem Barte. Er unterstützte seine Schritte mit einem Stab, den er in der Hand hielt, und sein Kopf war mit einem weißen Tuche bedeckt. Er öfnete das Pförtchen und rief ihm den Segensgruß entgegen. Sobald Robert ihn erblickte, bat er ihn aus Barmherzigkeit um

Herberge in seinem Hause, und der Einsiedler versprach ihm zu genügen, so weit es ihm möglich sei. Damit trat der edle Mann in die Thüre, neigte sich und bot dem heiligen Manne den Gruß von dem Statthalter Christi in Rom, der ihm sein Siegel als Merkzeichen mitgegeben hatte, und ehe der Einsiedler den Brief las, wußte er schon, was er ihm sagen wollte; als er ihn aber gelesen hatte, setzte er sich nieder und fing an, bitterlich zu weinen. Mein Bruder, sprach er, zu böser Stunde seid ihr auf die Welt gekommen, und ich weiß, daß ihr mich besucht, um mich nach der Buße für eure Sünden zu fragen, mit welchen ihr befleckt seyd. Aber kein Mensch thut so viel um Gottes willen, als ihr zu eurer Buße thun müßt. Aber ich kann es nicht verhindern und ich will euch versprechen, mein Möglichstes dabei zu thun. Morgen früh will ich bei dem großen Amte, das ich unserem Herrn halte, ihn demüthig bitten, daß er mir Zeichen und Weisung zukommen lasse, um euch eine Buße aufzulegen, denn wenn Gott Erbarmen mit euch haben will, wird er mir die Last eurer Buße wohl offenbaren, und euch die Sünden vergeben, die euch so schwer darniederdrücken.

Als Robert solches hörte, seufzte er tief auf, fing an selbst an seiner Erlösung zu zweifeln und weinte und schrie wie ein Wahnsinniger. Sein Aussehen wurde bleich und mager, so daß, wäre er jetzt in die Normandie zurückgekommen, man ihn nicht mehr würde erkannt haben. Der heilige Mann brachte ihn in sein Gemach, speiste ihn mit Brod und Wasser und herbergte ihn die Nacht über so gut, als wäre St.

Julian sein Pfleger gewesen. Er brachte ihm weiches Gras zur Lagerstätte und Robert streckte sich darauf nieder; aber trotz des guten Bettes fand er die Nacht über keine Ruhe, sondern weinte und klagte an einem fort über seine Sünden und war in großer Besorgnis, er möchte das Paradies des Herrn verscherzen und ein Erbtheil des Teufels sein. Sobald der Morgen dämmerte, erhob sich der Einsiedler von seinem Lager, steckte die Kerze in seiner Laterne an und trat zu Robert, um ihn aufzuwecken und ihm zu sagen, daß er mit ihm in die Kapelle komme. Er sprang auf, als er ihm rief, und ging mit dem Einsiedler in die Kirche, um den Gottesdienst mit anzuhören, und sobald er in das Gotteshaus getreten war, fiel er mit seinem ganzen Leibe zu Boden und blieb so ausgestreckt im Gebete liegen, und so innig kann kein Gefangener im Kerker um die Freiheit bitten, wie Robert zu Gott betete, daß er ihn von der Hölle erlösen möge; der Platz aber, auf dem er lag, war ganz feucht von den Thränen, die er in großer Menge vergoß, so daß man ihm wünschen mochte, daß ihm Gott seinen Willen thue und sein heißes Begehren erfülle. Der fromme Einsiedler beeilte sich, seinen Gottesdienst zu vollenden. Als er seine Frühmesse vollendet hatte, zog er schnell die einfachen Kleider wieder an, die er sonst zu tragen pflegte. Darauf begann er einfach die heilige Messe zu singen, von Gott und der glorreichen Jungfrau, und als er an das Sacrament des heiligen Leibes kam, bat er Gott in einfältigem Herzen und mit Thränen in den Augen, daß er barmherzig sein und ihm Rath verleihen mö-

ge, damit er Robert nach seiner Reue eine Buße auflege. Da sah er, wie ihm eine ausgereckte Hand einen Brief darbot. Er nahm ihn und las, was er daran geschrieben fand, von Anfang bis zu Ende. Als er es gelesen hatte, war er darüber so erfreut, als wenn er die Füße des Höchsten umfaßte. Als die Messe zu Ende war, beeilte er sich, Robert die Buße aufzulegen, welche er zu übernehmen hatte; und der fromme Eremit rief ihm freudig entgegen: Höret, mein Freund, eine frohe Kunde! Gott will, daß ihr gerettet werdet; darum erschrecket nicht über das, was ich euch zu sagen habe, denn in Kurzem werde ich euch absolviren, nur zweifle ich sehr, ob ihr werdet die Buße aushalten, welche Gott euch auferlegt.

Herr, sprach Robert, wißt, daß es nichts in der Welt gibt, das ich nicht thäte, um dadurch meine Seele zu erretten und dem Teufel zu entziehen, der darauf Anspruch macht.

Darauf entgegnete der Einsiedler: Gottes Huld ist mit euch, indem er euch so gut berathen hat. So höret denn, mein lieber Freund, und vernehmt eure Buße, wie sie mir Gott vorgeschrieben hat. Vor allem müßt ihr nach Gottes Willen euch ganz närrisch stellen und euch alle Schmach gefallen lassen. Ja, in Fällen, wo ihr sonst das Schwert gezückt hättet, müßt ihr es erdulden, daß man euch mit Prügeln und Stöcken durch die Gassen treibt. Nirgends, wo ihr auch seid, dürft ihr jemand etwas Leides zufügen, und ihr dürft nicht so aussehen, daß man erschreckt vor euch davon

läuft, denn die thörichten Leute, die nichts von euch wissen, werden euch große Schmach anthun. Laßt keinen Tag vorüber gehen, da ihr nicht hinter euch her das Volk der Stadt versammelt! Sie mögen zu Tausenden euch nachlaufen, euch auszischen und mit Schlägen, Stößen und Stichen verfolgen. Dies, mein Freund, ist die erste Buße, und schon diese ist hart und grausam genug. Noch schwerer aber und herber ist die zweite. Hütet euch, sobald ihr von mir geschieden seid, wo immer ihr euch befinden mögt, aus keiner Veranlassung ein Wort zu sprechen, sondern bleibet stumm immerdar. Denn sobald ein Wort aus eurem Munde geht, sei es aus einem vernünftigen oder einem thörichten Grunde, so fallet ihr sicherlich gleich wieder dem Teufel anheim. Wenn ihr aber meiner Vorschrift gehorchet, so könnt ihr hernachmals ohne zu sündigen oder ein Unrecht zu begehen, von euren Angelegenheiten sprechen. Darum bemeistert euch fürerst! Und nun, mein Freund Robert, höret den dritten Befehl, dessen Befolgung euch nicht weniger sauer ankommen und euer Aussehen misgestaltet und mager machen wird! Hütet euch, daß ihr keine Speise kostet, mag euch der Hunger auch noch so sehr bedrängen, und mag euch wiederfahren was da will, es sei denn, daß ihr dieselbige den Hunden entrissen habet. Dies, mein Freund, sind die drei Gebote, welche euch Gott auferlegt hat.

Robert war darüber sehr erfreut und versprach alles pünktlich zu erfüllen und nicht ein Haar breit von der Vorschrift abzuweichen, müßte er auch ein Leben von tausend

Jahren so zubringen. Der Einsiedler blickte nochmals in sein Buch und fand darin noch einen Punct, den er Robert einschärfte. Mein Freund, sagte der heilige Priester, noch etwas muß ich euch mittheilen. Wenn ein Mann oder ein Bote zu euch kommt, und euch im Namen Gottes etwas zu thun befiehlt, mag es euch weise oder thöricht vorkommen, so thut es pünctlich, wenn er euch die drei seltsamen Bußen namhaft macht, welche ich euch im Namen Gottes auferlegt habe. So seid denn standhaft, weise und besonnen, und weil euch unser Herr seine Gnade offenbart hat, so werft euch alsbald auf die Erde und sagt ihm Dank.

Er warf sich auf den Boden, empfahl sich dem Herrn, und entsagte dem Teufel. Der Einsiedler aber absolvirte ihn, wie er so auf dem Boden lag, von seinen Sünden, so daß er nicht weiter davon befleckt war und der Teufel keinen Theil mehr an ihm hatte. Darauf verabschiedete er sich von dem heiligen Manne und ging seiner Wege. Er kam bei guter Tageszeit nach Rom, hielt einen großen Stock in seiner Hand, und fing an, sobald er in das Thor getreten war, dermaßen zu schlagen, zu laufen, zu springen und zu schreien, daß alle Bürger auf die Gasse heraustraten, um das wunderliche Begegnis zu sehen. Dadurch machte er sich in Kurzem in der ganzen Stadt bekannt. Jedermann hielt ihn für einen Verrückten und große Haufen Volks liefen immer hinter ihm her und warfen ihn mit Koth, mit Lumpen, verdorbenen Äpfeln und altem Plunder, wie denn das müßige Volk an solchen Dingen seine Freude hat. Er unterdrückte dabei

all seinen Stolz, wendete sich aber zuweilen nach ihnen um und that, als wollte er sie alle umbringen, so daß sie davon liefen und flohen. Doch that er nie jemand etwas zu Leide, darum glaubten alle ganz sicher, er sei so thöricht, daß er sich um all das Schlimme nicht bekümmere, das man ihm anthue. Auch thaten ihm die bösen Leute so viel Schimpf und Unbild an, daß ihnen kein Stein zu hart war, den sie ihm nicht nachgeschleudert hätten. Fast konnte es Robert nicht länger aushalten und doch wehrte er sich gegen keinen Schimpf, denn das gemeine Volk schlug ihn so heftig, daß sein ganzer Leib blau von Striemen aussah und an manchen Stellen blutete. Er konnte nicht länger verweilen unter dem Volke, denn von allen Seiten her warfen und schlugen sie ihn, so daß er am ganzen Leibe schwitzte und Kraft und Athem ihm ausging, darum floh er eilends von hinnen, geraden Weges nach dem obersten Thurm zu, welcher mitten in der Stadt lag gegen den Pallast hin, wo damals der Kaiser wohnte. Der Kaiser war der höflichste und tapferste Ritter von der Welt, sehr gewaltig und von großer Milde, aber es ging ihm übel, denn täglich wurde er angegriffen von seinem Seneschall, welcher sein Land durch Krieg verwüstete in großem Unrecht und Treulosigkeit. Derselbige Kaiser hatte eine Tochter und diese war so schön, daß niemand auf der Welt ein Weib von gleicher Schönheit gesehen hatte. Aber man wußte nicht, um welcher Ungerechtigkeit oder Sünde willen, das Mägdlein war stumm, und obwohl sie alles hörte, was man zu ihr sprach, Kluges und Thörichtes, so konnte sie doch

aus ihrem Munde kein Wort hervorbringen, sondern redete mit den Leuten durch Geberden. Darum nun, weil das Fräulein so schön und züchtig war, liebte sie der Seneschall so sehr, daß er mit ihr barfuß durch die Welt gelaufen wäre, wenn er die schöne blonde Jungfrau bekommen hätte. Er verlangte sie vom Kaiser, und hätte sie gerne zur Ehe genommen, aber ihr Vater liebte sie so sehr, daß er nicht von ihr lassen mochte, und den Seneschall mit harten Worten abwies und ihm erwiderte, er habe sonst keinen Erben als diese Tochter, auch sei sie noch zu jung zur Ehe, und ihm würde er sie gewiß nicht geben. Als der Seneschall merkte, daß er seine Geliebte nicht bekomme, war er sehr betrübt und erzürnt, denn er war von hohem Geschlechte, reich und mächtig, er besaß zwanzig Burgen, dreißig Schlösser und vier Städte in der Lombardie. Dabei kannte niemand einen kühnern Mann und einen mächtigeren oder geachteteren Ritter. Dieser erhob Krieg gegen den Kaiser, weil er seine Tochter nicht bekommen konnte, verheerte und verwüstete sein Land bis hart in die Nähe von Rom, so daß man weithin keinen Acker noch Wiese mehr erblickte. Darauf belagerte er die Stadt mit seiner guten Ritterschaft, und kein Mann war darin so kühn, daß er aus dem Thore gehen mochte. Alles wurde verheert und getödtet, und die Streitmacht des Kaisers hatte solche Furcht vor dem Seneschall, daß niemand gegen die Lombardie hin zu gehen wagte. Dies geschah gerade um die Zeit, da Robert wie ein Verrückter dahin kam und in der Irre nach dem Pallaste hinlief, wo der Kaiser auf einem ho-

hen Stuhle am Essen saß. Robert flüchtete sich zu ihm, aber der Thürsteher des Hofs verbot ihm mit seinem Stabe den Eintritt, und doch konnte Robert sich nicht aufhalten, denn die, so hinter ihm herkamen, schlugen ihn und trieben ihn in den Saal hinein, so daß er kühnlich und mit großer Kraft die Thürsteher überwältigte, zur Pforte hineinlief und keuchend bis zu den Füßen des Kaisers gelangte. Dort setzte er sich nieder und blieb eine gute Weile ruhig. Die Thürsteher aber liefen ihm nach und gaben ihm mit den dicken Stäben, welche sie in der Hand hielten, heftige Schläge, dennoch aber wollte er darum nicht aufstehen, und so heftig sie auch zu Vieren auf ihn eindringen mochten, konnten sie ihn doch nicht von der Stelle bringen. Als aber der Kaiser den Narren Robert erkannte, rief er den Thürstehern mit lauter Stimme zu, keiner sollte ihn ferner schlagen noch anrühren, denn da er zu ihm gekommen sei, habe er sich in den besten Schutz begeben, und er befahl, ihm Speise zu reichen. Sein Befehl wurde sogleich erfüllt. Man brachte ihm ein weißes Brod, einen großen Becher voll Wein und eine Schüssel mit Fleisch, und stellte es vor ihn hin auf das frische Gras, womit der Boden bestreut war, aber sie wußten gar nicht, was das heißen solle, daß Robert alles zu Boden warf und sich nicht weiter darum kümmerte. Da sprach der Kaiser, er scheint so sehr wahnsinnig zu sein, daß seine Narrheit ihn nährt.

Er befahl aber allen, ihn gehen zu lassen und zuzuwarten, ob ihn der Hunger nicht zum Essen zwinge. Da ließen sie Robert ruhig an der Erde sitzen, niemand that ihm etwas

zu Leide und keiner redete ihn an, so wenig als er mit jemand ein Wort sprach, denn alle waren mit dem Essen beschäftigt. Der Kaiser aß und trank auf seinem hohen Stuhle und man brachte ihm den Knochen eines Hirsches, in welchem noch das Mark befindlich war. Er setzte ihn an den Mund, schlürfte ihn aus und ließ ihn als etwas Entbehrliches unter den Tisch fallen. Unter seinem Stuhle aber lag ein Hund, welcher schon ein und zwanzig Jahre alt war, und darum, weil er dem Kaiser sonst mehr als alle seine andern Hunde treu gedient hatte, nun immer im Saale und unter seinem Stuhle geduldet wurde, ohne ein böses Wort zu bekommen. Als dieser Hund den Knochen herabfallen sah, eine Speise, die er sehr liebte, packte er sie mit den Zähnen, hatte sich aber derselben nicht sehr zu erfreuen, denn Robert ging auf ihn zu, riß ihm den Knochen aus dem Maule und benagte ihn rings mit den Zähnen, welche ihm der Hunger schärfte. Der Kaiser fing an zu lachen und sprach: Wunderlicheres habe ich Tag meines Lebens nicht gesehen als diesen Verrückten, dem es Freude macht, das gute Essen auszuschlagen und der einen dürren Knochen, an welchem nichts ist, einem Hunde aus dem Rachen reißt, und so wüthend darüber herfällt. Wahrlich das ist das Betragen eines Narren.

Dann befahl er von Neuem denen, die ihm aufwarteten, Fleisch herbeizubringen, so daß sich der Verrückte von dem Hunger erholen könne, der ihn plage, um zu sehen, ob er nichts genieße, was er nicht den Hunden entrissen habe. Sie brachten ohne Zaudern Brod und Fleisch in Menge her-

bei, und Robert stand es frei, davon zu genießen, und er that, als wäre er darüber sehr erfreut. Auf den Befehl des Kaisers kamen nun die Jäger herbei, um die Hunde zu füttern; man gab ihnen weißes Brod in Menge, aber sobald sie es berührten, sprang Robert unter sie hinein, entriß ihnen das Brod und verzehrte es so begierig, als nur ein Holzhacker thun kann, oder ein Bauer, der eben vom Felde heimkehrt. Er verschlang es in großen Stücken, und der Kaiser und die in dem Saale waren, ergötzten sich darüber sehr, lachten und versicherten, daß sie nie einen so lustigen Narren gesehen haben, und einen so guten Gesellen dürfe man nicht schlagen. Die Jäger vertheilten nun an die Hunde eben so reichlich Fleisch, und diese fuhren darauf los und hätten es gerne verzehrt, wenn man es ihnen gelassen hätte, aber Robert riß es ihnen aus den Zähnen und verspeiste seinen Theil zu seinem Brode. Das Ganze aber war so spaßhaft anzusehen, daß, wer auch noch so sehr im Zorn gewesen wäre, darob hätte lachen müssen. Der Kaiser besonders war sehr darüber erfreut und schwur bei seinem Barte und bei seinem Haupt, wenn ihn jemand beleidige, denselben hart zu strafen; so lange er an seinem Hofe sei, möge sich jedermann wohl hüten, ihn zu verletzen, bei einer Strafe von hundert Mark in Golde. Er sei sehr erfreut, daß er zu ihm gekommen sei, und man solle ihn fest zu halten suchen, dabei jedoch ihm gestatten, frei aus- und einzugehen, im Pallaste und in der Stadt. Als Robert genug gegessen und seinen Hunger gestillt hatte, nahm er von den Brodbrocken, welche

umher lagen, in den Mund, kaute sie und ging zu dem Hunde hin, welcher so freundlich gegen ihn gewesen war, und gab sie demselben in den Mund, und der alte Hund wurde dadurch so gut gespeist, wie noch nie seit er hieher gekommen war. Robert war über dieses ganze Begegnis wohl zufrieden, und als er sich gesättigt hatte ging er unter die Treppe und legte sich daselbst nieder. Er hatte großes Verlangen nach Schlaf und Ruhe, denn er war den ganzen Tag über viel geplagt und geschlagen worden und seine Wunden schmerzten ihn heftig. Darum legte sich Robert neben den Hund hin, welcher unter einer Wölbung der schönen Kapelle des Kaisers sein Lager hatte. Robert war darüber sehr erfreut, denn er konnte jeden Tag, wenn er sich hier niederwarf, drei bis viermal die Messe mit anhören. Der Kaiser ging zu ihm hin und setzte sich ihm gegenüber, um zu sehen, was er beginnen würde, da aber Robert alsbald einschlief, wollte er ihn nicht stören, sondern ließ ihn ruhig schlafen, kehrte in seinen Pallast zurück und verordnete, daß niemand seinem Narren etwas zu Leide thue, er befahl auch, ihm einen Haufen Stroh unter das Gewölbe zu bringen und ihm neben den Hunden ein Lager zu bereiten, und sein Befehl wurde vollzogen. Nun hatte Robert kein Bedürfnis weiter, da er ganz nach Wunsch ein Bett besaß, und da ein Herr sich seiner annahm und ihm für Speise sorgte. Er dehnte und bedeckte sich nach Herzenslust in seinem Stroh. Als er aber genug geschlafen, sich bekreuzt und aufgerichtet hatte, fühlte er sich sehr vom Durste gequält, er wünschte Wasser zu bekommen, darum lief er im

Hofe hin und her und trat endlich in einen schönen Garten, in dem viele Bäume, Kräuter und eßbare Wurzeln zum Gebrauch für den Bedarf der Küche gepflanzt waren. In dem Garten fand er eine schöne helle und frische Quelle, wie er noch nie eine gesehen hatte, und die Quelle floß mitten durch das Gemach der jungen Tochter des Kaisers. Die sinnige Jungfrau hatte sich rechts über dem Garten ein Fenster machen lassen, welches so beschaffen war, daß niemand als sie dazu gelangen konnte, um hinauszusehen. Sie selbst aber schaute oft aus demselben, um sich zu erquicken, denn man sah dadurch weit über das Land hin nach dem Meere, welches in der Ferne rauschte. Robert ging nach der besagten Quelle zu, welche die einzige in dem Garten war, und erlabte sich an derselben. Nachdem sein Durst gestillt war, kehrte er unter sein Gewölbe zurück und legte sich neben den Hunden auf dem Stroh schlafen, bis ihn der Morgen erweckte. Mit Tagesanbruch erhob sich der Kaiser, um nach seiner Gewohnheit die Messe zu hören, und wohnte dem Gottesdienst in seiner Kapelle mit großer Andacht bei. Robert hörte ebenfalls aufmerksam zu und beweinte unter seiner Freitreppe im Stillen seine Sünden, sprach in Gedanken sein Gebet zu Jesu Christ und flehte ihn an um Erlösung und um seine Barmherzigkeit und Gnade. Die Messe war schon lange vorüber, als er noch immer fortfuhr zu weinen und zu beten. Darauf aber lief er nach Narren Weise durch die Hauptstraßen von Rom, hüpfte und sprang, brüllte, schrie und heulte, um seine Verrücktheit allen kund zu thun. Da liefen die Jungen hinter ihm her,

beschimpften ihn auf alle Weise, schlugen und stießen ihn und warfen ihn oftmals über den Haufen. Nachdem er sich aber solchen Unbilden so lange ausgesetzt hatte, daß er es nicht mehr länger aushalten konnte, floh er in eilendem Laufe, daß ihm fast der Athem ausging, unter seine Treppe und blieb daselbst so lange ruhig und unangefochten, bis der Kaiser zur Mahlzeit ging. Sobald er gewiß zu sein glaubte, daß man die ersten Gerichte aufgetragen habe, ging er dahin und setzte sich, ohne zu zaudern, neben den alten Hund nieder, und die Thürsteher legten ihm nichts in den Weg, wohin er immer gehen mochte, sein Platz war überall bereit, denn er suchte nach keinem Tischtuch. Der Kaiser trug einem eigenen Diener auf, Robert zu essen zu geben, und was dem Hunde hingelegt wurde, das entriß ihm Robert alsbald und verzehrte es begierig. Darüber lachte der Kaiser und alle Anwesenden, und hatten großen Spaß und Ergötzlichkeit mit ihm. Auf diese Art lebte Robert zehn Jahre in der Nähe des Kaisers, lief jeden Morgen durch die Stadt, um Buße zu thun, und wenn er Schimpf und Schande ertragen hatte, legte er sich unter das Gewölbe neben den Hund, der ihn bald so gut kannte, daß er sich nie mehr von ihm trennte. Wenn Robert zum Essen ging, folgte ihm der Hund, und wenn man diesem zuerst Speise reichte, ging er zu Robert und hielt sie ihm so lange hin, bis er sie genommen hatte, worauf dann dieser wieder den Hund fütterte. So that Robert alle Tage seine Buße, und versteckte sich, wenn es vorbei war, so gut, daß ihn niemand entdeckte. Auch kam zehen Jahre

lang kein Wort aus seinem Munde, weder ein kluges noch ein thörichtes, so daß jedermann dachte, er müsse von Geburt stumm sein, und niemand wußte weder seinen Namen, noch aus welchem Lande er gekommen sei, jedermann war der Meinung, er müße von sehr niedriger Herkunft sein, weil er eine solche Lebensart führte. Während er aber seine Buße so genau vollzog, war der Kaiser immer absonderlich für ihn besorgt, denn seine Narrheit und seine sonderbare Betrübnis machten ihm viel Freude, er ließ ihm täglich einen guten Rock anziehen mit einer weit herabfallenden Kappe. So kannte ihn in ganz Rom jedermänniglich, und er kam in die Häuser der Leute, ja in die Gemächer der Frauen und Jungfrauen und der Tochter des Kaisers selbst, wo man seinen Spaß mit ihm hatte. Gar Vieles wäre davon zu erzählen, wie er die Leute ergötzte und lachen machte. Die ganze Zeit über, da er seine Buße übte, verging auch kein Tag, an welchem er nicht in den Garten zu der Quelle gegangen wäre, welche unter dem Fenster des Mägdleins entsprang, und jeden Tag sah sie ihn dahin kommen und seinen Trunk einnehmen. Um dieselbe Zeit war es, daß der mächtige Seneschal in seinem Stolze Krieg gegen seinen Herrn und Kaiser begann und Rom in solchen Schrecken setzte, daß man gerne den Frieden von ihm erkauft hätte. Aber der Seneschal schwur bei Gott und dem Kreuze und bei dem heiligen Grabe, in welches der wahre Erlöser gelegt worden, daß der Kaiser keinen Frieden haben solle, er gebe ihm denn seine Tochter und lasse ihn Krone tragen. Der Kaiser aber be-

harrte andererseits darauf, daß er seine schöne, weise und freie Tochter nicht so sehr erniedrigen werde, und sich lieber an den nächsten Baum aufhängen, ersäufen oder das Haupt abschlagen lassen wolle. So standen die Sachen, und der Seneschal, welcher nur an die Liebe des schönen Mägdleins dachte, führte den Krieg ununterbrochen fort. Die Römer aber wußten ihm nicht weiter beizukommen und beschränkten sich darauf, sich zu vertheidigen, ihre Mauern neu aufzubauen und sorgfältig zu bewachen. Die Kunde davon drang weit in die Ferne, und es war kein Land auf der Welt, da man nicht von diesem Kriege sprach und erzählte, daß Rom so tief erniedrigt und gedemüthigt sei, daß die Römer wie Gefangene eingeschlossen und nur noch auf zwei Jahre mit Lebensmitteln versehen seien. Und da die Türken in Romeinien, Coroscane und Alenie solches erfuhren, versammelten sich ihre Fürsten und Könige, hielten einen Rath und boten große Heere auf, denn sie gedachten, wenn sie nach Rom kämen, würden sie die Leute überwältigen und ihnen die geraubten Reichthümer wieder abnehmen. Sie steckten ihre Fahnen auf, wetzten ihre Schwerter und machten sich in aller Stille auf den Weg. Im Hafen rüsteten sie ihre Schiffe, beluden sie mit Vorräthen und liefen eilends aus. Auf dem Meere kämpften sie muthig mit den Stürmen, und der Vorsatz, Rom einzunehmen und zu zerstören, machte sie kühn, die Masten waren aufgerichtet, die Segel geschwellt und die Ruder kamen nicht außer Thätigkeit, bis sie den Hafen von Rom erreicht hatten. Dort schifften sie sich aus und schlugen auf dem Strande

ihre Gezelte auf. Auf zwei Meilen und weiter hin erstreckte sich ihr Lager, und es schimmerte von Schilden, Helmen, Bannern und Feldzeichen aller Art. Die Schaaren der Feinde Roms breiteten sich über die ganze Landschaft aus, stellten Streifzüge an über das Blachland, raubten, erschlugen die Leute, steckten Städte in Brand, rissen Klöster nieder, so daß in Rom der größte Jammer und Noth herrschte. Sie vernahmen den Lärm und das Geschrei von draußen und wußten nicht, was das zu bedeuten habe. Als sie aber ihre hohen Thürme erstiegen und nach dem Blachlande ausschauten, sahen sie die Umgegend in Flammen und alles Wimmeln von Helmen und großen fremdartigen Feldzeichen. Auf dem Meere erblickten sie das feindliche Heer, welches in kurzer Zeit die ganze Küste überschwemmte. Da wußten sie, daß es nicht mehr der Seneschal war, der um seine Liebste kämpfte, und auch die Weisesten waren in großer Furcht. Da kam ein Bote heran durch die Straße gelaufen und drängte sich durch das Volk, welches zitternd und weinend umherging. Ei, sprach er, ihr thörichten Leute, ihr wißt nicht, woran ihr seid, es sind die Türken von Romeinien, von Coroscane und von weit dort hinten in diesen Hafen gekommen. Rüstet euch, denn ihr seid alle des Todes, wenn ihr euch nicht vertheidigen und ihnen eine Schlacht liefern könnt. Gelingt es ihnen, euch zu belagern, so seid ihr alle verloren.

Als die Römer die Botschaft hörten, waren sie alle sehr erschreckt und wollten in der dunkeln Nacht fliehen. Der gute Kaiser war in großer Noth und sein ganzes Leben war ihm

entkleidet, als er die Kunde von der Ankunft der Türken erhielt, welche seine Mauern zu stürmen im Begriffe waren. In seiner Bekümmernis berief er die Senatoren, die Rechtskundigen und die Barone von Rom und bat alle um ihren Rath. Die einen schlugen vor, man solle hinausziehen und mit den Türken Mann gegen Mann kämpfen. Gott, der so manches Wunder schon seinem auserwählten Volke zu liebe vollbracht hat, glaubten sie, werde auch in diesem Kampfe mit ihnen sein und ihnen den Sieg verschaffen. Die andern, als sie diesen Rath hörten, waren nicht für eine offene Feldschlacht, denn, um den Türken entgegenzugehen, hatten sie kein Heer, welches zahlreich, wehrhaft und muthig genug gewesen wäre. Aber, sprachen sie, wenn man die Ritter aus der Lombardie herbeiziehen und einen Frieden mit dem Seneschal dahin abschließen könnte, daß er sie herführte und euch zu Hülfe käme, so würden wir sicher eine Schlacht gegen die Türken bestehen können.

Bei diesem Rathe blieben alle, Jung und Alt. Man sandte zu dem Seneschal zwei Barone ab, welche ihm befreundet waren, und diese gingen geraden Wegs dahin, wo sie wußten, daß der Seneschal sich eben aufhielt. Sobald sie konnten, gingen sie zu ihm in sein Haus, brachten ihr Gewerbe vor und erzählten alles ausführlich, was zu ihrer Sendung gehörte, wie sie vom Kaiser geschickt seien, und welche Angst vor den angekommenen Türken sich der ganzen Stadt Rom bemächtigt habe. Sie wagen durchaus nicht, setzten sie hinzu, Mann gegen Mann in offener Feldschlacht gegen sie

zu kämpfen, es sei denn, daß ihr mit eurer Streitmacht ihnen zu Hülfe kommt. So sehr ist ihr Muth gesunken.

Der Seneschal antwortete nichts darauf, sondern ließ die Heilthümer hervortragen, um die Römer vollends zu entmuthigen und den Kaiser in Furcht und Schrecken zu setzen, damit er ihm um so gewisser seine Tochter gebe, ehe er in die Schlacht rücke. Dann schwur er im Beisein der zwei Barone, und betheuerte ihnen bei den Heilthümern, welche vor ihnen standen, er würde sich eher auf die Seite der Feinde des Kaisers schlagen und ihnen sein Land zerstören helfen, als ihm in irgend einer Weise behilflich sein, es sei denn, daß der Kaiser ihm seine Tochter gebe und als Freund ihm beilege. Mit dieser stolzen Antwort schickte er sie zu ihrem Herrn zurück und der Kaiser wurde dadurch bekümmerter als je. Er bot alle seine Leute auf, über welche er irgend etwas vermochte, aber nur wenige leisteten seinem Aufgebot Folge. Da hielt der Kaiser nochmals einen Rath mit den frommen Priestern von Rom, dazu wurden auch die vornehmen Leute beschieden, die Ritter und Ältesten der Stadt, und beriethen sich zusammen über ihre Angelegenheit. Die Weisesten waren der Meinung, man solle eine Schlacht gegen die Türken nur in dem Falle wagen, wenn sie einen Sturm auf die Mauern der Stadt versuchen würden. Da sollte man sich mit aller Macht vertheidigen und gegen eine vollständige Belagerung und Einschließung wehren. Der Kaiser lobte diesen Rath, und der Statthalter Christi befahl den Leuten zu wachen und zu beichten und sich zum männlichen Kampfe zu rüsten. Er

flößte ihnen Kraft und Kühnheit ein durch die Predigten, die er an sie hielt, und durch die trefflichen Worte, die er ihnen ausspendete. Er befahl dem Volke, zu fasten und nur einmal des Tages Speise zu sich zu nehmen, damit ihnen Gott Schutz verleihe gegen die heidnischen Türken, welche die Küste besetzt hatten. Diese Kunde verbreitete sich durch ganz Rom, und Frauen und Jungfrauen weinten und schrieen in großer Bekümmernis und Angst um ihre Freunde, Brüder, Verwandte und Väter, welche sich rüsteten, den Türken eine Schlacht zu liefern. Der Kaiser in seinem Saale war so bestürzt, daß ihm Scherzen und Singen vergangen war. Robert, welcher unter der Treppe hauste, war betrübter und besorgter, als zu sagen ist, um den gütigen Kaiser, den er unter seinen Leuten so bekümmert sah, weil das Heer der ungläubigen, von Gott abgefallenen Türken so in der Nähe von Rom die Küste besetzt hatte. Robert war gerade sieben volle Jahre in der Stadt, als eines Dienstags die Türken ihr Heer rüsteten, um das große Werk der Belagerung der Stadt zu beginnen, alle ihre Leute wurden in Schaaren gestellt und voran ritten die großen Straßen daher die Edelsten und Schönsten. Man rechnete sie auf Hunderttausende. Als die Römer sie von der Stadt aus herankommen sahen, lief auf Befehl des Kaisers in großer Bestürzung alles zu den Waffen, aber es waren nicht Zwanzigtausend in wehrhaftem Stande. Ach, hätten sie Robert gekannt, wie eilig hätten sie ihm eine Rüstung gebracht und ihn gegen das Heer der Sarazenen hinausgeführt, das gegen sie heranzog! Aber diesmal sollte es

nicht sein. Der Kaiser waffnete sich in seinem Gemache im Pallaste, und ließ alle seine Leute kommen, um sie in Schaaren zu ordnen, denn er wollte mit Umsicht die Schlacht gegen die Türken beginnen. Als alle, Mächtige und Geringe, vor ihm versammelt waren, gerüstet zu kämpfen und den Stolz der Türken zu demüthigen, bildete er zehen Schaaren, wovon jede aus zweitausend Mann bestand. Dem Statthalter Christi übergab er die eine, welche man für besonders ergeben hielt, damit sie die königliche Fahne bewachte. Darauf befahl der Kaiser vor seinem Saale den Römern unter Thränen, nicht mehr zu zaudern und den Türken entgegenzugehen, welche auf die Stadt herankamen. Sie gehorchten ohne Verzug seinem Befehle, rückten in großer Furcht in das Feld und ordneten ihre Schaaren. Unter Thränen verabschiedete sich der Kaiser von seiner schönen rosigen Tochter, die er über alles liebte. Er empfahl die Frauen und Jungfrauen Gott und alle weinten, weil sie ihn so sehr liebten, und flehten zu dem Herrn, daß er ihm Kraft verleihe und ihn vor Schaden bewahre. Als Robert sie ausziehen sah, liefen ihm die hellen Thränen über das Gesicht. Gerne wäre er mit ihnen gezogen, wenn er sich nicht vor dem gefürchtet hätte, um dessen willen er Buße that, denn etwas anderes fürchtete er nicht, er ging aber unter seine Treppe, hing daselbst im Stillen seiner Trauer nach und sprach in Gedanken, ohne ein Wort über seine Lippen kommen zu lassen, mit dem Blicke gen Himmel gerichtet, zu dem Herrn: O Gott, der du so manche Seele gerettet, von den Knechten des Teufels durch die Kraft deines

Geistes, wie gerne eilte ich dem Kaiser zu Hilfe und kämpfte für ihn gegen die stolzen Türken, ich wollte sie alle zu Boden schlagen, so daß sich keiner mehr von der Stelle rührte. Aber es sei ferne von mir, wenn es nicht dein Wille ist, mich in einen Kampf einzulassen! Wolltest du es aber, so müßte den Sarazenen meine Anwesenheit übel bekommen! Hätte ich ein blankes Schwert, so sollen mich alle ihre Geschoße nicht abschrecken, und wären ihrer auch tausendmaltausend, ich wollte ihnen doch damit die Eingeweide zerschneiden.

Seufzend stand er auf nud ging mit Thränen in den Augen nach dem Garten zu der schönen klaren Quelle und setzte sich an den Weg hin, um seiner Betrübnis nachzuhängen, ohne daß ihn jemand dabei belauschte. Er dachte an nichts als an Gott, zu dem er in Gedanken seine Gebete emporschickte, und flehte ihn an, daß er dem Kaiser in der Schlacht mit seinem Erbarmen und seiner Gnade beistehe. Da kam die schöne Jungfrau zu der Quelle, und ließ sich ganz allein im Schatten an derselben nieder. Als sie sich umsah, erblickte sie Robert, welcher seine Hände im Gebet zu Gott emporhob. Darüber verwunderte sie sich sehr, als sie bedachte, daß auch Narren so beschaffen seien, denn sie vermeinte, wer solches thue, der sei nicht verrückt. Sie sah ihm lange zu und schaute darauf gegen das Meer hin, von wo die Türken herankamen, um Rom zu zerstören. Die Römer kamen ihnen entgegen und waren denselben schon so nahe, daß die vordersten Schützen ihre Bogen spannten, losdrückten und viele auf beiden

Seiten todt niederfielen. Während die Jungfrau das Zusammentreffen der Vorhut beobachtete, trat plötzlich an die Quelle, wo Robert seiner Trauer nachhing, ein schmucker, schöner Ritter, mit einem schneeweißen Halsberg angethan und von Kopf bis zu Fuß gerüstet. Sein Schild und alle seine Waffen waren weißer als die Lilien, so daß er gar schön anzuschauen war. Ein großes Schwert hing an seiner Hüfte, dessen Klinge weißer als frischgefallener Schnee war, und das Roß, auf dem er saß, war heller als eine eben aufgeblühte Lilie, und über die Rüstung hatte er einen weißen Mantel geschlagen. So stieg er vor Robert ab, schlug ein Kreuz und sprach also zu ihm: Mein Freund Robert, Gott befiehlt euch und sendet mich eben deshalb zu euch, daß ihr in die Schlacht gehet. Und wollt ihr mir nicht glauben, so werde ich mein Wort bekräftigen. Ich weiß, daß ihr auf das Gebirge in den Wald gegangen seid, um Buße zu suchen bei dem heiligsten Manne des Landes, und dieser hat euch solche Lebensweise zur Buße auferlegt.

Als Robert diese Worte hörte, war er so erfreut in seinem Sinne, daß er sich, das Gesicht gegen Morgen gekehrt, auf den Boden warf und seinem Schöpfer dankte. Dann nahm er die Waffen und die Kleider und legte sie an. Die Jungfrau aber, welche den ganzen Hergang mit angesehen, verwunderte sich sehr, als sie ihn sich waffnen sah, und weinte vor Theilnahme aus ihren schönen Augen. Robert beeilte sich, seine Rüstung anzulegen, gürtete das Schwert um, schnallte den Helm, und sprang dann ganz bewaffnet auf das

Schlachtroß, von Kampfbegier erfüllt. Als er die Rüstung anhatte, ergriff er geschickt den Schild, so daß man den Waffengeübten gleich hätte erkennen müssen, zog ihn an und faßte den starken geraden Speer, mit dem er vor Nachmittag manchen Sarazenen in den kalten Tod niederzustrecken gedachte. Darauf schied er schnell von dem Boten, dem er allen Segen wünschte, und ritt dahin, ein so schön gewaffneter und stark gerüsteter Mann, wie man nur einen sehen konnte. Der Schild, der ihm zum Schutz diente, stand so vortrefflich an seinem Halse, als wäre er ihm angepaßt. Als er wegritt, bäumte sich sein Roß hoch und stattlich. Hei, wer ihm nun von den Feinden begegnete, wie hart mußte es dem ergehen! Der Kaiser sollte nun bald erfahren, wen er so gütig ernährt und verpflegt hatte. Das Mägdlein ließ kein Auge von ihm, und es däuchte ihr, sie habe in ihrem Leben nie einen Mann gesehen, selbst aus den edelsten Geschlechtern, der so trefflich seine Waffen trug; und hätte sie alle seine Tüchtigkeit gekannt, wie viel mehr hätte sie sich noch darüber erfreut! Robert eilte von hinnen, und unter lustigen Sprüngen verließ sein Pferd den Garten. Ohne ein Wort zu sprechen ritt er nach dem Schlachtfelde hin, von wo er den Lärm und das Getöse vernahm, welches die Sarazenen mit ihren Hörnern, Trompeten und Pauken machten. Bald hatte er die Römer erreicht, sprengte an ihnen vorüber bis vor die ersten Reihen, und alle, die ihn ansahen, waren verwundert und sprachen, sie haben Tag ihres Lebens keinen solchen Ritter gesehen, der so schön geschmückt sei. Der Kaiser stand in der Vorhut, um

die Schlacht zu leiten und den Feigen Muth zu machen. Als Robert an ihm vorüber ritt und sich in das größte Gedränge der Schlacht stürzte, faßte ihn der Kaiser in's Auge. Der Sperber, der die Wachteln verfolgt, geht nicht mit größerer Hast auf seine Beute los als Robert auf die Sarazenen. Wo er sie am dichtesten stehen sah, griff er sie an, hob den ersten aus dem Sattel, warf zwei Widerspenstige rücklings nieder, und schlug drei andere zu Boden. Gleich beim ersten Angriff hauste er dermaßen unter den Türken, daß er Große und Kleine, Alte und Junge schonungslos darnieder streckte. In Kurzem hatte er dreißig erschlagen, so daß es ihnen auf immer verging, sich zu erheben und die Römer zu belästigen. Unermüdet hieb er auf die Türken ein, und jagte die dichtesten Haufen aus einander. Die Türken entsetzten sich auch so sehr über ihn, daß ihm keiner zu begegnen wagte, und wenn er zu den Seinen zurückritt, machten ihm auch die Kühnsten Bahn, und in Kurzem hatte er die Sarazenen so sehr in Furcht gejagt, daß keiner neben ihm bleiben mochte. Aber sie konnten ihm nicht entwischen, denn sein Pferd war das schnellste im ganzen Heere, und hatte jeden bald eingeholt. Manchmal wich er ihnen aus und kehrte zurück, wenn er eine Anzahl blutend und todt niedergestreckt hatte, da schleuderten sodann die Türken ihre Keulen nach ihm, und es war zu verwundern, daß sie ihn nicht zerschmetterten mit den Schlägen, die sie ihm versetzten; aber sie konnten ihm nichts anhaben, denn er schien härter, als geschmiedetes Eisen. Bald mußten ihm die ersten das Feld räumen, und er machte

sich zu einer andern Schaar. Der Kaiser war über die Ritterthaten, welche Robert vor ihm vollbrachte, sehr erfreut, und rief den Seinigen zu: Vorwärts, vorwärts! Habt Acht, daß keiner verschont werde! Die Türken sind alle des Todes, da die Stärksten besiegt sind, denn der, der so muthig voran reitet, hat sie alle erschlagen. Seht, wie er sie ins Gedränge bringt und zu Boden wirft, wo er sie findet. Wer ist doch der, der sich so tapfer erweist? Nie habe ich einen so wacker fechten sehen! Eilt ihm nach, daß es ihm nicht an Hilfe gebreche, wenn er deren bedarf.

Da spornten alle ihre Pferde, legten kühnlich ihre Lanzen ein, und sprengten nach dem Orte hin, wo Robert war. Schon hatte er sein Schwert in das Blut eines Königs von Coroscane getaucht, und weder Apoll noch Diana, weder Mahomet noch der Gewaltigste ihrer Götzen konnte ihm vom Tode helfen. Robert führte gewaltige Schläge mit seinem Schwert, und tummelte sich in dem Gedränge der Türken. Manchem hieb er den Kopf ab, daß er auf einen Streich vom Leibe flog; die Türken flohen vor ihm und liefen davon, aber die Römer verfolgten sie mit Robert und gingen ihm allenthalben nach; um ihretwillen wären freilich die Türken nicht geflohen, wäre nicht Robert bei ihnen gewesen, der sie alle aus einander stäubte. Er erschlug, warf zu Boden, überrannte und tödtete, was er mit seinem blanken, scharfen Schwert erreichen konnte.

Ihm nach, ihr Römer! rief der Kaiser. Wer so kühn ist und wacker, wie der, wird sie alle erschlagen.

Da erhob sich von neuem das Kriegsgeschrei und ward immer lauter und heftiger. Die Vordersten waren in die Flucht gejagt und so garstig heimgeschickt, daß sie auf der Flucht wie Weiber sich nicht umzusehen wagten. Das Feld war besäet von Todten, und das grüne Gras war geröthet von Blut, aber was Leben hatte, floh davon, so daß die Römer nicht einen einzigen gefangen nehmen konnten, von welchem sie hernachmals Lösegeld erhalten hätten. Die Christen liefen in die Wette hinter Robert her, die Türken zu vertreiben und zu erschlagen. Bis an das Meer hin erstreckte sich die Jagd, und die Heiden achteten nicht mehr ihrer Zelte, denn sie hatten Wichtigeres im Sinne. Alle ihre Habe ließen sie im Stich und machten sich auf die See, und sie durften ihren Pferden großen Dank wissen, welche sie auf die Schiffe brachten. Diejenigen aber, die nicht schwimmen konnten, waren übel daran, denn die Römer zerschlugen ihnen ihre Glieder und verspritzten ihr Blut. Zwanzigtausend Todte blieben am Strande liegen, welche nicht im Stande gewesen waren, schwimmend die Schiffe zu erreichen. Als Robert bemerkte, daß die Feldschlacht zu Ende war und alles dem Strande zueilte, wollte er sie nicht ganz bis dahin begleiten, sondern stahl sich von hinnen, so daß niemand wußte, was aus ihm geworden war, und eilte zu dem Boten Gottes, der ihn an der Quelle erwartete. Seine Rüstung und sein Schild waren gräulich zerschlagen, und auf das Nasenband hatte er einen so heftigen Hieb erhalten, daß das ganze Gesicht ihm von Blute troff; die Maschen seines Halsbergs wa-

ren ihm in das Fleisch eingedrückt von den unzähligen Streichen und Stößen. An dem Bache im Schatten stieg er vom Pferde, entwaffnete sich in aller Eile und zog seine frühere Kleidung an; der Engel aber kehrte unverweilt von dannen und nahm die Rüstung mit sich, durch die er Robert solchen Trost bereitet hatte. Darauf trat Robert zur Quelle, um sich das Blut aus dem Gesichte und den Wunden zu waschen, und dieselben schmerzten ihn heftig. Als er sich gewaschen hatte, ging er an den Platz, wo er auszuruhen pflegte, unter den Stufen der Kapelle, häufte sich Stroh zur Lagerstätte zusammen, überdachte in seinem Sinne die heilige That, die er hatte vollbringen dürfen, und schlief ein. Die Jungfrau aber hatte am Fenster den ganzen Hergang und Auszug Roberts mit angesehen, wie er sodann die Türken überwältigt, wie er vom Kampf an die kühle Quelle unter dem Schatten des Baumes zurückkehrte, seine Waffen dem Engel übergab und sein blutiges Gesicht in der Quelle wusch; und sie war verwundert und erfreut über das große Werk, das er vollbracht hatte.

Die Römer richteten unterdessen am Meeresufer unter den Türken großen Schaden an und erschlugen von denselben ein Drittheil, außer den Amiralen, welche sie gefangen nahmen; dabei machten sie große Beute im Lager an Gold und Silber, Pferden und Maulthieren, so wie an köstlichem Geräthe aller Art. Dies alles gaben sie dem Kaiser, und baten und hießen ihn damit anzufangen, was ihm gutdünke; vornehmlich aber möge er davon dem Ritter mit den weißen

Waffen in Fülle geben, als welcher ihnen Bahn gemacht mit seines Schwertes Stahl und allein die Verjagung der Türken veranlaßt habe. Da sprach der Kaiser: Er soll alles haben und er soll sich kein so reiches Gut wünschen, das ich ihm nicht gewährte, denn er hat uns durch seine Kraft und seinen Muth aus unserer Noth geholfen. Ich füge mich ganz seinem Willen und will ihm in nichts widersprechen: darum laßt ihn alsbald zu mir kommen.

Da sandte man aus nach dem Ritter, suchte und fragte nach ihm allenthalben, und doch konnte man von ihm keine Kunde erhalten, wie man es so sehnlich wünschte. Sie hinterbrachten dies dem Kaiser, welcher sehr unwillig war, daß er ihn nicht gesehen und nicht erkannt hatte. Weil sie aber keine Spur von ihm fanden, hielten sie die ganze Sache für wunderbar und gedachten, es müsse irgend ein Freund Gottes sein, der ihnen das Feld behauptet habe, um die Ehre Roms zu erhalten; denn kein gewöhnlicher Mensch könne einen solchen Kampf ausfechten, wie er gethan: so hielten sie ihn denn für einen Ritter Jesu Christi, der nun wieder dahin zurückgekehrt sei, von wo er gekommen war. Alles überließ sich nun der Freude über das große Wunder, durch das Rom gerettet worden war, der Kaiser weinte vor Entzücken, und niemand hatte ihn je so glücklich gesehen. Er bestieg einen grauen Renner und fühlte sich gedrungen, seine Huld und Milde allen kund zu thun: darum ging er zu den edelsten seiner Barone, und bat sie dringend, ihm den Gefallen zu erweisen, heute zu ihm zu Tische zu kommen. Sie verspra-

chen es ohne Widerrede. Auf gleiche Weise bat er auch den Statthalter Christi, dießmal bei ihm zu speisen, und auch dieser weigerte sich nicht. Da liefen nun die Hofdiener auf den Befehl des Kaisers, Speise zu schaffen, denn er versprach gleich hinter ihnen her zu kommen, sobald er die Beute unter seinen Mannen vertheilt hätte, von welcher er indeß den besten Theil zurückhielt. Nun kam in Rom bei den Frauen und Jungfrauen des kaiserlichen Pallastes, welche in großer Angst schwebten, die Nachricht an, daß die Türken besiegt und zwar durch die Tapferkeit eines einzigen Ritters aus dem Felde gejagt seien, und dieser sei mit einer Rüstung angethan gewesen, weißer als Schnee, der auf die Bäume fällt. Alle waren der Meinung, es sei gar wohl möglich, daß dieser Ritter, der so große Kühnheit verrichtet, vom Himmel komme. Da erhub sich denn großer Jubel und Freude in der ganzen Stadt Rom, und man läutete mit allen Glocken, so daß alles davon ertönte. Nun hielten die Römer ihren Einzug in die Stadt unter großem Lärm und Jubel. Der Kaiser und seine Edeln und mit ihnen der heilige Bischof stiegen am Pallaste ab. Darauf nahm jeder seinen Halsberg ab, in dem er so viele Mühsal erduldet, und zog sich anders an in reiche, schöne Gewänder. Unterdessen kam die Botschaft, daß das Essen vollständig bereit sei. Der Kaiser verlangte Wasser, doch ließ er den Bischof zuerst sich waschen, wie er auch erst nach diesem zu Tische saß. Darauf ließ er seine schöne Tochter holen, welche seine Freude neu belebte, und hieß sie sich neben ihn setzen auf den schönsten Platz. Zuletzt ließen

sich die Edelleute nieder, lauter von gutem, gräflichem Geschlechte, und kein Gemeiner war daselbst an der Tafel zu finden. Die jungen Ritter aber setzten sich auf den Boden und alle wurden reichlich bedient, denn es waren daselbst Gerichte in Menge, gute schmackhafte Weine und gutes reifes Obst. Um diese Zeit erwachte Robert, sein Herz war tief betrübt und er richtete sein zerfleischtes Gesicht gen Himmel. Sodann stand er auf und ging nach dem Saale, aber nicht in dem eiligen Laufe, wie er sonst gewohnt war, denn seine große Müdigkeit ließ es ihm nicht zu, und er ging langsam auf den Kaiser zu. Sobald die Jungfrau ihn erblickte, erhob sie sich und neigte sich tief vor ihm im Angesicht aller Anwesenden. Nachdem sie dies gethan hatte, setzte sie sich züchtiglich neben ihren Vater an die Tafel. Der Kaiser aber schämte sich dessen, denn er wußte nicht, warum sie solches gethan hatte, noch mochte er sie jetzt darüber zu Rede stellen; denn im Saale war alles ganz erstaunt über den garstigen Narren und die Jungfrau, die man nicht minder für verrückt hielt, weil sie jenem solche Ehre erwiesen. Robert hatte sich unterweilen an seinen gewohnten Platz gesetzt; der Kaiser aber bemerkte, als er ihm in's Gesicht sah, die Striemen, welche ihm der Halsberg darauf eingedrückt hatte, er sah seine Augenlieder aufgeschwollen und die Nase bis auf den Knochen zerschlagen und wund. Darüber war er sehr erzürnt und sprach unwillig: Es ist doch gar viel Schlechtigkeit und Bosheit in dieser Stadt, die Gott verdamme, daß sie mir heute meinen Narren halb todt geschlagen haben. Er sieht

ja aus, als hätten sie ihm, so lange wir im Kampfe waren, einen Halsberg angezogen und die Maschen hätten sich ihm in das Gesicht blutig eingedrückt.

Die Anwesenden aber suchten ihn davon abzubringen, und sagten: Laßt es euch nicht sehr kümmern, er ist nun einmal heute auch in der Schlacht gewesen und hat seinen heißen Tag gehabt wie wir.

Nein, sprach der Kaiser, es liegt mir sehr am Herzen, daß ihm niemand etwas zu Leide thut; denn er ist ein so lustiger Geselle, daß, wenn ihr seine artigen Narrentheidungen sähet, ihr genug lachen müßtet.

So laßt doch, gnädiger Herr, sprach der Bischof, ihn nun preisgeben.

Da gab der Kaiser dem Seneschal, welcher in seiner Nähe stand, einen Wink, daß man dem Hund in Gegenwart des Narren Fleisch vorwerfe. Der Befehl wurde sogleich vollstreckt: man gab dem Hund die Stücke, an denen er sich übrigens nicht viel sättigen konnte, denn Robert machte sich in seine Nähe, zog sie aus seinem Rachen und verzehrte sie darauf arglos und demüthig. Darüber lachte denn Groß und Klein, Jung und Alt, was in dem Saale war, und viele sagten, sie haben Tag ihres Lebens keinen so spaßhaften Narren gesehen. Die Jungfrau, welche das alles mit ansah, war betrübt und aufgebracht in ihrem Sinn, aber sie wußte nicht, was hier zu thun sei. Als nun die Tafeltücher entfernt und die Tische bei Seite gerückt waren, begann der Kaiser, ohne es zu wissen, desselben Mannes Kühnheit und Tapferkeit

zu preisen, denn er sprach als ein edler, offener Mann von dem weißen Ritter, der heute solche Wunder verrichtet hatte.

Wie ein Wolf unter die Schafe, sprach er, brach er unter die Türken ein, und sie fürchteten ihn auch gerade wie die Schafe den Wolf. Er traf keine so dichte Schaar, die er nicht in kurzer Zeit durchbrochen hätte. So sehr ich wünsche, daß Gott einst meiner Seele gnädig sein möge, so sehr möchte ich, daß er mir diesen Mann herführte: ich würde ihn zum Herzog oder Grafen machen, denn er hat mich vor Schande bewahrt und vor Schaden, und darum möchte ich ihm nach seinem Verdienst vergelten, wenn er an meinen Hof käme.

Nun konnte sich die Jungfrau nicht länger mehr enthalten, ihm ein Zeichen zu geben, daß der besagte Ritter, der sich in der Schlacht so ausgezeichnet, vor ihm stehe. Mit zitternder Stimme stammelte die Schöne, wie Stumme thun, ihrem Vater etwas vor, was er aber nicht verstand. Deshalb zeigte die Jungfrau tief bewegt mit dem Finger nach dem Narren; der Kaiser war darüber sehr ärgerlich, ließ es sich aber nicht anmerken, da er sie früher nicht so gesehen hatte, rief einen Diener beim Namen zu sich und ließ durch denselben ihre Frauen holen, und fragte sie, als sie gekommen waren, über die Zeichen, welche seine Tochter machte, und wollte wissen, was sie damit anzudeuten suche.

Gar gerne, sprachen sie, gnädiger Herr.

Darauf fragten sie die Jungfrau mit Zeichen und hießen sie die früheren Zeichen wiederholen. Sie war sehr gehorsam

und eröffnete ihnen alsbald durch Zeichen alle ihre Gedanken. Eine der Frauen lachte darüber und sprach zu dem Kaiser: Herr, eure Tochter hat mich so eben in grosses Staunen versetzt, denn sie schätzt diesen Narren hier höher als alle Anwesenden.

Meiner Treu, fiel ihr die andere ins Wort, ja sie sagt noch viel mehr. Heute früh, als ihr über die Ebene wegrittet mit flatternden Fahnen, setzte sich eure Tochter, um euch nachzusehen, an das Fenster über dem Brunnen. Da sah sie nun unter dem Baume am Brunnen diesen Narren seine Hände zu Gott erheben, worauf alsbald ein gewappneter Mann heranritt und vom Pferde stieg. Sie hörte seine Worte wohl: er befahl diesem Narren, sich zu waffnen, und als alles fertig war und der Schild am Halse hing, sah sie ihn in die Schlacht reiten. Dies war zuverlässig derselbe, der die Türken so vollständig besiegt hat, dieser Narr ist der tapfere Ritter. Dies sagt eure schöne Tochter, und sie weiss noch mehr. Als die Schlacht zu Ende war, kam er wieder zum Thore herein, ganz gewappnet, auf seinem weissen Pferd, stieg an der Quelle ab und gab jenem die Waffen zurück; der Mann ging sogleich wieder weg und nahm die Rüstung mit sich, welche schneeweiss war. Darauf wusch er sich das Blut von dem Gesichte, das ganz damit bedeckt war. Dies alles sah die Jungfrau mit offenen Augen, das bedeutete sie euch und erzählt uns durch Zeichen.

Das ist ja ein Wunder, rief der Kaiser, wie ich nie eines gehört habe! Ich dachte stets, meine schöne Tochter sei

die höflichste, sittsamste und verständigste Jungfrau, die auf der Welt nicht ihres Gleichen gefunden habe; dafür ist sie nun so verrückt und hat so häßliches Zeug im Kopfe, daß ich lieber wünschte, sie wäre todt. Ich merke wohl, weshalb sie eine besondere Zuneigung für ihn hat; weil der Narr nicht spricht, liebt ihn meine närrische Tochter, welche ebenfalls stumm ist. Die gemeinen Leute haben ein wahres Sprichwort, das auf uns paßt: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Nehmt das Mädchen fort! Sie ist voll süßen Weins. Bringt sie in ihr Gemach, bestraft sie und bedeutet ihr, daß sie hinfort nicht mehr solche thörichte Reden vor dem Narren führe, denn sie hat mich sehr betrübt; schon als sie ihm entgegen ging, merkte ich die Narrheit, und sah wohl, daß sie mit Herz und Sinn ihm zugewandt ist.

Die Frauen führten das Mädchen weg und suchten sie zurechtzuweisen; andererseits beurlaubte sich auch der Bischof, der Hof ging aus einander und Robert begab sich auf sein Strohlager, um neben den Hunden auszuruhen. Die Türken, welche aus der Schlacht davongekommen waren, fuhren traurig, aber mit gutem Winde von dannen, und gelangten bald in ihre Heimath, wo sie aus einander gingen und jeder in seiner Sippschaft die Verwandten beklagte, welche von den Römern waren erschlagen worden. Die Klage ertönte durch das ganze Land, und die Heiden wandten sich mit ihrer Beschwer an die Fürsten, daß sie ihnen Rache schafften für den Tod ihrer Angehörigen. Sobald diese vernommen hatten, wie große Schmach den Ihrigen in Rom widerfahren war,

verbanden sie sich unter einander mit Gelübden und Eidschwüren, daß sie gen Rom ziehen wollten, um selbige zu rächen. Dabei drohten sie, den Römern ihren Sieg theuer zu bezahlen, und überboten einer den andern in Schmähungen auf das Volk, das sie am meisten haßten auf der Welt. Sie schickten Boten aus an ihre Magen und Mannen, daß sie schwüren, Blutrache zu nehmen, und müßten sie auch Leib und Leben daran setzen. Darauf wurden die Schiffe ausgerüstet und neue gebaut, große und kleine, von allen Arten und mit vielen Kosten; auch übten sie ihre Schaaren im Kampf und ihr Heer war noch so stark als das erstemal. Von allen Seiten strömten sie in das Lager zusammen, brachten Lebensmittel auf die Schiffe, und fuhren bei Tag und Nacht mit vollen Segeln dahin, bis sie in dem römischen Hafen anlangten und auf dem Strande ihr Lager aufschlugen, Araber, Comanier und Türken von Coroscane und Rievaire. Alsbald erhielt man in Rom Kunde, daß die Türken wiedergekommen seien zu offener Feldschlacht mit zahllosen Schaaren, und daß sie sich an der Meeresküste niedergelassen haben. Auch bedrohten sie die Römer mit großem Grimm: nicht zu eitelm Fechterspiel seien sie gekommen, sondern ihre Verwandten zu rächen, deren Tod sie tief betrübt habe. Darüber gerieth man in Rom in große Verwirrung. Auf Befehl des Kaisers wandte man sich an den Seneschal und versprach ihm großes Gut, wenn er ohne Verzug der Stadt zu Hilfe komme gegen die Türken, welche sie zu zerstören drohen. Er aber antwortete, er wolle sich eher auf die Seite der Türken schla-

gen, wenn man ihm das Mägdlein nicht gebe, von welcher sein Herz entzündet sei. Mit dieser widersetzlichen Botschaft gingen die Abgesandten zu ihrem Herrn zurück und meldeten dem Kaiser, daß der Seneschal seine Tochter zum Weibe wolle. Dieser aber schwur, so lange er lebe, seine Tochter keinem Manne zu geben, denn ein solcher würde Rom zu sehr erniedrigen. Gott verhüte, daß dies je geschehe, und wer davon redet, soll es mir theuer bezahlen.

Darauf berief er einen Rath in seinem Pallaste von allen hohen Fürsten, welche ihm lehenspflichtig waren. Nach langer Berathung stimmten sie seinem Plane bei, denn sie verhofften, daß der getreue Gott ihnen in der Schlacht beistehen und den Seinen Trost und Hilfe senden werde. Wäre dies nicht, so hätten sie freilich alle umkommen müssen, aber sie dachten, er werde ihnen ihren Freund schicken, der alle Ungläubigen mit seiner gewaltigen Lanze besiegte. So brachten sie ihre Rathsversammlung zu Ende und bestimmten den Tag der Schlacht gegen die Türken, welche bereits die ganze Gegend verwüsteten und verheerten. Darüber verbreitete sich in Rom große Betrübnis; Groß und Klein, Mann und Weib fastete, betete und that Gelübde. Die Priester beteten zu Gott in den Messen und unter hellen Thränen, daß er ihnen den Helden mit den weißen Waffen zum Beistand sende, wie er zuvor gethan. Eines Montags, als der Tag graute, rückten die Türken in tiefer Bekümmernis, daß sie ihre Rache noch nicht vollzogen, ganz in Schlachtordnung gegen Rom vor. Zuvorderst gingen die am meisten Gekränkten und Kühnsten,

welche die Römer, wenn sie sie in der Schlacht trafen, nicht zu schonen im Sinne hatten. In Rom eilte alles zu den Waffen; der Kaiser zuerst rüstete sich mit bekümmertem Herzen, und der Schweiß troff ihm vom Gesicht. Zu Pferde gestiegen schnallte er seinen Helm fest, theilte und ordnete seine Schaaren, und bezeichnete ihre Stellung, damit sie von den Sarazenen nicht hintergangen würden. So geordnet zogen sie aus dem Thore in das offene Feld, die Pferde wieherten, und die langen Hörner ertönten. Die blanken Schilde schimmerten blendend in der Sonne, und die Helmbüsche flatterten im Winde. Dabei weinten Frauen und Mägdlein heftig um ihre Freunde, welche der Todesgefahr entgegen zogen, und baten den allmächtigen Gott im Himmel, daß er an diesem Tage den Ritter mit den weißen Waffen ihnen zum Beistand sende. Der Kaiser hatte, als er von seiner Tochter Abschied nahm, sie mit weinenden Augen zärtlich geküßt. Sei getrost, sprach er, Gott wird uns gewiß helfen und uns beistehen in der Schlacht.

Damit verließ er sie eilig, die Jungfrau aber seufzte und weinte, und ging ohne Verzug hinauf in ihre Kammer, um aus dem Fenster nach der Ebene hinzusehen. Robert ward unterdessen von dem heftigsten Gram verzehrt, da er den Kaiser so bekümmert von Rom ausziehen sah und ihm so gerne geholfen hätte, wenn Gott es ihm vergönnte. Er wußte gar nicht, was er anfangen sollte, Thränen liefen ihm aus den Augen, Seufzer rangen sich aus seiner Brust, und seinem Schmerze nachhängend trat er in den Garten, ganz

allein, ohne daß es jemand bemerkte, und setzte sich an dem Brunnen nieder. Hier gab er sich denn seiner Betrübnis hin, rief in seinem Herzen, jedoch ohne ein Wort zu sprechen, zu Gott um Gnade, und hub, das Gesicht gegen Morgen gekehrt, seine Hände zum Himmel. Da erschien auf einmal der Bote des Herrn, ganz angethan mit seinen weißen Waffen, unter dem weitästigen Baume auf dem Grase. Die Jungfrau war darüber sehr erfreut, denn sie wußte nun gewiß, daß jetzt der in die Schlacht eilen werde, der vor allen ein Held war.

Mein Freund Robert, sprach der freundliche Bote, wappnet euch schnell, Gott befiehlt es euch!

Robert that, was ihm geheißen war, und ritt, als er gerüstet war, auf seinem Rosse durch die Thür hinaus und nach dem Kampfplatze zu, und sein weißer Helmbusch flatterte lustiglich im Winde. Schon hatten die Türken die Römer eine gute Strecke weit zurückgetrieben und in Verwirrung gebracht; sobald diese aber Robert von Weitem kommen sahen, hielten sie wieder Stand, denn sie vertrauten auf seine Hilfe in der großen Noth. Ihr Muth belebte sich von Neuem, und der Kaiser und der Bischof waren hoch erfreut. Die Türken aber erkannten Robert an den weißen Waffen, und als sie ihn kommen sahen, befiel auch die Kühnsten ein heftiger Schrecken, denn oft hatten sie sagen hören, daß er es gewesen sei, der unter den Ihrigen so große Verheerung angerichtet. Schon war es ihnen um Köpfe und Füße bang, und sie gedachten, Sanct Georg selbst fechte auf Seite ihrer

Feinde. Robert fand das römische Heer der völligen Auflösung nahe, aber bald hatte er sie blos durch seinen Anblick zur Ordnung zurückgeführt. Wie ein brausender Sturmwind fuhr er auf die Türken los und trieb sein Pferd mitten in die heisseste Schlacht, wo er den obersten Anführer erspäht hatte. Keine Waffe hielt ihn auf, er trieb die Feinde aus einander, bis er den Herrn erreichte mit der Spitze seines Schwerts und es ihm mitten durch den Leib stach, so daß er todt niederfiel vor allen seinen Gesellen. Darauf wandte er sich bald rechts, bald links, zerschlug ihnen die Köpfe und durchbohrte sie mit seiner Lanze, so daß sich die Türken vor ihm gar entsetzten; die Römer aber waren nicht müßig; sie fielen, wenn Robert sie anführte, über die Türken her, und machten sich an die, welche Robert zu Boden geworfen hatte. Diese Nachlese war groß, denn Robert führte keinen Streich, der nicht einen niederstreckte. Die Türken konnten auf diese Weise das Feld nicht behaupten, ein unbeschreiblicher Schrecken hatte sich aller bemächtigt und keiner wagte den gefürchteten Robert zu erwarten. Sie mußten ihm das Feld räumen, verwirrt ließ er alle von dannen und verfolgte sie, und kein Sarazene, weder Amiral noch Hofbeamter dachte an anderes, denn an die Flucht. Bis an's Meer setzten sie dieselbe fort, stürzten sich in die brausende Flut, und gedachten an ihre Weiber und Kinder, die sie nimmermehr sehen zu dürfen vermeinten. Da gelüstete es niemand, die Zelte abzuschlagen oder von ihrer Habe etwas mitzunehmen. Nicht die Hälfte von ihnen kam davon: entweder wurden sie erschlagen oder ertranken sie

im Meere. Während nun die Römer damit beschäftigt waren, den Türken die Köpfe abzuschlagen und sich mit den Reichthümern zu beladen, die sie in den Zelten fanden, schlich sich Robert hinweg, damit ihn keiner belästige. Viele sahen ihn weggehen und an dem Gehölz hinreiten, das ziemlich weit von Rom entfernt lag. Er kam wieder in den Garten unter den Baum, wo der klare Brunnen quoll, fand daselbst den Boten sitzen, der ihn bat, sich schnell zu entwaffnen, ehe es jemand gewahr werde. Robert wollte nicht bemerkt werden, legte unverweilt die Rüstung von sich und gab alle Waffen außer der Lanze dem Boten zurück, welcher sich sogleich aufmachte und Robert in dem Garten allein ließ. Dieser hatte im Kampf viele Hiebe bekommen, so daß er im ganzen Gesicht blutete; darum ging er an die Quelle, um sich rein zu waschen, und legte sich darauf an der Kapelle zur Ruhe. Alles das bemerkte die Jungfrau gar wohl von dem Fenster aus, an welchem sie saß, und aus Mitleid lief ihr das klare Wasser aus den Augen über das Gesicht. Sie trat vom Fenster und stieg hinab in den Saal, um sich daselbst zu ergehen. Als aber der Kaiser das Feld behauptet und die Türken so heftig gezüchtigt hatte, machte er einen Befehl bekannt, wie er ihm gerade aus seinem erfreuten Herzen hervorkam, und sprach: Der, der mich verbunden und geheilt, vertheidigt und gerettet und mir meine Gewalt zurückgegeben hat, komme alsbald zu mir, denn ich will ihn zu meinem Freunde machen.

Dieser Befehl wurde alsbald weiter verbreitet und man suchte nach dem Manne; aber weder Bekannte noch Fremde

wußten etwas von ihm zu melden; alle sagten, sie seien getäuscht und haben ihn nicht gesehen. Darüber war der Kaiser sehr betrübt und mit ihm der Bischof und die Rechtsgelehrten.

Er ist nicht im Fluge weggegangen, sagten einige, die dabei standen und ihn wohl sahen, wie er nach der Stadt hinritt, an dem Gehölz vorüber, wie ein anderer Mensch von Fleisch und Bein dahin reitet. Aber sie wußten nicht, wo er sich aufhielt, noch wohin er sich gewandt hatte nach der Schlacht.

Da sprach der Kaiser: Er ist fort und wir kommen so nicht dazu ihn zu sehen; was man verloren hat, kann man nicht mehr behalten, und dabei müssen wir vorerst bleiben. Jeder gehe nun nach Hause, die Barone aber und die kühnen edeln Ritter will ich alle bei meinem Essen haben, damit sie sich beständig an diesen Tag des Siegs erinnern, und der Herr Bischof wird auch dabei sein.

Alle sagten zu ohne Widerrede, und so machte man sich denn auf den Weg. Mit großem Jubel kehrten sie in die Stadt zurück, sagten St. Peter Dank für den Sieg und begaben sich dann zum Essen bei dem Kaiser. Im Saale fanden sie Spielleute, welche sangen und bliesen, und die Köche besetzten die Tische mit reichlicher Speisung. Der Bischof empfing das Wasser zum Händewaschen und setzte sich dann an den ersten Platz an die Tafel. Der Kaiser war sehr erfreut; er schickte nach seiner Tochter, sie nahm ihren Schleier vom Gesicht, stieg die Stufen zu dem erhabenen Sitze ihres

Vaters empor und ließ sich neben ihm nieder. Nach ihr setzten sich die Herzoge und Grafen und die römischen Barone. Ganz unten war der Saal gefüllt von den wackern Rittern des Landes, welche niemals ohne Krieg waren; sie setzten sich in dem Pallast in Ordnung und man stritt sich nicht um die Bänke. Als man die Gerichte hereinbrachte, gebot der Kaiser ein wenig Stille, dieweil der Lärm zu groß geworden war. Um dieselbe Zeit erst erwachte Robert unter seiner Treppe, denn er war sehr ermüdet und zerschlagen von den Türken, und ging nun im langsamen Schritte zum Essen nach dem Pallast. Sobald der Kaiser ihn erblickte, rief er ihm mit heller Stimme entgegen: Ei, seid mir willkommen, weiser und hochgelahrter Herr! Kommt heran und setzt euch auf den besten Platz, den ihr findet, denn ihr wißt ja doch, daß wir um euretwillen eigentlich heute ein großes Fest halten.

Robert ließ sich zu seinen Füßen nieder; was that nun aber die Jungfrau? Sie stand vom Sitze auf, neigte sich aus Achtung seiner Kühnheit und Tapferkeit vor ihm, und setzte sich wieder nieder als wäre nichts geschehen. Der Kaiser war darüber tief beschämt, doch wollte er um der Leute willen, die er bewirthete, kein Aufsehen machen, und redete von etwas anderem. Bald bemerkte er, daß sein Narr gar übel zugerichtet sei, und sprach: Ei Gott, wie haben heut die Leute meinem Narren mitgespielt! Sein Gesicht ist ja ganz in Stücke zerrissen.

Da befahl er seinem Gesinde, ihm Speise in Menge zu bringen, und da sie seinen Willen kannten, legten sie sie zuerst

dem Hunde vor und Robert empfing sie von diesem, wogegen er, als er satt war, seine Brocken dem Hunde hinstreckte. Über dieses Schauspiel waren Junge und Alte wieder sehr erfreut, und alle, die daselbst waren, bekannten, nie einen so ergötzlichen Narren gesehen zu haben. Als das Essen vorüber war, nahmen die dazu bestellten Diener die Tischtücher weg und rückten die Tische auf die Seite. Die jungen Ritter stellten sich nun in großen Haufen zusammen vor den Augen des Kaisers und sprachen laut aus, daß er und alle Römer durch einen einzigen Mann gerettet worden seien, daß jener allein die Heidenschaft vertrieben habe, nämlich der Mann mit den weißen Waffen.

Der Kaiser sprach: Ihr redet wahr. Der ganze Sieg ist sein Verdienst, und wenn er sich zeigen und es verlangen möchte, so würde ich ihm gern einen großen Theil meines Landes und meines Vermögens geben: aber mir scheint, es sei ihm nicht darum zu thun. Ich weiß nicht durch welchen glücklichen Zufall er jedes Jahr uns zu Hilfe kommt und doch mag er nicht mit uns reden. Tausend Mark feinen Goldes wollte ich ihm geben und darüber, wenn ich ihn einmal in meiner Gegenwart sehen könnte.

Sobald seine Tochter dies hörte, zeigte sie mit dem Finger auf Robert und machte eine seltsame Geberde, welche der Kaiser nicht verstand. Er befahl daher ihre Hüterinnen zu rufen, welche ihre Zeichen gut kannten, und denen seine Tochter nichts verhehlte. Man holte sie herbei und die weisen alten Frauen deuteten sogleich ihre Rede.

Mein Herr und Kaiser, sprach die eine, was eure Tochter uns mittheilt, besagt nichts. Sie meint, dieser alberne Narr habe das ganze Land von den Türken befreit und sie vertrieben. Er, sagt sie, ist der Ritter mit den weißen Waffen und hat dieselbigen angelegt unter dem Baume, der meinen Brunnen beschattet. Ihr mögt es daran wahrnehmen, daß sein Gesicht zerschlagen und verwundet ist, von dem harten Kampfe, den er bestanden.

Gehet hin, meine Gäste, fiel ihnen der Kaiser ins Wort, und sucht euch andere Ergötzlichkeit.

Zu den Frauen aber sprach er: Kümmert euch nicht um die sinnlose Rede! Meine Tochter ist verrückt, und in diesen Menschen vernarrt, weil er, wie sie, nicht reden kann. Darum habet besser auf sie acht als bisher, denn es bekümmert mich tief, daß sie so thörichte Gedanken hegt.

Ohne Widerrede führten die Frauen das verständige Mägdlein hinweg, die Barone aber verabschiedeten sich von dem Kaiser, und gingen heim, jeder in sein Haus, wie sichs gebührte. Die Türken fuhren unterdessen eilends von hinnen, und weinten heiße Thränen um ihre Freunde, welche vor Rom geblieben waren, und wurden fast wahnsinnig vor Betrübniß. Nachdem sie lange gefahren waren, langten sie in einer großen Stadt in Romeinien an, und beklagten sich bei ihren Freunden über den großen Schaden, den sie erlitten hatten. Als die Türken dieses Unglück erfuhren, da erhub sich in dem ganzen wilden Heidenland in Babilonien und Mace-

donien alles Volk der Türken, grif zu den Waffen, und gelobten sich, weder bei Tag noch bei Nacht zu ruhen, bis daß sie die Schmach gerächt hätten, mit der sie sich besudelt. Die von Arabien und Syrien, von Alexandrien, Aumarie, Russandre, Camoile und Damas kamen alle heran, um die Türken von Alenié, Cohais und Coroscane zu rächen, und hielten einen Rath, um die Römer zu unterdrücken. Mit großen Kosten wurden die Schiffe ausgebessert und ein Heer auf die Beine gebracht, wie kein Mensch je eines gesehen. Dabei schwuren sie bei ihren Göttern und ihrem Glauben, daß, wofern es ihnen gelänge, den römischen Hafen zu erreichen, der ganze römische Stamm ausgerottet werden sollte; auch werde dem mit den weißen Waffen kein Zauber helfen, und wenn er ihnen in offenem Felde begegne, so wollten sie ihm die Seele aus dem Leibe schlagen. Den ganzen Winter über rüsteten sich die Türken zu diesem Zuge, beschickten ihre Freunde bis in die weiteste Ferne und baten sie, ihnen wohlbewaffnete und gut ausgerüstete Schaaren zuzuführen. Sobald nun die Wiesen sich begrünten und die Bäume Knospen trieben, vertrauten sich die Heiden der brausenden See und fuhren so lange, bis sie an den verhängnißvollen Hafen gelangten, wo so viele ihrer Freunde den Tod gefunden hatten. Von da rückten sie bis auf acht Meilen vor Rom, ließen ihre Schiffe abladen und schlugen ihre Zelte auf. Alsbald verbreitete sich in Rom die Kunde, daß unversehens die Türken gelandet seien und zwar in so großer Anzahl, daß die beiden andern zuvor besiegten Heere sich damit lange nicht messen können.

Darüber geriethen die Römer in neuen und größeren Schrecken als zuvor; und der Kaiser ließ auf diese Botschaft sein ganzes Reich aufbieten gegen die Türken, welche die Stadt berennen wollten. Nochmals besandte er den Seneschal und beschwur ihn, mit ihm in die Schlacht zu rücken gegen die schändlichen Türken von Romainien, und bat ihn um Gottes Willen, er möchte ihn diesmal nicht verlassen. Der Seneschal aber kümmerte sich darum nicht und that einen großen Eid bei Gott und seiner Mutter, daß er ihm nicht zu Hilfe kommen wolle, so lange er ihm nicht seine Tochter zum Weibe zu geben verspreche. Der Kaiser aber hieß dies ein thörichtes Verlangen und sagte, lieber wolle er alle Römer zu Grunde gehen und die Mauern der Stadt zerbrechen lassen. Der Seneschal zog sich daher zurück und wurde darob von vielen geschmäht. Der Kaiser aber versammelte sein Heer, und die Römer stellten Gebete und Fasten an, auf daß Gott sie in ihrer Noth berathe. Die Frauen baten zu dem Herrn zu allermeist, daß er ihnen den Ritter mit dem weißen Schilde zu Hilfe sende, als welcher sie bisher am Leben erhalten und ohne den sie längst des Todes wären, wenn er nicht ihre Thore bewacht hätte. Der Kaiser rüstete sich so gut er konnte, und nahm sich vor, die Türken nicht feige zu erwarten, sondern ihnen zum Kampfe entgegen zu gehen. Eines Mittwochs, in der Frühe, setzten sich die Sarazenen in Bewegung, um mit den Römern zu kämpfen. In die vorderste Reihe stellten sie die Pichenaren und die Commanen, und so jegliches Volk an seinen Ort. Im Ganzen hatten die Feinde vier-

undzwanzig Schaaren, und jede war zehntausend Mann stark. So sah man von den Mauerzinnen der Stadt aus sie herankommen und vernahm den großen Schall ihrer Posaunen und Hörner. Da lief der Kaiser zu dem obersten Bischof, führte ihn mit sich in den Saal, welcher voll war von den mächtigen Baronen des Landes, und hielt mit allen Rath, was in solcher Noth zu thun sei. Sie verabredeten, was jeglicher in der Schlacht zu thun habe und wie sie das Feld behaupten können gegen die Türken, die so gewaltig gegen sie anrückten. Nach langem Rathschlagen ergrif der Kaiser das Wort und sprach: Ihr Herren, der allmächtige Gott, unser Vater, hat uns zweimal einen Ritter zugesandt, der uns gewaltiglich gegen die Türken vertheidigt hat, und schon lange hätten sie Rom zerstört, wenn nicht seine Kraft und der Glanz seiner weißen Waffen uns geschützt hätte. Nun höret, was ich in meinem Herzen denke! Der, der mir zweimal so gut geholfen, hat großen Lohn von mir verdient, wenn er ihn nur annehmen wollte. Kommt er uns nun wieder zu Hilfe, so will ich ihn festnehmen lassen, damit der Redliche den Lohn seiner Dienste von mir empfahe. Ist es ein Mann, den Gott uns zuschickt, so haben wir uns über nichts zu beklagen, und wir werden sein nicht habhaft werden können; ist er aber von dieser Welt, so soll uns nichts hindern ihn festzuhalten, ehe er weggeht, sofern er nur in die Schlacht kommt. Denn sobald ich bewaffnet bin, will ich dreißig gute Ritter in dem Gehölz in Hinterhalt legen, woselbst er, nach dem Berichte aller, wenn die Schlacht zu Ende ist, vorbeikommt. Dort

sollen sie über ihn herfallen und ihn festnehmen, sobald ihn Gott dahin führt.

Alle lobten diesen Plan sehr und liefen sodann zu den Waffen, den meisten rannen die hellen Thränen aus den Augen, und weinend legten sie die Rüstung an, mit der sie Leib und Leben zu vertheidigen gedachten. Als sie nun völlig gewappnet dastanden, seufzten sie sehr, und jeder rief zu Gott, seinem Schöpfer, daß er ihn heil und unverletzt zurückkehren lasse und daß seine Trauer über die gottlosen Heiden in Freude verkehret werde. Vorsichtig und bedächtig ordnete der Kaiser seine Schaaren und befahl, als alles geschehen war, seinen Baronen, auszuziehen im Namen des glorreichen Heilandes, der Schmach um unserer Sünde willen getragen. So zogen sie unter dem Schall der Posaunen und Hörner aus der Stadt. Auch der Bischof begleitete sie mit einer großen Schaar hinter seiner Fahne und gab den zitternden Römern seinen Segen. Unter Thränen hatte der Kaiser von seiner schönen Tochter Abschied genommen und unter trüben Gedanken sein finsteres Gesicht abgewandt, da er zu einer zweifelhaften Schlacht gegen die Türken ausrückte. Als Robert sie alle den Türken entgegenziehen sah, ergrif ihn heftiger Schmerz, daß er sie nicht begleiten durfte, denn er gedachte großen Schaden unter ihnen anzurichten, wiewohl sie mit großer Wuth andrangen und bereits alle Wachen überwältigt hatten. Der Kaiser ordnete seine Schlacht, und stellte dreißig bewährte Ritter hinter den Bäumen in Hinterhalt. Sie stiegen eilends von ihren Pferden und begaben sich in ihr Versteck unter die Bäu-

me, in der Absicht, wenn der mit den weißen Waffen käme, um den Römern den Sieg zu erfechten, ihn bei seiner Rückkehr festzuhalten, wie der Kaiser befohlen hatte. Er selbst aber eilte in die Schlacht gegen die Türken, welche muthig und hartnäckig gegen sie kämpften. Robert ging unterdessen an den Brunnen, um zu sehen, ob etwa das heilige Wesen mit den Waffen herankomme, wie es sonst zu thun pflegte. Er setzte sich unter den süßduftenden Baum nieder, weinte bitterlich und betete, das Gesicht gegen Morgen gewandt, inbrünstig zu unserem Herrn, daß er ihm seinen Boten sende. Bald darauf sah er denselben mit seiner weißen Rüstung herankommen. Darüber war Robert sehr getröstet, und nicht minder die edle Jungfrau, welche auf den Knieen für die Römer und ihren Vater betete, daß ihnen in so herber Schlacht geholfen werde. Der Bote Gottes kam schnell auf Robert zu und übergab ihm die weißen Waffen, welche dieser anlegte und darauf in wunderbarer Schönheit dastand. Er bestieg das gute Roß und schied unverweilt von dem Boten Gottes, der ihm seinen Segen mit auf den Weg gab. Er ritt über die Ebene hin und an dem Gehölz vorüber, wo ihn die dreißig Ritter in dem Versteck erwarteten, aber ohne Geräusch weiter ziehen ließen, denn erst, wenn er zurückkäme, wollten sie ihn ergreifen und wo möglich festhalten. Robert zog ohne Aufenthalt an ihnen vorbei, rechts hin, wo er das Volk zur Schlacht versammelt sah. Schon hatten die Türken die Oberhand gewonnen, die Römer waren darnieder geworfen und im Begriff zu fliehen, als sie von ferne den Ritter mit den weißen

Waffen kommen sahen, der mit verhängtem Zügel auf sie zusprengte. Da huben sie dankend ihre Hände zu Gott empor, daß er ihnen Hilfe sende in der Noth. Der Kaiser aber weinte vor Freude, denn nun fürchtete er nicht mehr, daß sein Volk zurückgeschlagen werde, da er den wackern Ritter kommen sah, der sonst seine Streitkraft aufrecht gehalten hatte. Die Türken dagegen waren hierüber nicht sehr erfreut, denn sie hatten viel von ihm und seiner Kraft reden gehört. Jeder bemühte sich nach bestem Vermögen, seinen Leib zu schützen und zu vertheidigen und die Schläge Roberts zu decken, der im Fluge auf sie einstürmte. Er glühte von Begierde, mit den Heiden ins Gemenge zu kommen und den Ungläubigen Köpfe und Füße abzuschlagen und ihre Herzen zu durchbohren. Ein Wolf, den es nach Beute gelüstet, läuft nicht gieriger auf eine Heerde Schafe zu, als Robert mit gesenktem Speer auf die Türken losrannte. Gleich warf er einen rücklings nieder, daß er entseelt zu Boden fiel, und schlug ihm das bärtige Haupt ab. Darauf mengte er sich in ihre Schaaren, spornte heftig sein rasches Roß, stach nieder und besudelte mit Blut, was ihm in den Weg kam, bis sein triefender Speer in Stücke ging. Da grif er zum Schwert und hatte in einem Augenblick mehr denn zwanzig Türken erschlagen. Bald faßte er einen in's Auge, der den Römern besonders heftig zusetzte; er trieb sein Pferd nach dieser Richtung hin, machte sich Bahn durch das Gedränge, bis zum König hin und senkte ihm sein blutiges Schwert mitten in's Herz, so daß er über den Rücken seines Pferds todt herabtaumelte,

wobei aber Robert das Heft seines Schwerts zerbrach. Darum griff er nach seinem Degen und hieb rechts und links um sich, so daß rings das Feld voll lag von Todten und dasselbe im Blute schwamm. Die hinterlistigen Türken machten ihm auch allenthalben, wo er hinging, Platz, und ließen ihn vorn eindringen, wo er wollte; hinterrücks aber fielen sie mit Lanzen und Streitärten, etliche auch mit Schwertern, auf ihn ein. Dadurch ließ sich jedoch Robert nicht zum Rückzug bewegen; er ruhte und zögerte nicht, sondern spornte sein Pferd furchtlos immer vorwärts. Den Römern wuchs dadurch auch der Muth von Neuem und sie ertrugen williglich die Hitze der Schlacht, da Robert so lustig zuschlug. Die stolzen Türken verwünschten sie und waren ganz entsetzt über ihn, der keinen Haufen so dicht fand, daß er ihn nicht zersprengt und sich mitten hindurch Bahn gemacht hätte. Er richtete die Vorhut der Türken so übel zu, daß selbige die Flucht ergriffen. Die Römer jagten ihnen nach und die Türken waren sehr betrübt über den großen Verlust, den sie erlitten, denn die Leute des Kaisers setzten ihnen heftig zu. Sie gelangten zu einer andern Schaar, die sie gleich bei ihrer Ankunft sprengten: die Türken konnten sich keinen Augenblick halten vor den grimmig anstürmenden Römern. Robert sprengte ihnen voran und jagte die Feinde von hinnen eine Schaar um die andere. Die Römer trafen keinen noch so mächtigen Amiral, dem sie nicht den Tod gegeben hätten. Wo noch eine Türkenfahne wehte, da ging Robert auf sie zu und ließ sich von nichts zurückhalten. Mitten im größten Gedränge der Türken schlug er ihre

Fahnen nieder. So viele sanken unter der Wucht seiner Hiebe nieder, daß alles ihm aus dem Wege ging und den nacheilenden Römern zerstreut in die Hände lief, welche dann nicht schonend mit ihnen verfuhren. Endlich begann mit ihrer Kraft auch ihre Kühnheit zu sinken, denn Robert hatte einen unbeschreiblichen Schrecken unter ihnen verbreitet. Sie räumten das Feld und liefen muthlos und gänzlich besiegt von dannen. So kam sie ihr Stolz und Hohn theuer zu stehen und ward mit Schande und Schaden bezahlt. Nun begann die allgemeine Verfolgung und das Siegsgeschrei von Seiten der Römer, das den Heiden gar unlieblich in die Ohren klang. Sie waren so sehr gedemüthigt, daß auch die Kühnsten ihre Vetter und Brüder, Freunde, Herren und Väter im Stiche ließen, und in die Wette davon liefen, denn sie wußten wohl, daß an eine Lösung nicht zu denken sei, wenn sie sich einmal hätten erreichen lassen: darum war das Beste zu fliehen, und Jung und Alt hielt sich dazu. Schon waren sie lange gelaufen und geritten und hatten noch ihre Zelte nicht erreicht, die Römer aber dachten an nichts anders, als sie niederzuwerfen oder in das Meer hineinzujagen. Da waren nun die Türken übel daran, denn ihre Pferde waren ganz ermattet, dieweil sie schon bei der großen Eilfertigkeit, mit der die Türken auf Rom zurannten, sich erschöpft hatten. Von der Hitze, der Eile und der Last, die sie zu tragen hatten, überwältigt, sanken die meisten wie todt nieder, und die Römer erschlugen und zerfleischten alle, die zurückblieben. Nicht die Hälfte der Türken erreichte den Hafen; die meisten kamen

auf dem Schlachtfeld um, denn Robert ward nicht müde, ihnen zu begegnen und sie niederzuschlagen. Er verfolgte sie bis an's Ufer, und kein Löwe oder hungriger Wolf richtet solchen Schaden an unter einer Heerde, wie Robert auf seinem Wege unter den Türken. Sein Schweiß trof von Blut und am Ufer selbst noch häufte er Todte auf Todte. Die Römer setzten den Heiden so sehr zu, daß diese sich nicht einfallen ließen, ihre Zelte zu vertheidigen. Robert trieb in das Meer hinein, wen er zu Lande nicht erreichen konnte; und auch dort war für sie noch nicht viel gewonnen, denn es erhub sich ein gräßlicher Sturm, der Woge auf Woge thürmte und der das Meer mit silberweißem Schaum bedeckte. Die Türken, welche sich in das Meer geflüchtet hatten, waren daher in einer schlimmern Lage, denn sie wurden hin und hergetrieben, konnten ihre Schiffe nicht erreichen und wurden vom Meere verschlungen. Manche gelangten an's Ufer zurück, aber von diesen blieb auch nicht einer am Leben, denn die Römer empfingen sie mit ihren Schwertern und zerschlugen ihnen die Köpfe. Kurz es blieb von allen kein einziger übrig, denn Robert und die Römer hatten alle erschlagen und nirgends fanden sie Hilfe. Als sie die Türken auf diese Weise vernichtet hatten, eilten sie nach ihren Zelten, um Beute zu machen, aber ihr treuer Gefährte Robert mochte nicht dabei sein und hatte anderes im Sinne. Er wußte sich so heimlich vom Schlachtfelde wegzuschleichen, daß ihn niemand bemerkte. Er kam auf dem Rückwege in die Nähe des Gehölzes, wo die dreißig Ritter unter den Bäumen seiner

harrten; schon von weitem hatten sie gesehen, wie er sich vom Heere trennte und auf den Wald zukam. Sie wollten aber noch nicht hervorbrechen, um ihn zu ergreifen, bis er mehr in ihrer Nähe wäre: dann sollten alle auf ihn losstürzen, und sie glaubten zuversichtlich, auf diese Weise seiner habhaft zu werden, denn wenn es ihnen nicht gelänge, ihn an seinem Zügel zurückzuhalten, so wollten sie ihm sein Pferd unter dem Leibe umbringen, so daß er ihnen nicht mehr entwischen könnte; gelänge es aber nicht, ihn festzuhalten, so wäre ihnen das große Schande. Damit bestiegen sie ihre Pferde und ritten bis zum Ausgang des Waldes vor, an die Stelle, wo der Weg sich hart am Gehölz hinzog. Sobald Robert daselbst vorüberkam, brach der Hinterhalt hervor, und alle riefen: Ritter, ihr seid gefangen. Freude und Jubel soll heute Rom erfüllen um euretwillen, wenn es Gottes Wille ist.

Er aber sprach kein Wort, sondern sah die Ritter schweigend an, um die er sich wenig zu kümmern schien; doch war er bekümmert und wußte nicht, was er thun sollte. Er scheute sich, ihnen sich zu widersetzen, denn er merkte wohl, daß der Kaiser sie hieher bestellt hatte, um ihn zu belohnen und mit Gütern nach Wunsch und Willen zu überhäufen, aber das alles lag ihm nicht am Herzen; denn er wußte wohl, daß, wenn er festgenommen würde, alles verrathen wäre, daß man sein Geheimnis erführe und er nicht mehr bleiben könnte. Darum flehte er in Gedanken zu Gott dem Herrn, daß er ihn schütze und daß keiner der Ritter ihn fangen möge. Zugleich gab er

seinem Rosse die Sporen mit großer Heftigkeit und rannte eilends von dannen; hinter ihm aber erhob sich eine Staubwolke. Die, die ihn verfolgten, legten oft ihre Lanzen ein gegen sein Pferd, um es zu Boden zu strecken; aber ihre eigenen Pferde wurden der langen Verfolgung müde und blieben endlich ganz erschöpft stehen. Nur einem von den Dreißigen gelang es, durch einen Seitenpfad mehr in Roberts Nähe zu kommen. Er wollte eben seinem Pferde in die Zügel fallen, als der siegreiche Ritter durch eine gewandte Schwenkung ihm dies unmöglich machte; der Verfolger aber drohte, wofern er nicht stille halte, ihm sein Pferd unter dem Leibe zu erstechen. Damit legte er die Lanze ein und rannte auf das Pferd los, das er gerade am Gürtel zu treffen suchte, um es mit einem Stoß zu Boden zu werfen. Statt jedoch das Pferd zu treffen, stach er Robert selbst in den Schenkel und brachte ihm eine tiefe Wunde bei. Robert war über diesen Vorfall zwar sehr betrübt, doch hielt er darum nicht stille, sondern drückte die Wunde so gut er konnte, mit der Hand zu, damit nicht das hervorquellende Blut auf der Erde seine Spur verrathe, und ritt, der Schmerzen nicht achtend, eilends von dannen. Der, der ihn verwundet hatte, verfolgte ihn nun nicht weiter, und besah die blutende und zerbrochene Lanze, aber er fand, daß ein großes Stück fehlte, welches Robert im Schenkel stecken geblieben war. In großer Bedrängnis ritt dieser dahin, denn das Eisen verursachte ihm heftige Schmerzen, und er wußte nicht, was er damit beginnen sollte. Endlich langte er an der gewohnten

Stelle an, stieg vom Pferde und gab seine Kleider und Rüstung dem Boten, der sich von ihm verabschiedete und in Kurzem verschwunden war. Robert trat zu der Quelle in heftigen Schmerzen und großer Betrübnis und voll Sorge, er möchte entdeckt werden. Darum machte er sich so gut er konnte heraus; sein Gesicht war von Blut und Schlägen befleckt, die er in der Schlacht erhalten hatte; er wusch nun zunächst dieses ab, darauf aber auch das Blut, das um seine Wunde her hervorgetreten war. Dies verursachte ihm nicht geringe Schmerzen, und er schrie erst laut wegen des Eisens, das noch in der Wunde stak und das er nur mit großer Beschwerde herauszuziehen im Stande war. Er suchte darauf nach einem Verband für seine Wunde, fand aber nichts anderes, als ein wenig Moos von einem dürren Baume, womit er den Eiter austrocknete und die Wunde verstopfte. Das Eisen, das er herausgezogen, versteckte er neben der Quelle unter der Erde, so daß es niemand finden konnte. Sobald dies geschehen war, machte er sich auf den Weg nach der Kapelle, seinem gewöhnlichen Ruheplatz, den er diesmal besonders nöthig hatte wegen der großen Ermattung vom Kampfe. Die Jungfrau aber hatte von ihrem Fenster aus alles mit angesehen und weinte heftig. Sie hatte deutlich beobachtet, wie der Hinterhalt aus dem Gehölz hervorbrach, wie sie Robert überfielen, aber nicht festhalten konnten, wie er dann seine Rüstung im Schatten des Baumes dem Boten des Herrn zurückgab; sie sah die Wunde, wie er sie ausdrückte, mit Moos verstopfte und das Eisen aus ihr hervorzog. Das ging dem

Mägdlein sehr zu Herzen, daß er so schlimm davongekommen und verwundet worden war. Nicht minder aber war der Ritter bekümmert, welcher Robert verwundet hatte, denn er glaubte in allem Ernste, er habe Gottes und der Christenheit Gnade auf immer damit verscherzt. Er seufzte und klagte laut, und maß sich selbst große Schuld bei, daß er den guten Ritter getödtet habe, der Rom so kräftig vertheidigt. Hatte er ihm nicht gelohnt, wie ein Hund demjenigen, der ihn aus dem Wasser zieht, und den er, hat er ihn an's Ufer gerettet, anbellt und beißen will! Gerade so, warf er sich vor, habe er an Robert gehandelt, ja noch schlimmer. Unterdessen kamen seine Genossen hinter ihm her und fragten ihn aus, wie es ihm bei dem Unternehmen ergangen sei.

Ihr Herren, sprach er, ich bin sehr betrübt; ich gedachte, dem wackern Ritter sein Pferd umzubringen, um ihn festzuhalten; aber ich traf den Ritter selbst und ein gutes Stück meines Speers blieb ihm im Fuße stecken. Ich Unglücklicher weiß gar nicht, was ich anfangen soll! Einen Theil meines Speers trägt er mit sich, und was ich noch davon habe, ist mit Blut bedeckt und verbogen. Muß ich nicht tief bedauern und beklagen, daß ich den Mann verrathen und verletzt habe, dem man alle Ehre anthun sollte, wie dem Leibe eines Heiligen! So aber hat er für seine schöne That Schaden geerntet und ist schlimm gewitzigt worden.

Auf diese Rede waren alle beschämt und sie verstummten; denn alle waren sehr betrübt, daß es ihnen nicht gelungen war, ihn zurückzuhalten. Der Kaiser indessen war am Ufer

so sehr erfreut in seinem Sinn, daß ihm das Herz hüpfte, denn die Erbfeinde, die Sarazenen, waren in glücklichem Kampfe erschlagen. Es wurde nun sogleich das Loos geworfen über die Beute; der Kaiser vertheilte und verschenkte allen Gewinn an seine Leute und behielt für sich auch nicht eines Eies Werth. Dabei ließ er auch den weißen Ritter vor sich bescheiden, aber troß aller Bemühungen war er nicht im Stande, über ihn Kunde einzuziehen. Der Kaiser berief nun den Bischof und alle Barone und viele von den Kriegern zu sich und bat sie, heute allesamt mit ihm ein großes Fest zu begehen, und that ihnen die Ehre an, daß er sie zu sich zum Essen einlud. Die Barone schlugen solches nicht aus, sondern erwiderten, daß sie sehr gerne wollen daran Theil nehmen und in allen Dingen seinen Wünschen zu entsprechen willig sein. So kehrten sie voll Freude heim, nur das misfiel ihnen, daß sie ihren Retter nicht unter sich sahen, noch ihn kennen gelernt hatten. Der Kaiser aber sprach: Darum seid unbesorgt, denn so wie er von der Straße abgelenkt hat und an dem Gehölz ist vorüber geritten, haben ihn meine Leute angehalten, die ich daselbst in Hinterhalt gelegt, damit sie ihn ergriffen und vor mich führten.

Indem diese Worte gesprochen wurden, sahen sie die Männer des Hinterhalts herankommen, mit gesenkten Häuptern, höchst nachdenklich und bekümmert. Der Kaiser sprengte ihnen entgegen und fragte sie, was sie Neues bringen; vor allem aber erkundigte er sich nach dem weißen Ritter, ob sie ihn gefangen genommen und wer von ihnen ihn ergriffen habe.

Herr, antworteten sie, wir haben ihn nicht; wir alle sind ihm in größter Behendigkeit nachgesetzt, aber es half alles nichts, wir konnten ihn nicht erreichen, außer diesem Ritter, der die blutige Lanze hält. Dieser kam ihm nahe, das können wir euch sagen; er gedachte sein Pferd unter ihm umzubringen; aber wie das Misgeschick manchen Mann zu Fall bringt, geschah es, daß er das Roß verfehlte und den Ritter mit den weißen Waffen selbst traf, den er auch im Schenkel schwer verwundete. Gebe Gott, daß er wieder davon komme, denn das Eisen blieb in der Wunde stecken. Der Ritter war sehr betroffen darüber, daß er den Retter verwundet hatte. Aber seht nur hier seine blutige Lanze!

Das ist ein böser Unfall, sprach der Kaiser; jedoch ist er ihm nicht zuzurechnen, denn er hat es ja nicht mit Wissen und Willen gethan.

Als die Römer die Kunde erfuhren, waren sie darüber sehr misvergnügt; es erhub sich ein allgemeines Klagen und Weinen; der Kaiser selbst brach in helle Thränen aus vor Kummer, noch ehe er in die Stadt zurückkam. Schon war auch ganz Rom mit Trauer erfüllt; keine Bürgerliche noch Gemeine war, die nicht herzlich geweint hätte um den, der zu so hohem Preise alle Bürger Roms gerettet hatte; so war er nun verwundet und beschimpft, seine Wohlthat war ihm zum Schaden und sein Verdienst zur Schmach geworden. Man rief Wehe über Rom und über die, die an des Ritters Unheil Schuld waren. Gott muß euch wahrlich schwer strafen und demüthigen, die Erde wird sich aufthun unter euch und euch

verschlingen, da ihr so wider Recht und Billigkeit den wackern Ritter umgebracht habt, der euch selbst befreit und vom Tode errettet hat. Ist nicht er es, der euch die großen Schätze Romainiens geschenkt hat, von welchen jetzt ganz Rom überschwemmt wird? Er hat uns zu diesem Gewinn verholfen, und der Lohn, den er dafür davongetragen, ist eine tödtliche Wunde.

Unterdessen zogen die Römer zum Thore ein, halb trauernd, halb jubelnd. Der Kaiser aber nahm seinen Weg nach seinem reichen hohen Saal und führte den obersten Bischof mit sich und seine Barone von der Stadt. An einer der alten Freitreppen am Thore des Palastes stiegen sie von den Rossen und übergaben ihre Waffen den Knappen. Man schritt nun zur Mahlzeit. Als sie sich gewaschen hatten, setzten sie sich an die Tafel, sämmtliche hohen Behörden von Rom, und neben den heiligen Mann, den Bischof, setzte sich der Kaiser. Durch die Dienerschaft seines Haushofmeisters beschied er auch seine edle Tochter, um ihr seine Freude mitzutheilen. Er hieß sie an seiner Seite niedersitzen und neben ihm speisen, denn er hatte sie über alles lieb. Um sie her, aber etwas tiefer, saßen die Ritter, die hochgemuthen, die minniglichen, die milden und wohlgethanen, die aller Ehren pflagen, die treuen Lehensträger des Landes, gut im Frieden und im Krieg, die erhielten, was sie begehrten in größter Fülle, Fleisch und guten Wein, und wurden ganz nach Wunsche bedient. Robert kannte die Stunde des Essens wohl und wollte nicht unterlassen, dahin zu gehen, wie er sonst zu thun pflegte. Frei-

lich wollte fast seine Wunde ihm heute verbieten, diesen Gang zu machen, aber er konnte doch keinen Weg und keine List ersinnen, um es zu vermeiden, ohne zugleich zu befahren, daß er sich verrathe. Blaß und entstellt kam er durch den Saal gehinkt und ging auf den Kaiser zu, denn er konnte auf das verwundete Bein nicht stehen und mußte sich ärmlich forthelfen. Sobald ihn aber die schöne weiße Jungfrau erblickte, erhob sie sich von ihrem Sitze, keine Rücksicht konnte sie abhalten, sie neigte ihr schönes Haupt tief vor dem Narren und faltete die Hände einfältiglich, wie zum Gebet, und setzte sich darauf wieder an ihren Platz in aller Sitte. Dem Kaiser aber ging es durchs Herz, daß sie vor einem Narren aufstand, der noch dazu stumm war, und er hielt darum seine Tochter gleichfalls für verrückt. Als er jedoch seinen Narren hinken sah, schüttelte er sein Haupt und sprach unwillig: Gottes Strafe treffe dieses müßiggängerische und bösartige Volk, diese Römer, und auch ich will sie verfolgen, da sie in ihrer Raserei mir selbst Unbill und Schaden zufügen, denn offenbar haben sie meinen Narren geschlagen und schmählich verwundet, daß er den einen Fuß mühsam nachschleppt und das bloße Fleisch gräulich zerquetscht und zerfetzt hervorsieht. Herr Gott, wie übel haben sie ihm diesmal mitgespielt! Der hat heute ein böses Turnier mitgemacht, ist auch ganz nachdenklich und abgemagert.

Damit schwieg der Kaiser, ließ jedoch Fleisch herbeibringen und solches dem Hunde vor Roberts Angesicht vorwerfen. Robert nahm davon nichts, außer ein paar kleine Bissen,

die er ohne große Anstrengung dem Hunde entriß; doch that er es vorsätzlich, da er sonst nicht zu essen begehrt hätte. Der Kaiser war indessen sehr erbost, daß es dem Narren so übel ergangen war, daß er fast keine Speise berühren mochte. Darauf befahl der Seneschal den Dienern, die Tischtücher abzunehmen, dieweil er sah, daß die Ritter nicht mehr essen wollten. So wie dies geschehen war, erhuben sich unter den Rittern und den jungen Männern die Reden über ihre Thaten am heutigen Tage; jeder wußte seine Kühnheit und seine Stärke zu rühmen, und von Furcht und Misgeschick wollte keiner sprechen. So unterhielten sie sich unter einander; aber der Hauptgegenstand ihres Gesprächs war der weiße Ritter, und wie er vor ihren Augen die Türken geworfen, in die Flucht gejagt und so ganz und gar besiegt hatte, daß auch nicht einer übrig blieb, den er nicht zurückgedrängt, gefangen, ersäuft oder erschlagen hätte. An der Tafel, wo die Grafen saßen, hielt der Kaiser gleichfalls einen langen Bericht über den Ritter mit dem weißen Schilde und wie er die Türken besiegt habe. Nachdem er dies ausführlich erzählt hatte, setzte er hinzu: Nie hat ein Ritter solches gethan, noch wird wohl je einer solche Großthaten verüben, so lange Menschen auf Erden leben. Dreimal hat er Rom gerettet, dreimal hat er uns unser Land zurückgegeben, dreimal hat er unsere Ehre erhöhet, und doch will er sich keinem zu erkennen geben, der vom Weibe geboren ist. Ich weiß nicht, ist es ein König, oder ein Kaiser, ein Graf oder ein Mann von hoher Sippschaft; ich weiß niemand, der mir über ihn Aufschluß geben

könnte, wohl aber weiß ich, daß er Großes gethan hat, indem er sich so sehr verbirgt, denn ich kenne keinen Mann in diesem Lande, der, wenn er uns in diesem Krieg mit seinen Waffen nur entfernt solche Dienste geleistet und sich solches Lohnes werth gemacht hätte, nicht gekommen wäre und seinen Lohn in Empfang genommen hätte; dieser jedoch kommt nicht und rührt sich nicht, und darum halte ich ihn um so mehr für etwas Hohes. Sehr wehe thut es mir, daß er verwundet ist; doch kommt er herbei, so soll der Schaden wieder gut gemacht werden, den wir ihm angethan haben, denn ich will alsbald und ohne Verzug ihm meine Tochter zur Ehe geben. So wird er sich nicht mehr beklagen können, denn nach meinem Tode erbt er das Reich. Kommt er heran so soll er Herr werden und meine schöne Tochter heirathen.

Sobald die Jungfrau diese Worte hörte, zeigte sie mit der Hand nach dem Narren, um ihm durch ihre Geberden zu bedeuten, daß er derjenige sei, von dem er sprach. Der Kaiser hielt dies für bloße Thorheit; aber die Schöne ließ darum nicht ab, eifrig mit dem Finger auf den Narren zu deuten und durch Geberden bemerklich zu machen, daß er diesen über alle hochschätzen sollte. Der Kaiser war darüber endlich ganz betroffen und befahl seinem Kämmerling, ihre Hüterinnen kommen zu lassen. Er wollte durch sie näher herausbringen, was denn seine Tochter ihm eigentlich zu sagen begehre, denn sie betrug sich so keck und dreist, daß sie sich vor ihm selber gar nicht in Acht nahm und alle Scheu verloren zu haben schien. Der Kämmerling ließ die Hüterinnen, Haus-

frauen und Mägde kommen und führte sie vor den Kaiser, den seine Tochter so ganz außer Fassung gebracht hatte.

Ihr Frauen, sprach der Kaiser zu ihnen, meine Tochter hat mir so eben allerlei Zeichen gemacht; berichtet mir, was sie zu mir sagen will!

Das Mägdlein, welches ganz zornig war, daß man ihr nicht glauben und ihr Zeugniß nicht für wahr halten wollte, machte nochmals von vorne alle Zeichen und bedeutete, daß der Narr würdig sei, das Reich zu besitzen und Krone zu tragen, und sprach ihm vor allen Männern den Preis zu. Diese, welche die Zeichen verstanden, gaben dem Kaiser Rechenschaft über das, was das Fräulein sagen wollte.

Herr, sagte eine alte Magd, eure Tochter spricht Thorheiten und betrübte Kindereien, denn sie versicherte zuversichtlich, daß der Narr hier die Schlacht gewonnen habe, und wenn er eine Verwundung an sich trage, so sei er es gewiß, den man so hoch schätze, denn sie habe sein ganzes Thun und Treiben beobachtet aus ihrem geheimen Fenster. So erzählte sie in ihrer Sprache, daß sie ihn heute früh sich habe anthun sehen mit reichen weißen Waffen unter dem Baum an der Quelle. Darauf habe sie gesehen, wie er in den Kampf zog, die Türken schlug und niedermachte, wie er sie zurückjagte und bis an's Meer verfolgte, und wie er zurückkam und in dem Getümmel verschwand, wie er durch das Gehölz ritt, in dessen Bäumen der Hinterhalt versteckt war, wie die Ritter hervorbrachen, ihn aber nicht erhaschen konnten, einer aber den andern voraneilte, ihn festhalten wollte, aber in den

Schenkel verwundete, wie er sodann glücklich aber schwer verwundet unter dem Baum an der Quelle ankam, wo er unter heftigen Schmerzen das Eisen, das in der Wunde stecken geblieben war, herauszog, wie er endlich sich das Blut abwusch, die Wunde mit Moos verstopfte, das er von einem Baum abschälte, und das Eisen in die Erde vergrub. Mehr können wir nicht aus ihr herausbringen und sonst erzählte sie uns nichts, aber sie sagt, daß sie sehr beschämt sei darüber, daß man ihr keinen Glauben beimessen wolle. Sie wisse sich gegen niemand deshalb zu beklagen, als gegen Gott, den sie flehentlich bitte, sie es erleben zu lassen, daß die Wahrheit zu Tage komme.

Herr Gott, sprach der Kaiser, wie hat sie das alles zusammen ersonnen? Wer hat ihr das in den Kopf gesetzt, daß sie uns solche Dinge meldet von einem unsinnigen von Gott verlassenen Menschen, der weder Gedächtnis hat noch Überlegung, und der den Mund nicht öfnet, so übel man auch mit ihm verfährt? Und an solchem kann meine edle Tochter Gefallen finden, sie hat ihr Auge auf diesen Narren geworfen, der nicht einmal je ein Wort mit ihr gesprochen hat! Darum sind sie auch aus einer Schule, aus einer Zucht und gleicher Natur, und so meint sie, es gebe auf der Welt nichts Klügeres, als diesen Narren. Ihr Weiber, fuhr der Kaiser fort, ich schwöre euch bei meines Vaters Seele, wenn ihr meiner Tochter nicht bessere Unterweisung ertheilt, so zieht ihr euch meine höchste Ungnade und Zorn zu und ich lasse euch alle umbringen.

Da waren die Mägde sehr in Angst, führten auf diesen Bescheid das schöne Fräulein mit sich in ihre Gemächer und hielten strenge Hut über sie. Robert aber, der Verwundete, ging zurück unter die Halle, legte sich schlafen auf das Stroh und hatte indeß große Schmerzen an seiner Wunde. Der Kaiser stand mitten im Saal, aber nicht in Freude und Tanzen, sondern er berief seine Barone zu einem Rath. Sie gingen mit einander in die Kapelle, rathschlagten daselbst und sprachen so lange von dem weißen Ritter, der sich so beharrlich verborgen halte und uns doch in der Stunde der Noth unbeschickt und unaufgefordert so hilfreich erscheine. Als die weisen Männer genug berathen hatten, faßte der Kaiser alles zusammen, was sie in Rede und Gegenrede vorgebracht, und sprach sodann: Ihr Herren, was können wir thun? wie können wir den weißen Ritter, der verwundet ist, zu uns heranlocken?

Da sprach der Weisen einer: Ihr werdet ihn nie bekommen, wenn ihr nicht zuvor bei Gott und allen Heiligen geschworen, daß ihr ihm ohne Fehl eure jungfräuliche Tochter geben wollt, wofern er sie zur Ehe zu nehmen begehrt, und daß er euer Reich erhalten wird nach eurem Hinscheiden. Auch sollt ihr solches thun, denn einen bessern Mann findet ihr nimmermehr und ihr könnt sie nirgend besser unterbringen. Sodann laßt auf offenem Markt ausrufen, daß jedermänniglich von diesem Reiche sich einfinde zu einer Versamlung, und am dritten Tag werdet ihr auch daselbst sein und eure Tochter vor vielen reichen und mächtigen Leuten unter Krone

gehen lassen. Der aber mit den weißen Waffen soll gleichfalls erscheinen und kein Grund soll ihn zurückhalten; er komme an dem nämlichen Tage ohne Verzug, und ihr wollet ihm sofort eure Tochter zum Gemahl geben, vorausgesetzt, daß er sich völlig ausweise und das Eisen, den verletzten Schenkel und die Wunde zeige. Durch dieses Mittel, auf diesem Wege allein könnt ihr den Ritter bekommen; kommt er nicht, so habt ihr das Eure gethan, denn kein Mann, so groß und mächtig er sei, von hier bis Conpostele, wird es nicht für hinreichenden Lohn ansehen, wenn er eure Tochter erhält.

Der Kaiser und die übrigen Barone hießen diesen Rath gut und lobten ihn, und der Kaiser schwur und betheuerte, wenn der weiße Ritter ihm so viel vertraue, daß er an den Hof komme, solle er seine Tochter erhalten, wofern er sie zur Frau nehmen wolle. Darauf beschieden sie die Ausrufer und die Unterrichter und theilten ihnen mit, was sie bekannt machen sollten. Der Rath ging jetzt auseinander und die Ausrufer verkündigten die Bekanntmachung des Kaisers, welche sie sorgfältigst und ohne Entstellung mittheilten. Die Kunde davon verbreitete sich schnell und man erfuhr es bald in allen Landen; Groß und Klein, Geistliche und Laien und alles suchte wegzukommen, um am dritten Tag am Hofe zu sein und das große Wunder mit anzusehen. Als aber der Seneschal die Kunde von dieser Rathsversamlung erhielt, wußte er nicht was er sagen noch, was er thun sollte, er dachte hin und her auf eine List, um

das Jungfräulein für sich zu gewinnen, das er über alle lebenden Menschen lieb hatte. Mancher Plan ward in seinem Sinne gebildet und wieder verworfen; er dachte sich, der weiße Ritter, der die großen Thaten in der Schlacht verübt, von denen alle Welt erzähle, werde sicherlich nicht kommen, um das Mägdlein zu erwerben. Denn er schloß aus seinem ganzen Benehmen, daß es kein Mann von Fleisch und Bein sein könne und er von diesem nichts könne zu befürchten haben; er nahm sich also vor, in ähnlichem Aufzug am dritten Tag in Rom bei der Versamlung zu erscheinen und sich vor Männern und Weibern in weißen Waffen zu zeigen und gerade so, wie der weiße Ritter erschienen war, über dessen Auftreten er sorgfältige Erkundigungen eingezogen hatte. Er gab sich viele Mühe, für denselben erkannt zu werden, und war sehr besorgt, das zierliche schöne Mägdlein zum Weibe zu erhalten. Darum waren alle seine Gedanken auf diesen Gegenstand gerichtet und er zögerte nicht mit der Ausführung seines Planes. In größter Eile ließ er sich einen weißen gespaltenen Schild bereiten, und schöne Waffen, weiß, reich und neu, ganz so wie der sie trug, der den Römern Trost und Hilfe zu bringen pflegte. Dann fragte er so lange in Berg und Thal, bis er ein ganz weißes Roß gefunden hatte; er ließ es noch dazu schön putzen und herausfüttern und bepanzerte es ganz so, wie er von jenem Ritter hatte sagen hören, der den Türken im Kampf die letzte Pein bereitet, und so ging er nun auf die Seite, ganz allein. Es war gerade

an dem Tag, wo er erscheinen sollte; und noch war ihm eines übrig: er begab sich in einen Schlupfwinkel, wo er von niemand gefunden zu werden vermuthete, nahm ein grosses Bruchstück einer Lanzenspitze und schlug sich das scharfe Eisen mit einem Hammer in den Schenkel, so daß es ihm nicht geringe Schmerzen verursachte; darauf verband er die Wunde fest und pünktlich, damit das Eisenstück nicht wieder herausfalle; und es wäre ihm bitter leid gewesen, wenn es schnell wieder geheilt wäre, denn er hoffte große Dinge durch diese Wunde zu gewinnen. Sobald er mit dieser Verrichtung fertig war, ließ er sich seine weiße Rüstung bringen und wafnete sich in einem Baumgarten unter dem Dunkel der Zweige ganz heimlich und unbemerkt und hatte sehr Acht, daß ihn niemand belausche. Sobald er schmuck und zierlich gewafnet war, stieg er, von niemand bemerkt und unter heftigen Schmerzen, zu Pferde. Der Thor! er hängte seine weiße Tartsche um den Hals und ritt von dannen ohne Zögern. Er zog so mit grossem Gepränge nach Rom, wo der Kaiser und alle seine Mannen in grossem Rathe versammelt waren. Alle hohen Barone des Reichs waren anwesend, Grafen, Herzoge, Fürsten und Barone, die edeln, die sich nie mit Räuberei befaßten, und alle Mannen aus vornehmer Sippe, so daß man nie so viel edles Volk beysammen sah. Auch der oberste Bischof war zugegen, der glorreiche heilige Vater und mit ihm die gesamte Geistlichkeit, Äbte und Mönche, geweihte Priester, Weltgeistliche und Domherren, Erzbischöffe, Bischöffe und Einsiedler, ja selbst der

heilige Eremit, der sonst fern vom Getümmel der Welt im Walde wohnte und einst Roberts Beichte gehört hatte. Denn der heilige Statthalter des Herrn hatte ihn beschieden und ihm zu der Versamlung zu kommen befohlen, damit auch er seine Fürbitte zu Gott bringe, daß er an jenem Tage den weißen Ritter senden möge, daß er hervortrete und kein Hemnis ihm in den Weg trete. Er hatte ihn an seine Seite auf eine Bank niedersitzen heißen. Der Kaiser aber, so erzählt die Geschichte, saß auf einem Gerüste aus Elfenbein und neben ihm seine schöne Tochter, und er hatte ihr aus Liebe einen glänzenden Goldreif auf das Haupt gesetzt. Die Jungfrau war gar lieblich anzuschauen, frisch und anmuthig und einfältig und roth wie eine Rose, und weiß wie eine Lilienblume; sie anzuschauen war eine große Augenweide. Ihre Kleidung war reich und kostbar; sie hatte ein Gewand von braunem glänzendem Samt, kunstreich verbrämt und gestickt. Schon waren alle Leute beisammen und waren in gespannter Erwartung bis um die neunte Stunde, denn sie fürchteten fast, den weißen Ritter abermals nicht sehen zu dürfen. Alle aber waren der Meinung, daß sie doch schlimm daran wären, wenn er in der Versamlung nicht erschiene und die Krone anzunehmen verschmähete. Die Betroffenheit und Bestürzung der versammelten Menge wuchs mit jedem Augenblicke und schon wollten sie fast von Sinnen kommen, als der Seneschal zum Thore hereinritt, ganz allein, von niemand wahrgenommen. Er hielt seinen weißen Speer in der Hand, die weiße Fahne flatterte im Winde und hing

herab bis zum Sattelbogen. Am Halse hing die weiße Tartsche, stark, blendend weiß und breit, und mit seinen weißen Waffen angethan ritt er auf dem weißen Rosse durch die Straßen heran. Sobald er aber in der Stadt gesehen und bemerkt wurde, lief alles an die Läden und an die Fenster, um ihn zu schauen, und auf den Gassen, durch die er zog, äußerten alle die größte Freude und Jubel, so daß von dem Lerm und Geschrei die ganze Stadt erdröhnte. Kinder und Weiber und Jungfrauen, Mädchen und Fräulein, Bürger und Städter, Hofleute und Gemeine zogen ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, breiteten vor ihm in den Straßen Mäntel, Teppiche und bunte Decken und alle neigten sich vor ihm ehrerbietig mit gefalteten Händen. Wie er durch die Hauptstraße kam, drängte sich das Volk dicht um ihn, als wäre es hier sicher vor der Furcht, die es ohne ihn in der Stadt hatte, Männer und Weiber, und das Getümmel war so groß, daß der Kaiser, welcher es vernahm und noch nicht wußte, was es zu bedeuten hatte, ganz betroffen ward. Ebenso ging es allen, welche um ihn waren, und sie verwunderten sich sehr über den Lerm. Doch blieb die neue Mähre nicht lange aus, denn die Leute liefen nach der Versamlung, wo der Kaiser Hof hielt, und riefen alle: Er kommt, er kommt, der in den weißen Waffen! Wir wissens gewiß, er kommt zum Gericht, denn wir haben ihn gesehen.

Da mußte man sehen, wie die Leute vor Erwartung zitterten, die Barone weinten und seufzten aus Rührung und Freude! Alle huben ihre Hände auf zu Gott, um ihm Ehre

und Lob zu bringen herzinniglich. Der Kaiser selbst äußerte seine aufrichtige Freude, aber seine schöne glänzende Tochter that nicht desgleichen und ließ nichts von Vergnügen merken, sondern ihr Herz schlug hoch auf und pochte, denn sie besorgte sehr, ja sie wußte gewiß, daß es Lüge war, daß es nicht der rechte Ritter sein konnte, über welchen die Leute solchen Lerm machten, nicht er, der den schweren Kampf bestanden, denn dieser lag unter der Kapelle, verwundet, armselig, zerlumpt. Indeß erschien der Seneschal, und alle, Männer und Weiber, erblickten ihn, die Reihen bebten vor Entzücken; sobald sie ihn ansichtig wurden, konnte keiner sich der Thränen mehr enthalten, so sehr war ihr Herz gerührt vor Freude, daß der Retter sich nun zeigte; ja hätten sie unsern Herrn und Heiland selber mit Augen gesehen, ihre Freude hätte nicht wohl größer sein können. Der Kaiser war so erfreut, als hätte er dem Heiland die Füße küssen dürfen. Die Ritter aber erstaunten, bedachten sich und äußerten einander ihre Vermuthungen, daß der gegenwärtige doch nicht ganz dem weißen Ritter gleiche, welchen sie in der Schlacht gesehen und der mit so großer Gewalt die Türken besiegt habe.

Schaut hin, sprachen sie, war er denn so unansehnlich und so klein?

Und je mehr er näher herzukam, desto unangenehmer fiel ihnen sein Äußeres in die Augen. Manche waren, die ihm nicht Glauben schenken wollten; die meisten aber widersprachen diesen; man berief sich auf die Wunde, die sich am Fuße finden müsse. Indessen führte man ihn zum Kaiser

heran. Dieser hieß den Lerm aufhören, er befahl einem öffentlichen Ausrufer, auf einen Stuhl zu steigen und zu verkünden, daß keiner den Mund öfne noch sich rühre, und alle sich ruhig niedersetzen, so lieb ihnen ihre Freiheit sei. Damit war der Streit beschwichtigt, das Getümmel hatte ein Ende und der Seneschal kam heran wie ein Verwundeter. Alle Edelleute standen auf vor ihm ganz ehrerbietig, als er herankam, sie neigten sich alle tief vor ihm, verließen aber nicht ihre Plätze, außer denen, so hinzuliefen, ihm den Steigbügel zu halten. Der Seneschal besann sich lange, ob er absteigen wollte, und befahl, säuberlich mit ihm zu fahren wegen seiner Wunde, die ihn heftig schmerze. Man that, wie er geboten hatte, hob ihn sänftiglich herab, und mehrere beeiferten sich, ihn im Gehen zu unterstützen, denn er konnte sich nicht selbst auf den Füßen halten, und mochte nur einen von beiden auf den Boden bringen. Mit großer Beschwerde gelangte er zum Kaiser und verlangte von ihm die Erfüllung seines Versprechens. Er ließ sich den Helm losschnallen, der funkelte wie ein Spiegel, und nahm ihn ab, denn er wollte ihn nicht weiter tragen; unter demselben aber trug er eine weiße Mütze, glänzender als Schnee, der auf den Zweigen lastet. Darauf sprach er mit lauter heller Stimme also: Gerechter Kaiser, ich bin an euern Hof gekommen, von dem ich mich lange habe entfernt gehalten; denn ich komme nicht her ohne Veranlassung, aber diesmal muß ich erscheinen. Ich bin derjenige, der euch im Kampfe treu gedient und der dadurch den verheißenen Lohn verdient hat, nämlich eure

Tochter und euer Reich zu erhalten. Ich komme, solches von euch zu begehren. Gebt es mir sogleich und zaudert nicht lange, denn ich werde bald von hinnen heimkehren. Laßt eure Tochter bräutlich schmücken, die ich durch meine Waffen gewonnen habe, damit sie mir angetraut werde in der Kirche.

Da sprach der Kaiser: Ihr sollt sie haben, aber zuvor wollen wir die Stelle sehen, an welcher ihr verwundet seid, und die Wunde selbst und das Eisen, ob das Wahrzeichen zutrifft. Wer ihr auch sein mögt, ihr sollt nicht eher meine Tochter erhalten, als bis das Wahrzeichen vor aller Augen von uns erkannt ist.

Herr, sprach jener, ich verlange sie auch nicht anders; kann ich das Wahrzeichen nicht aufweisen, so will ich auch mit Recht sie verloren haben.

Er ließ sich nun fest halten, damit er nicht falle, während er sich aufdecke, öfnete mit beiden Händen seine Wunde mit großer Mühsal und unter heftigen Schmerzen, zog das Eisen heraus und zeigte es dem Kaiser hin. Er war dabei ganz entsetzt und sah aus, als wäre er im Begriff, den Geist aufzugeben vor Bedrängnis, indem er das Eisen herauszog. Sehr betrübt und ärgerlich waren darüber auch die Barone, welche sein Gesicht anschauten und die Wunde, worüber sie heftig sich entsetzten, denn sie sah scheuslich und schwarz aus.

Dies läßt denn keinen Zweifel weiter aufkommen, sagte Groß und Klein; er verdient die Ehre.

Der Kaiser bezeugte es gleichermaßen und sagte, er stehe nun nicht mehr länger an zu glauben, daß dieser es sei, von

dem man sage, daß er den Heiden so große Schmach angethan habe. Seine Freude war indeß nun um ein gut Theil geringer. Um es aber noch näher zu erfahren und die Wahrheit der Sache um so sicherer zu ergründen, ließ er den Ritter vortreten, der den edeln Weißgewappneten verwundet hatte.

Er komme herbei, rief er, und scheue sich nicht! Es soll ihm alles vergeben sein, wenn auch mein Sohn Krone tragen wird!

Der Ritter war in großer Angst und trat vor den Kaiser, der ihm das vielschneidige Eisen darreichte.

Mein Freund, sprach er, nun habt wohl Acht und denkt an euer Leben und euern gesunden Leib, auf daß ihr mir keine Lüge saget; denn dem Tode würdet ihr nicht entgehen. Ich verlange, daß ihr mir kund thut, ob dies das Eisen eurer Lanze ist, derselben, die ihr truget, als ihr dem weißen Ritter nachsetztet und ihn in den Schenkel stachet.

Nun wußte er nicht, was er sagen sollte, denn er erkannte das Eisen nicht, und er mußte bekennen, ob ihm wohl oder übel ergehe. Er besann sich hin und her, was er reden sollte, denn er wußte ganz gewiß, daß dieses Eisen niemals an seiner Lanze gewesen war, sein eigenes Eisen aber würde er wohl kennen ohne allen Anstand, so bald er es zu Gesicht bekäme, dieses jedoch erkannte er nicht. Was sollte er jetzt thun? was sollte er sagen? Denn wenn er dieses Eisen nicht anerkennen würde, dachte er, könnte er doch seinem Worte keinen Glauben verschaffen und alle würden schreien, es sei

eine Lüge. Wofern er aber es für recht und wahr erklärte, so würde er seinen Herrn verrathen. In solcher Noth bat der Ritter Gott, daß er ihm bessern Rath eingebe, als er selber vor Augen sehe, damit er aus dieser Bedrängnis sich rette; denn, erkenne er das Eisen für sein Eigenthum, so würde man dem Ritter allzu hohen Preis und Lohn ertheilen, als welcher die Jungfrau verlange, wofern nur durch ihn der Streit beendet werde. Da sagte der Seneschal zu ihm, er verziehe allzu lang, er solle sogleich sagen, ob er das Eisen erkenne, und da er es so lang angesehen habe, solle er nicht zaudern, sein Bekenntnis zu machen, denn er verzeihe ihm hier vor aller Angesicht seinen bösen Willen und zu grossen Haß, den er gegen ihn ausgelassen.

Dieser dankte ihm dafür, verneigte sich und sprach sodann zum Kaiser: Herr, seid nicht in Sorge! Darüber ist kein Zweifel, daß er es ist, der euer ganzes Volk gerettet hat und euer Land vertheidiget. Er hat euch eure Ehre wiedergegeben, denn seht, hier ist ganz meine Lanzenspitze, die er aus seinem Schenkel gezogen hat, dieselbe, womit ich ihn getroffen und verwundet habe. Nun sehet zu, daß er seinen Lohn erhalte!

Das soll geschehen, sprach der Kaiser; denn meine schöne Tochter will ich ihm zum Weibe geben ohne Fehl, und noch ehe er hier von uns scheidet, will ich ihn Krone tragen lassen.

Darauf trat er vor und redete ihn also an vor der ganzen ritterlichen Versamlung. Nun höret das teuflische Beginnen des Seneschals und was er auf des Kaisers Rede er-

widerte! Der Kaiser sprach: Lieber, holder Herr, der ihr das Reich und die Herrschaft von Rom haben wollt, nur will ich von euch hören in kurzen Worten, wer ihr seid, und ihr sollt mir nichts verhalten, auch was euer Name ist. Ich will alles wissen und erfahren, woher ihr seid und aus welchem Lande derjenige kommt, der mir so große Dienste gethan hat durch die Feinde, die er mir getödtet.

Darauf entgegnete der Seneschal und sprach: Herr, ich bin euch nicht so fremd, als ihr denket; ich habe euch seit lange meine Dienste geweiht und mir eure Liebe zu erwerben gesucht. Ich bin euer Seneschal; ich habe den Verlust und Schaden ersetzt, den Rom erlitten. Wenn ihr gegen mich eingenommen waret und mich streng behandeltet, so achtete ich darauf nicht.

Der Kaiser faßte ihn nun erst genauer in's Auge, besann sich und erinnerte sich nun seines Gesichtes, welches glatt, frisch und hochgeröthet aussah.

Wie? sprach der Kaiser. Seid ihr der Seneschal?

Der bin ich, Herr! erwiderte dieser.

Herr Gott, fuhr der Kaiser fort, nie ist mir doch solches Wunder zu Ohren gekommen! Nun weiß ich sicher, daß Gott mein Rath ist und daß er mich erhöhet und zu Ehren bringt.

Mit diesen Worten eilte er auf ihn zu, die Stimme versagte ihm, er umfaßte ihn mit beiden Armen und gab ihm unzählige Küsse.

Gott, sprach er endlich, wie wohl ist mir nun! Worüber sollte ich ferner bekümmert sein, da ich in allem meinen

Wunsch erfüllt sehe! Hier ist der Mann, der solchen Kampf für mich ausgefochten, mir drei Jahre nach einander mein Land befreit hat und mit mir an meiner Seite stritt, und sich nie von der Stelle rührte, wäre er auch der größten Pein ausgesetzt gewesen. Nun aber hat der Herr im Himmel es so gefügt, daß er Herr von Rom werden soll. Schon früher wollten meine Mannen mich dazu bewegen, oft kamen sie, um mir deshalb Vorstellungen zu machen, aber meines Herzens Härtigkeit hat mir nie zugelassen, daß ich ihm, wie er wünschte, meine schöne Tochter zur Ehe gab. Nun aber ist es so, es ist Gottes eigener Wille, die Römer wollen es und so will ich es denn auch, und soll an nichts fehlen; er soll alles erhalten, dieweil Gott selbst es ihm verleiht, meine Tochter, mein Reich und meine Krone.

Als der Seneschal solches hörte, war er darüber so heftig erfreut, daß er ihm mit einem Jubelruf zu Füßen fiel. Der Kaiser aber hob ihn zu sich empor und führte ihn zu dem Mägdlein hin, welches so tief bekümmert war, daß wenig fehlte, sie hätte den Verstand verloren. Sie betete in Gedanken inbrünstig zu dem Herrn, daß er sie auf den rechten Weg leite und ihnen einen Rath sende, so daß man die Falschheit des Seneschals erkenne, der durch List und Betrug sie alle zu hintergehen gedachte. Sie bat Gott, daß er ihr eher den Tod sende, daß er sie plötzlich hinwegraffe, ehe sie des Betrügers Weib und Eigenthum würde.

Fräulein, sagten die Grafen, warum weint ihr? Schämt euch, ihr zeiget wenig Witz! Jetzt solltet ihr große Freude

bezeigen, da ein so wackerer Mann euch zum Weibe nehmen und auf eure Minne bedacht sein will. Ihr solltet Gott dafür anbeten und ihr thut nichts als weinen.

Als diejenigen, so in dem Rathe waren, mit aller Gewißheit sagen hörten, daß der, welcher ihnen so sehr geholfen hatte und durch den sie waren gerettet worden, der Seneschal des Landes sei, der zum Kaiser gekommen, um seinen Lohn zu empfangen, erhob sich ein solcher Jubel, daß man den heftigsten Donner überhört hätte. Der Kaiser kam also zu seiner Tochter und hielt den Seneschal an der Hand.

Meine Tochter, sprach er, seid artig, höflich und wohlgemuth, denn ich führe euch hier euren Herrn her, den ich euch zur Ehe gebe. Nehmet ihn an mit gutem willigem Herzen! Es ist der Seneschal meines Landes, der um euretwillen mir einen großen Krieg zu Ende gebracht hat. Es ist ein guter, wackerer Ritter, es ist der kühne Kämpe, der schöne Held mit dem weißen Schilde, durch den wir neues Leben erhalten haben. Er ist unser Retter und Arzt, durch ihn sind die Türken ihres Trostes beraubt worden. Er war euch dreimal ein so guter Helfer und Vertheidiger, daß die Türken euch nichts Böses zufügen konnten, er hat Schmach, Schande und Widerwärtigkeit von euch abgewendet und die Türken mußten zitternd entweichen. Meine Tochter, macht ihm ein freundlich Gesicht, empfangt ihn wohl, zögert nicht und laßt mir das Weinen unterwege! Denn das weiß Gott, der höchste König, daß dies der rechte Ritter ist, der sich im Streit so gut gehalten hat.

Lieber Vater, sprach jetzt die Jungfrau, wißt, daß er es nicht ist!

Meine Tochter, fuhr der Kaiser fort, wie redet ihr denn? Waret ihr es, deren Worte ich eben vernahm und die zu sprechen begann?

Lieber, süßer Vater, sagte die Jungfrau, ich bin immerfort stumm gewesen bis heute, bis auf diese Stunde, wo ihr auf mich eindranget, daß ich den Seneschal heirathen und ihn zu meinem Trauten nehmen soll. Gott aber will nicht, daß ich ihn erhalte, denn er erhielt die Wunde nicht damals, als er sich aus der Schlacht entfernte. Was er auch sagen mag, es ist alles falsch; wir wissen einen andern viel bessern, wir haben den ganz in unserer Nähe, der die Türken besiegt und entkräftet hat und es endlich so theuer bezahlen mußte, da man ihn verletzte und schwer verwundete. Gott, der hierüber schwer ergrimmt war, hat um deswillen ein solches Wunder gethan, daß man immer davon reden wird, denn er hat mir die Sprache geschenkt.

Sobald ihr Vater solches vernommen, lief er auf seine Tochter zu, umarmte und küßte sie und war hoch erfreut und alles mit ihm; ja war niemand hier, der nicht vor Freude geweint hätte. Auch erhob sich alsbald großer Lerm, Getümmel und Gedränge unter dem Volk, und wollten alle herbei, um das große Wunder zu sehen und zu hören, wie das Mägdlein spreche. Der Seneschal dachte wohl in seinem Sinn, daß Gott es sicherlich gethan habe, um ihn zu beschämen, und mit Recht mußte es ihm übel ergehen, da er seinen Herrn

verrathen wollte. Während nun das Getümmel immer größer wurde und einer sich an den andern drängte, und jeder nur darauf achtete, vorwärts zu kommen, nahm der Seneschal den Augenblick wahr, durch das Gewimmel sich einen Weg zu bahnen und zu entweichen. Mit Schmach des Verräthers bedeckt entfloh er auch zu seinem raschen Pferd, niemand hinderte ihn daran, noch hielt ihn zurück; er achtete nicht seines lahmen Beins noch seiner Wunde. Er war aufs Höchste bestürzt über das, was er sah; er lief zu seinem Rosse hin, stieg in den Bügel, schwang sich auf den Sattel, stieß seinem Thier die Sporen in die Seite und kehrte so schnell von dannen, daß er in seiner schimpflichen Flucht, die ihm nie mehr abgewaschen worden, manches seiner Waffenstücke vergaß und zurückließ. Unterdessen war zu Rom in der großen Versammlung große Freude bei Mann und Weib, Jung und Alt, und jedermann vergaß allen Kummer. Die gelehrtesten Barone drängten sich um die Jungfrau, um das große Wunder anzustaunen, und weinten vor Freude und Entzücken. Der edle Kaiser redete mit Thränen in den Augen zu seiner Tochter und schloß sie in seine Arme.

Meine Tochter, sprach er, ich bin nun ganz geheilt und gerettet, aber noch bin ich völlig verwirrt über das, was ich euch habe sagen hören, daß der Mann in unserer Nähe sei, der würdig wäre, mein Land zu besitzen, er, der meinen Krieg zu Ende gebracht hat. Da ihr so viel davon gesprochen habt, sagt es uns, wenn ihr es wißt, wo wir ihn finden können; denn durch ihn selbst werden wir nie Kunde von

ihm erhalten, da er nicht kommt, um eure Hand in Empfang zu nehmen und die Herschaft über Rom nach meinem Ableben zu führen.

Mein Vater, sagte das Fräulein, ich kann euch wohl Kunde geben von dem edeln wackern Ritter, der zehen Jahre in dieser Stadt gewesen ist, ohne daß ihr ihn gekannt habt und ohne daß ihr seinen Namen wußtet und ihn bei demselben nennen konntet. Jetzt aber will Gott es nicht mehr geheim halten, er will ihn durch mich erhöhen und auch mich aus Liebe zu ihm, dem ruhmwürdigen, unsträflichen Manne, der Rom dreimal gerettet hat; um seinetwillen hat Gott mir die Sprache geschenkt und dieses große Wunder vollbracht. Seht ihr den, der dort unten liegt unter dem Gewölbe der Kapelle? Er ist es, den man einen Narren nennt, er ist es, der immer mit den Hunden seine Speise empfängt. Ich sage es euch, er ist keineswegs ein Narr, sondern ein weiser, wackerer Ritter und von edlem Geschlechte, und wisset, daß er aus erlauchtem Stamme ist. Aber zur Buße verbirgt er sich unter dieser Gestalt, wie ihr ihn bei der Mahlzeit sehen könnt. Oftmals habt ihr mich geschmäht und getadelt mit euren Worten, weil ich euch durch Zeichen bedeutete, daß er würdig sei, große Ehre zu genießen, und daß er es sei, von dem alles sprach, den alle priesen; aber ihr wolltet mir nicht glauben und hieltet alles für Lüge, Verwirrung und Narrheit, für thörichten Scherz oder albernen Trübsinn, und ließet mich entfernen von eurem Tische. Vater, nun will Gott, daß mein Wort bestehe, das ich zu euch sprach, von dem

Ritter, welchen ich gepriesen und der jetzt zerlumpt auf der Treppe liegt.

Doch was war nun aus dem Seneschal geworden? Auf einmal riefen alle zusammen, er sei entflohen. Er war auf einmal verstummt, und dieser und jener wollte ihn gesehen haben, wie er sich durch das Gedränge Bahn gemacht. Sobald aber der Kaiser und die hohen Barone die Kunde vernahmen, daß sie den verrätherischen Schurken nicht mehr in ihrem Bereich haben, der betrügerischer Weise zu ihnen zu kommen gewagt hatte, waren sie sehr betrübt, ihn nicht festzuhalten; um so mehr aber waren sie erfreut über die andere Nachricht, die das Mägdlein ihnen brachte, über den, welchen sie für einen Narren gehalten und der doch in Wahrheit der gute wackere Ritter war, der die Türken allesamt gedemüthigt hatte. Sie waren ganz betroffen über das wunderbarliche Ereigniß und weinten aus Erbarmen, welches sie zu ihm fühlten, Jünglinge und Greise.

Was ist, sprachen sie, jemals in irgend einem Reiche geschehen, das so wunderbar sich gefügt hätte, als diese seltsame Begebenheit? Dank sei dir, Herr im Himmel! Wer dir nicht glaubt, der ist nicht weise. Hielten wir doch noch vor Kurzem diesen Mann für einen Thoren und einen Verrückten, der mit uns gekommen ist, für uns so wacker und kühnlich zu streiten, daß er ganz allein durch seines Leibes Stärke uns die Schlacht gewonnen und das heidnische Gesindel ums Leben gebracht hat.

Ihr Herren, begann jetzt das Mägdlein von Neuem, ich

muß euch noch etwas anderes mittheilen, was ich ganz gewiß weiß und was ich beweisen will. Ich halte den nicht für weise, der jetzt die Lanzenspitze hat, die der Seneschal herbrachte und um deren willen er euch in eurem Irrthum bestärkte. Aber er hat schlecht für sich gesorgt. Er sagt, das Eisen sei das seinige gewesen und er habe mit demselben den weißen Ritter bei dem Gehölze verwundet. Aber Gott verdamme ihn! denn er hat es euch in seinen Hals hinein gelogen. Falsch war sein Zeugnis, betrügerisch die Bürgschaft. Ich aber weiß, wo das wahre Eisen liegt, denn ich habe es jenen Mann daselbst niederlegen sehen, dieweil er keinen Lohn dafür begehren wollte. Ich kann mich nicht länger enthalten, selbst hinzugehen und es euch zu holen.

Die edle Jungfrau zögerte nicht und ließ sich nicht schwach noch unwahr erfinden. Sie legte ihren Mantel ab und machte sich ganz einfach gekleidet Bahn durch das Getümmel. Sie ging in den Garten zu der Quelle und fand unter dem Rasen nahe am Sande das Eisen in der Erde verborgen, ohne daß sie lange zu suchen brauchte. Damit eilte sie denn zurück zu ihrem Vater, ganz hoch erfreut und mit leuchtendem Angesicht. Sie gab ihm die Lanzenspitze in die Hand vor dem Angesicht der mächtigen Helden, damit er sie beschaue und aufbewahre. Er ließ nun den Ritter selbst zu seinem Throne herankommen, dem das Eisen gehört oder gehören sollte. Er gab ihm dasselbe und beschwor ihn, sich jetzt alles Lügens zu enthalten und zu sagen, ob die Lanzenspitze die seinige sei;

und sie war schön, hart und scharf. Sobald dieser sie sah, war er ganz bestürzt und fiel dem Kaiser zu Füßen.

Herr, sprach er, bei dem lebendigen Gott, ich brachte das Eisen mit von Pavia, wo ich es kaufte und zurecht machen ließ. Es giebt kein besseres von hier bis Cäsarea. Es war wohl in meinem Besitz sieben Jahre außer diesem Sommer, und mit diesem habe ich den Mann verwundet, worüber alle Römer trauern und bekümmert sind.

Seine Begleiter bestätigten dieses Zeugnis.

Ritter, sprach der Kaiser weiter, sagt nun bei eures Vaters Seele und Seligkeit, warum habt ihr denn so eben gelogen wegen des Eisens, das ihr in der Hand hattet?

Herr, sprach er, das will ich euch sagen und will euch kein Wort von der Wahrheit verhalten. Ich sah den Seneschal vor euch stehen, ich bemerkte, wie er euer ganzes Herz bereits in Besitz genommen und wie ihr nicht erwarten konntet, daß ihm die höchste Ehre und Belohnung zu Theil würde und er eure Tochter zum Weibe nähme. Ich sah, daß es mit dieser Ehe doch nicht mehr anders geworden wäre, wenn ich auch die Lanzenspitze verleugnet hätte, und dazu wäre ich von allen gehaßt worden. Darum wenn ich euch verrathen habe, so vergebt mir diesmal, ihr sollt ferner niemals wieder dazu Veranlassung haben!

Der Kaiser sprach ihn auch los, weil seine Tochter, die er so sehr lieb hatte, ihn inständig darum bat; er gab die Verzeihung aufrichtig wegen des Wunders und wegen der Freude. Nun aber konnte er nicht mehr länger erwarten,

den zu sehen, der verwundet an der Kapelle lag. Er berief seiner höchsten Barone zehn von den besten, die er in der Versamlung finden konnte.

Ihr Herren, sprach er, macht euch auf von hier und seid bedacht darauf, daß ihr nirgend verweilet! Führet mir den Ritter herbei, der unter dem Gewölbe des Söllers liegt. Wir wollen sehen, was er uns offenbaren wird.

Diese durften ihm nicht widersprechen, sie gingen weg, wo sie den Ritter zu finden gedachten, unter das Gewölbe der Kapelle, wo dieser über seine Wunden jammerte, die ihm sein Ansehen ganz verunstaltet hatten. Sie trafen ihn seufzend und klagend und baten ihn sich zu erheben. Robert weigerte sich dessen nicht, machte sich auf unter großen Schmerzen und that, warum sie ihn baten. Der Arme wußte nichts von dem, was geschehen war; er war aber so abgemagert und kraftlos, daß sie sich genöthigt sahen, ihn zu unterstützen. Sie nahmen ihn mit Gewalt in ihre Arme und schleppten ihn vor die Halle heraus. Seine Wunde schmerzte ihn so sehr, daß der ritterliche Mann in seiner Bedrängnis heftig jammerte, und er gedachte den Tod darüber zu finden. Die Barone aber führten ihn hinweg und brachten ihn in die Versamlung vor den Kaiser von Rom und den obersten Bischof und die heiligen Männer und alle andern, so daselbst beisammen waren; diese empfingen ihn mit großem Jubel, erhoben sich vor ihm von ihren Sitzen; gleicher Weise that auch das Fräulein und neigte sich vor allen andern gegen ihn. Darauf setzten sie Robert trotz seines Widerstrebens auf einen Stuhl

aus gediegenem Golde, gerade gegenüber von dem Kaiser. Er war jetzt in großer Angst, er sei gewiß erkannt worden, wovor er sich so sehr zu hüten und zu beschützen suchte. Die Römer hatten mit ihm das größte Erbarmen und ehrten ihn auf alle Art und weinten heiße Thränen um seinen Schmerz und sein Ungemach. Sobald aber der Lerm sich etwas gelegt hatte, redete ihn der Kaiser an.

Lieber Sohn, sprach er, lieber Freund, wer seid ihr? Verhehlt es mir nicht! Wie heißt ihr? Wir wissen wohl, was ihr gethan habt. Warum aber verbergt ihr euch vor uns? Ihr seid jetzt leidend. Nehmt es nicht als eine Unbill, wenn wir euch nach euern Umständen fragen. Wir befehlen euch im Namen Gottes, es uns nicht länger zu verbergen, sondern eure Angelegenheiten uns zu eröfnen.

Robert wollte ihm jedoch nicht antworten. Thränen stürzten aus seinen Augen, Seufzer entrangen sich seiner Brust; er war ganz bestürzt, die Menge Volks so aufmerksam auf ihn zu sehen, denn er gedachte wohl, er sei verrathen.

Ritter, sprach das Fräulein, ich bin immerdar stumm gewesen bis zum heutigen Tage; aber euch zu liebe wahrhaftig hat mir Gott die Redefähigkeit geschenkt heute um die neunte Stunde, denn er will, daß ihr Herr sein sollt über die Krone und das Reich. Ich beschwöre euch bei dem himmlischen König, daß ihr euer ganzes Wesen erzählt, wer ihr seid und wo ihr herkamet, als ihr bei uns zu weilen anfinget.

Aber auch ihr wollte Robert kein Wort erwidern, troß

ihrer eindringlichen Rede. Indeß weinte er vor Rührung und dankte Gott in seinem Herzen, daß er ihr die Rede geschenkt hatte, wie er so eben von ihr vernommen. Als das edle Mädchen bemerkte, daß sie Robert durchaus nicht dahin bringen konnte, ein Wort zu sprechen, fing sie an bitterlich zu weinen. Sie bat nun den obersten Bischof und sprach: Herr, bei dem allmächtigen Gott, der die Welt erschaffen hat, beschwöre ich euch, macht, daß er mit euch rede, da er mit uns nicht reden will, so lange er auch in unserem Hause ist.

Da redete ihn der Bischof an und sprach: Bruder, seid nicht böse über das, was ich euch sagen will! Ich beschwöre euch bei dem König der Ehren, daß ihr, so gut ihr es im Gedächtnis habt, uns euer Leben erzählet, und ob ihr uns wirklich so große Huld erwiesen.

Robert sagte kein Wort, sondern schwieg, so wenig ihm auch gefiel, was er hörte. Als der heilige Vater dieses sah, daß er auch ihm zu liebe nicht antworten wollte, so gedachte er, er werde niemandes Bitte nachgeben, wenn nicht etwa der Aufforderung des heiligen Einsiedlers, der in dem großen Walde wohnte. Er bat ihn daher sehr freundlich und der Einsiedler redete gar artig seinen früheren Gast an.

Mein Freund, sprach der fromme Eremit, ich bitte euch im Namen Gottes, daß ihr mir saget, wer ihr seid. Ich will es wissen, wenn euch an meiner Huld und meinem Segen etwas liegt.

Robert war dadurch nicht beängstigt, als er dies hörte,



sondern höchlich erfreut, denn er hatte bisher immer auf diesen Befehl gewartet. Diesem gegenüber brauchte er sich nun nicht länger zu verstellen.

Herr, sprach er, ich will es euch sagen und euch nichts verhalten, da ihr mir zu reden befehlt. Alles, worüber ihr mich fraget, will ich euch der reinen Wahrheit gemäß beantworten; euch darf ich meine Handlungsweise nicht verhehlen, euch muß ich berichten billigerweise nach der Wahrheit. Herr, ich bin geboren in der Normandie; der Herzog des Landes war mein Vater und die Herzogin meine Mutter und der Graf von Poitiers, lieber Herr, der war mein Großvater, ich kann's versichern. Aber ich bin widernatürlich erzeuget; durch ein böses Geschick erbat mich meine Mutter vom Teufel, der in mir viel böses und manch schlimmes Jugendwerk anzurichten begann. Dafür habe ich hier Buße gethan, wie ihr solche mir auferlegt habt. Hiermit habe ich euch mein ganzes Thun und Lassen gesagt, und ich kann euch auch noch meinen Namen nennen; Robert hieß man mich bei der Taufe.

Nun waren auch in die Versamlung desselbigen Tages vier Barone gekommen, welches vornehme Männer aus der Normandie waren. Sie hatten sich lange Zeit in Rom aufgehalten, um Nachrichten von Robert einzuziehen, den sie schon in vielen Landen gesucht hatten, und sie hatten weder Krieg noch Ungemach gescheut. Sobald sie ihn daher sprechen hörten, erfreuten sie sich innig, sie drängten sich alle vier zu ihm hin und stürzten vor aller Angesicht ihm zu Füßen, die

Thränen floßen in Strömen aus ihren Augen und weinend baten sie ihn um seine Gnade.

Edler Herr, sprachen die Barone, eure Mannen alle rufen nach euch um eure Gnade. Alle Welt stürmt auf sie los. Kommt doch ihnen zu Hilfe! Herr, haltet euch nicht länger auf, weder um Freund noch um Freundin und springt ihnen bei! denn schnöder Weise wollen die Leute eures Geschlechts sie unterdrücken; täglich fügen sie den Mannen eures Landes großen Schaden zu und vertreiben sie in offenem Krieg. Herr, der Herzog euer Vater ist gestorben und die Herzogin eure Mutter, auch euer Ahn der reiche Graf, der die Seinen so sehr geliebt hatte. Ihre Würden sind auf euch übergegangen; es ist kein Mann im Lande, der zwei Erdbeeren werth wäre für die Herschaft. Ihr müßt sie einnehmen. Aber eure Verwandten betrügen euch; sie gedenken euch hinauszuweisen aus eurem Lande. Laßt euch euer Erbe nicht rauben, Herr! Damit habt ihr genug vernommen.

Als der Kaiser die Worte Roberts und der Fremden gehört und erfahren, wer er war, freute er sich über die Maßen, denn die Nachrichten, die sie erzählten, erhoben sein Gemüth wegen der Macht, des Geschlechts und des Reichthums des edeln Ritters. Er ging auf ihn zu vor den Augen der ganzen Versamlung und begann freundlich mit ihm zu reden.

Freund Robert, sprach der Kaiser, wenn der Herzog, euer Vater, gestorben ist, der in seinen Tagen ein so gewaltiger Mann war, so laßt euch das nicht grämen, denn

ich will euch ein guter Vater sein. Ich will euch meine Tochter zum Weibe geben und mein ganzes Reich. Ich will, daß ihr statt meiner Herr und Meister, Gebieter und Befehlshaber, Richter und Kaiser sein sollet.

Kaiser, sprachen die Boten, wir hielten ihn nicht für weise, wenn er, um eure Tochter zu heirathen, die Vertheidigung seines Landes verabsäumte, das zerstört und verwüstet werden würde, wenn er nicht eilends zu Hilfe käme.

Darauf sprach Robert: Ihr Herren, höret! Ich bitte euch um Gottes Liebe willen, daß ihr ruhig seid! Gehet zurück in euer Land, denn ich werde nie, so lange ich lebe, mehr in die Welt gehen, sondern meine arme Seele behüten, damit nicht der böse Feind sie gewinne und sie nicht horche mehr auf die Eitelkeit dieser Zeit, womit ich die ewige Seligkeit verscherzen könnte. Ihr habt genug gehört in früheren Jahren, was für ein Mensch ich war und wie beschaffen mein Thun und Lassen. Ich werde nicht wiederkehren auf den gefahrvollen Pfad des Bösen. Erseht euch unter meiner Verwandtschaft einen wackern und verständigen Mann, daß er meine Ehre und meine Rechte handhabe. Diesen zu suchen ist eure Pflicht, und ich befehle es euch zu thun ohne Widerrede. Ich selbst werde diesmal nicht zurückkehren.

Da sprach der Kaiser: Lieber Freund, die Gabe, die ich euch versprochen habe, nehmt sie doch, ich bitte euch.

Robert aber versetzte: Herr, um eure Wünsche zu befriedigen werde ich, so wahr Gott lebt der Jungfrau Sohn, nicht meine Seele, die ich durch große Noth und Mühe ge-

rettet habe, wieder dem Verderben nahe bringen. Ich lasse euch alle euer Besitzthum und eure schöne Tochter. Niemals, wenn es Gottes Wille ist, soll ihr jungfräulicher Leib von mir entweiht werden, nicht geküßt, noch umarmt; mich reizt keine Wollust der Welt, vielmehr werde ich hingehen mit dem Einsiedler, der in dem großen Walde wohnt. Niemals will ich mich von ihm scheiden und will bei ihm dem großen Zeugen dienen, der für uns Marter und Pein erlitten und durch seinen Tod den Satan betrogen hat. Aber darum bitte ich euch um eurer Huld willen, daß ihr zum Lohne für meine Dienste mich nach dem Walde bringen laßt zu der Einsiedelei, wo ich meines Leibes Nothdurft besorgen kann. Ich will meine Wunde heilen lassen, damit meine Schmerzen ein Ende nehmen. Zu dem Einsiedler habe ich so große Vorliebe gefaßt, daß ich nie von ihm lassen kann und nie von seiner Seite weichen will. Da ihr nun alle wißt, wie es um mich steht, will ich weggehen und nicht länger warten, denn wer mir auch die ganze weite Welt schenkte, mit allen, die darauf wohnen, und mit allem, was an Reichthum und Schätzen sich daselbst findet, so würde er mich doch nicht aufhalten noch bewegen, nur einen Tag in der Welt zu bleiben. Darum zeigt mir nur eure Huld darin, daß ihr mich von hinnen tragen laßt. Meine Wunde schmerzt mich heftig und mich verlangt nach der Einsamkeit im Walde.

Darauf versetzte der Kaiser: Da denn weder Land noch Geld und Gold euch hierzubleiben bewegen kann, so will ich euch hinbringen lassen zu der Behausung des frommen Ein-

siedlers, welcher hier in unserer Mitte ist. Aber keiner ist unter den Anwesenden, der nicht unsern Schmerz theilt darüber, daß ihr von uns scheidet.

Mein Herr und Kaiser, sprach der Einsiedler, da Robert unsern Herrn Gott den himmlischen König zu seinem Vater erwählt hat und mit mir in der Einsamkeit leben will, so laßt ihn denn mit mir kommen, denn ihr werdet ihn nicht zurückhalten! Da er sich ganz Jesu Christ ergeben hat, will er alle Gefahr vermeiden, dem bösen Feind, dem Teufel, wieder anheim zu fallen; er will, daß sein Herz beständig bleibe im Dienste Jesus Christs, der die Welt erschaffen und erlöset hat.

Der Kaiser sprach: So sei es! Da ihn keiner zurückhalten kann, so will ich ihn gerne hintragen lassen.

Darauf befahl er den Zimmerleuten, eine Tragbahre zu verfertigen und zierlich zu arbeiten, und ließ sodann Robert darauf setzen, der nun nicht länger bei ihm verweilte. Kinder, Frauen, Jungfrauen, Mägdlein und Fräulein, der Kaiser und alle seine Mannen begleiteten eine gute Meile vor Rom hinaus die Tragbahre. Aller Aussehen war sehr betrübt, als sie endlich von ihm Abschied nahmen und ihn unserm Herrn Gott befahlen. So nahm der Einsiedler, der um Gottes Willen allerlei Plage auf sich legte, Robert mit in den Wald. Robert genas und erholte sich von seiner Wunde und die Zeit kam, da der fromme Einsiedler abschied, um Gott die Verdienste vorzulegen, die er durch selbstgewählte Pein erworben hatte. Er begrub den heiligen Mann in der

Kapelle und beklagte ihn aufrichtig. Robert lebte nachher noch lange und diente Gott in des Einsiedlers Behausung mit frommem Herzen. Auch verrichtete Gott um seinetwillen mancherlei Wunder in dieser Welt, ehe denn er sein Leben beschloß, und die, die zu ihm kamen, hielten ihn für den frommen Einsiedler. Am Ende starb er auch in dem Walde in der Einsiedelei. Als die Römer dies erfuhren, kamen sie in Festkleidern herbei in frommem feierlichem Aufzug. Sie brachten ihn heraus aus der Einsiedelei und nahmen den Leichnam mit gen Rom, wo sie ihn bei St. Johann vom Lateran bestatteten; wenn man in die Kirche tritt, rechts ist sein Grabmal, wo er von den Pfaffen eingesegnet ward und noch zu finden ist auf den heutigen Tag. Sodann hielten sie in Rom eine große Versamlung, wozu Leute aus vielen Landen herbeikamen, und schloßen Frieden über mehrere Kriege. Bei dieser Versamlung geschah es, daß auch ein reicher Mann aus Pui nach Rom kam; derselbe nahm heimlich aus Roberts Grabe, was er bekommen konnte, und größeres Gut wollte er nicht gewinnen. Mit diesem kam er in seine Heimath zurück und erbaute bei Pui an einem Flusse eine reiche Abtei zu Ehren Roberts. Er setzte daselbst einen Abt, Mönche und Priester ein, Gott im Himmelsthron zu preisen, und alle Welt kennt jetzt die schöne Abtei zum heiligen Robert.

Die lange Nacht.

Es war einmal ein Priester, der lebte nicht wie es für sein heilig Amt sich ziemte, sondern horchte auf die Stimme der Üppigkeit und Wollust, weswegen er von seinen Standesgenossen heftig getadelt wurde. Er war nämlich verliebt in eines ehrsamen Bürgers Weib. Der Mann wußte gar nicht, was er bei der Sache anfangen sollte, noch bei wem er sich beschweren könnte, und war deshalb sehr betrübt und manchmal fast von Sinnen, wie es Eifersüchtigen gemeiniglich zu gehen pflegt, denn die Eifersucht macht unzählige Narren in der Welt und Elend aller Art. In einer der langen Nächte vor Weihnachten nun gedachte der Bürger eines Abends seine Frau auf die Probe zu stellen und sagte zu ihr: Morgen früh, mein liebes Weib, mache ich mich auf den Weg und will einen meiner Brüder besuchen, der weit von hier in einem fremden Lande wohnt. Es thut mir nur leid um euretwillen, daß ich euch verlassen muß, denn ich werde nicht so bald wiederkommen.

Daran sehe ich nun, entgegnete die Frau, daß ihr mich nicht im geringsten lieb habt, da ihr euch so weit von mir

entfernen könnt, und ich soll indessen mutterseelenallein zu Hause bleiben.

Das Weib aber war sehr verschlagen und listig und war ihr ganz anders zu Muthe, als sie sprach.

Liebe Base, sagte der Mann hierauf, fürchtet euch doch nicht, ich will in einem halben Jahr wieder hier sein. Aber morgen will ich vor Tag weggehen, um ein gut Stück Wegs zurücklegen zu können.

So seid nur stille, Herr, und schlaft, denn ihr werdet bald genug den Tag anblasen hören.

Ihr habt Recht, sagte der Mann, war aber nicht so ungescheid, daß er nicht gemerkt hätte, wo das alles hinauswollte. Doch nahm er es geduldig hin, um mit der Zeit noch mehr zu erfahren. Als es nun an's Abschiednehmen kam, umarmte und küßte sie ihn vielmals, begleitete ihn auch bis vor die Thür; dort aber kehrte sie um und er that, als ob er wegginge, schlug jedoch bald einen Seitenweg ein und kam auf demselben glücklich in sein Heimwesen zurück. Schon war Bourghes nach dem Pfaffen ausgegangen, mit welchem sie längst gut bekannt war, das Bad stand am Feuer, und der Kapaun lag gerupft im Topfe. Der Pfaffe ließ zwar etwas auf sich warten, doch war nicht zu denken, daß er eine solche Einladung ausschlagen sollte. Der Ehemann, der sich vorgenommen hatte, alles zu beobachten, war daher bereits in seinem Versteck, als der Pfaffe ins Haus kam. Bourghes führte ihn in die Kammer.

Wo kommt ihr her, Nachbarin? sprach er.



Lieber, süßer Herr, trauter Gesell, zieht euch aus und steiget in das Bad!

Von Herzen gerne, holde Frau!

Damit stieg er in das Bad und ließ es sich recht wohl sein. Bourghes war ihm, wie sie schon zu thun gewohnt war, dabei dienstlich, und die Frau eilte, ihm einen Kuchen zu backen und lief in den Hof nach Eiern, um den Kuchen damit zu vergolden. Bourghes eilte indeß in die Scheune, um Heu zu holen. Der Priester in seinem Bade versank unterweilen in allerlei Gedanken und Träumereien, bis er ganz sanft einschlummerte, ohne alle Sorge und ohne Ahnung, was ihn erwartete, denn er wußte nicht, daß der Ehemann auf der Lauer stand und auf Rache sann. Sobald dieser bemerkte, daß er eingeschlafen und sonst niemand zu Hause war, als sie beide, holte er einen Strick, warf ihm denselben um den Hals und zog daran mit beiden Händen so lange uud so heftig, bis daß der Pfaffe ganz erdrosselt war. So hatte er sich an seinem Feinde gerächt, aus dem seine Frau einen Freund gemacht hatte. Sobald es aber geschehen war, nahm er ihm den Strick wieder vom Hals, damit es niemand bemerke. Darauf ging er an das vordere Thor und rief laut: Macht auf! macht auf!

Geschwind, Bourghes, sagte die Frau, deckt das Bad zu!

Und sie war nicht wenig böse, als sie bemerkte, daß ihr Gatte zurückkam. Bourghes aber verstand ihre Frau wohl, breitete ein Leintuch über die Wanne aus und sagte zu dem Geistlichen: Rührt euch nicht, lieber Herr! denn wenn

man euch entdeckte, so würde ein schlechter Empfang eurer warten.

Der Priester erwiderte keine Silbe, sondern schwieg, aus guten Gründen. Indessen kam die Frau voll Zorn und Ärger an das Hofthor und ließ ihren Herrn ein, der nicht wenig erfreut that über die Speisen, die er im Hause bereit fand.

Schwester, sprach er, diese Nacht habe ich kein besonderes Glück, des bin ich gewiß. Ich bleibe lieber daheim.

Ja, Herr, ich habe auch davon geträumt, sobald ihr von mir Abschied genommen hattet, und es war mir, als ob ich euch bald wieder zurück haben würde, darum habe ich etwas für euch gekocht.

Daran habt ihr gescheid gethan und Gott schenke euch Freude und Ehre dafür!

Seht, da ist das Essen ganz fertig!

Und das will ich mir recht schmecken lassen, denn ich sterbe fast vor Hunger.

Setzt euch also auf diesen Bündel Stroh, ich komme gleich wieder.

Sie brachte ihm den Kapaun, der auf dem Rost gebraten war, ihr Mann machte sich darüber her; dann nahm sie auch den Kuchen vom Feuer und setzte ihm die Hälfte vor. Sie beeilte ihr Geschäft, so sehr sie konnte, denn sie war in großer Angst. Von dem Wein genoß der Bürger nichts; er hatte dazu keine absonderliche Lust, und dachte nur, es wäre ihm lieber, sein Weib los zu sein. Nachdem er, so viel ihm

schmeckte, gegessen hatte, ging er zu Bett, seine Frau aber kam nicht an seine Seite, sondern eilte nach dem Pfaffen, an den sie immer mit Angst und Bangigkeit dachte, denn sie liebte ihn wirklich von Herzen und sehnte sich nach seiner Unterhaltung.

Wie ist euch, lieber guter Herr? Man hat euch diesmal schlecht bedient. Wäre doch mein falscher Mann, den ich nicht ausstehen kann, lebendig geschunden, daß er so bald nach Hause kam! Der leibhafte Satan hat ihn zurückgebracht. Ja wir haben euch schlecht gebettet, ich und Bourghes, meine Magd!

Darauf legte sie ihre Hand an seine Brust und sah, daß er nicht antwortete.

Herr Gott, was ist denn das? Kein Wort? Mein lieber Herr, mein holder Freund, seid ihr wegen meines Außenbleibens so in Schwermuth versunken, daß ihr keinen Laut hervorbringt? Aber wahrhaftig, mein Mann hat mich auch recht kurz gehalten, Gott vergelts ihm! Ich wagte nicht mehr nach euch zu sehen. Nichts desto weniger habe ich all meine Sachen so gerüstet und bereit, daß ich euch dienen kann nach eurem Begehr, denn eure Liebe wohnet in mir. Warum sprecht ihr denn nicht mit mir, lieber Herr, holder Freund? Warum antwortet ihr nicht?

So sprach sie noch eine Weile, aber der Priester gab keine Antwort; darum machte sie sich näher zu ihm, umhalste, kitzelte und stieß ihn, denn sie war gewiß, ihn auf diese Art wie sonst zur Heiterkeit zu erwecken. Diesmal

jedoch schlug ihr Mittel fehl. Unterdessen kam auch Bourghes hinzu und sagte zu ihrer Frau: Was wollt ihr mit ihm anfangen? Sagt, wollt ihr euch nicht in's Bad setzen zu diesem zierlichen Kaplan? Laßt euren Mann schlafen, der hat sich den Bauch weidlich angefüllt.

Ach Bourghes, er verachtet mich, ich bin ihm zu schlecht, er mag mir nicht einmal antworten. Fast sterb ich vor Kummer und vergehe vor Schmerz! Ich habe ihm doch meine Liebe geschenkt und er will mich nicht einmal ansehen.

Der Bürger, welcher gethan hatte, als ob er schliefe, horchte und lauschte und schaute durch die Thüre, und bemerkte, wie sein Weib allmählich außer sich kam, sprach aber bei allem kein Wort. Auf alle mögliche Art redete die Frau den Priester, ihren Freund, an.

Was ist denn das, Herr? Was ist der Grund? Könnt ihr denn die Augen nicht aufmachen? Bourghes, so wahr mir Gott helfe, der Kaplan ist entweder schwer betrübt, oder ist er nicht recht bei Sinnen, daß er verschmäht, mir zu antworten. Es ist ja fast, als ob er die Sprache sich weggebabet hätte.

Liebe Frau, sprach Bourghes, glaubet mir, er träumt nicht und schläft nicht; vielmehr, wenn ich je einen todten Menschen gesehen habe, so muß ich sagen, daß er todt ist. Seht nur, wie sein Gesicht blaß, entfärbt, entstellt aussieht! Die Augen in seinem Haupt sind ganz verloschen. Meint ihr nicht, er würde antworten, wenn er etwas sähe oder hörte?

Die Frau merkte wohl, daß jene Recht hatte, und war darüber so bestürzt, daß ihr der Athem stockte.

Ich Unglückliche, rief sie, was wollen wir mit dem Leichnam anfangen!

Bourghes aber war verständig genug und sagte: das Trauern hilft hier nichts, liebe Frau. Laßt euer Wehklagen gehen und laßt uns bedenken, was wir zu thun haben. Wißt ihr, was das Beste wäre, um alles böse Gerede zu vermeiden? Wir haben draußen Haber zu dreschen; nehmen wir den Todten und legen ihn unter den Haufen hin, daß ihn euer Gatte nicht bemerkt. Dort können wir ihn lassen, bis uns ein besserer Platz einfällt und können vor der Hand uns ruhig schlafen legen.

Ihr habt ganz Recht, Bourghes; das ist das Beste, erwiderte die Frau; ich bin ganz mit euch einverstanden.

Sie führten es denn auch alsbald aus, bedeckten den Pfaffen sorgfältig mit Haber und verfügten sich sofort zur Ruhe. Die Frau war indeß höchst verdrießlich, legte sich wie ein Klotz neben ihren Mann, und auch dieser that, als ob er schliefe und ließ sich mit keiner Silbe anmerken, daß er ihr ganzes Thun und Treiben beobachtet hatte. Er wußte wohl, daß der Pfaffe unter dem Haber versteckt war, und darum sagte er, sobald sein Weib eine Weile neben ihm lag: Liebes Weib, es liegt mir schwer auf dem Herzen, daß wir kein Geld haben und doch sind wir unsern Nachbarn schuldig, und wäre hohe Zeit, daß wirs ihnen zurückgäben. Wir wollen deswegen morgen den Haber in unserer Scheune dreschen und

verkaufen, denn ich will nun einmal das Haus leeren und Geld auftreiben; wenn man Geld entlehnt hat, so muß man auch mit dem Heimzahlen pünctlich sein.

Ach lieber Mann, wir haben ja noch genug gedroschenen Haber auf unserem Speicher, aus dem können wir hinreichend Geld lösen; es sind wenigstens drei Malter, wo nicht vier; wozu wollt ihr denn noch mehr dreschen lassen? Greift doch lieber eure Vorräthe an!

Liebe Schwester, ich hab euch von Herzen lieb und ihr habt vollkommen Recht; aber morgen, so wahr ich lebe, lasse ich dennoch dreschen, denn es wäre doch bei Gott eine Schande, wenn ich mich durch euch von etwas abbringen ließe. Darum schweigt nur und gebt euch keine Mühe, denn es geschieht deshalb nicht anders.

Die Frau wagte nicht mehr zu sagen und bedachte hin und her, was sie thun sollte.

Ach Gott, rief sie jetzt, ich muß gleich aufstehen; es ist mir, als müßte mein Herz mir zerspringen; ich halte es nicht länger aus im Bette.

So steht auf, liebe Schwester, so wird es euch wohl besser.

Ja, Herr, ihr habt ganz Recht. Ich will auch nach der Magd gehen und sie wecken.

Damit ging sie hinaus zu der Magd und erzählte ihr ausführlich, wie ihr Gatte mit ihr verfuhr, und daß er morgen um alle Gewalt Haber dreschen lassen wolle.

O dafür weiß ich schon Rath, liebe Frau, wenn euch



mein Rath gefällt. Damit werden wir leicht fertig, und ich will euch sagen wie. Nehmt den Leichnam aus dem ungedroschenen Haber weg und legt ihn in den Speicher, wo der gedroschene aufbewahrt wird. Etwas Besseres weiß ich nicht.

Er gefällt mir nicht übel, Bourghes!

Darauf zogen sie den Todten aus den Habergarben hervor und versteckten ihn auf dem Speicher, worauf sie sich wieder zu Bett legten. Der Bürger hatte wieder alles mit angehört und angesehen, und sprach, sobald er seine Frau neben sich liegend bemerkte: Liebe, gute Freundin, ich habe euch erzürnt, aber es reut mich, und ich habe mich jetzt eines Bessern besonnen; ich will euern Wunsch und Willen erfüllen, denn ich sehe wohl, daß ihr Recht habt. Wahrlich der, der mir euch zur Frau gegeben, hat recht ehrlich und redlich für mich gesorgt. Ich will demnach morgen den Speicher ableeren lassen und daraus etwas Geld lösen. Den ungedroschenen Haber wollen wir dagegen behalten, da es euch so besser gefällt.

Ach nein, Herr, verkauft diesen und behaltet den gedroschenen! Kümmert euch nicht um fremden Rath!

Nein bei meinem Leben, liebes Weib, ich thue es nicht! Ich verkaufe den auf dem Speicher und dabei bleibt es.

Noch ist es keine Stunde her, daß ihr gesagt habt, ihr wollet den ungedroschenen behalten und den andern verkaufen. Was soll nun das heißen? Wißt ihr nicht auf eurem Worte zu beharren?

Doch, doch, liebes Weib, das will ich dir zum Trotz.

Ich sage, daß ich den Haber, der noch in Garben ist, nicht verkaufe; ich lasse ihn liegen und wenn er mir Monate lang da läge, bei meinem Bart! Das will ich thun alles euch zu Gefallen. Unsern Speicher aber will ich leeren, wie es auch gehen mag.

Denkt aber auch daran, Herr, daß jetzt eben der Hof ziemlich leer ist von Gras und Stroh; würden wir morgen dreschen, so würden sich es nur unsere Thiere zu Nutze machen und sich toll und voll fressen.

Ihr gebt euch aber auch gar zu viel Mühe, schöne Schwester, mit Hin- und Hersinnen. Ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, euren Wünschen nachzukommen, und ihr werdet mich jetzt nicht wieder davon abbringen.

In der That, Herr, ihr betragt euch gar widerwärtig gegen mich und ich weiß mir gar nicht zu erklären warum. Es setzt mir auch recht zu, und ist mir, als wäre mir das Herz aus dem Leibe gerissen. Wahrhaftig, lieber Herr, es ist mir so weh, daß ich gerne mit dem Pfaffen spräche, um ihm mein Leiden zu klagen.

So steht eilends auf und geht wieder zu Bourghes! Sie soll euer Uebel untersuchen und nachsehen, ob es der Mühe Werth ist.

Wahrlich, Herr, ihr wißt wohl, was mir gut ist. Gott vergelt es euch!

Ohne weiter viel Worte zu machen, stand sie auf, ging alsbald wieder zu Bourghes und hielt Rath mit ihr über

alles, was sie gehört hatte. Bourghes war über diese Botschaft nicht sehr erfreut, und hörte allem fleißig zu.

Frau, sagte sie endlich, da fällt mir etwas ein, was uns ganz aus dieser Verlegenheit reißen könnte. Unserem Hause gegenüber sah ich diesen Abend den Pfaffen zu einem Nachbar eintreten. Bringen wir ihn dorthin und lehnen ihn diesem an die Hausthüre!

Ganz recht, liebe Freundin, sagte die Frau.

So holten sie ihn vom Speicher, zogen ihn am Arme fort, thaten ihm seine Kleider an, wie er sie bei Lebzeiten zu tragen pflegte, und trugen ihn sodann an die Thüre, an welcher sie ihn, ohne sich rechts oder links umzusehen, anlehnten. Der Todte plumpte hart an, die Weiber aber liefen was sie konnten nach Hause und krochen in ihre Betten. Der Nachbar fuhr über dem Gepolter an seiner Thüre vom Schlaf auf, meinte, es wolle jemand herein, und stieg brummend über solche Störung aus dem Bette, ging, ohne sich lange mit Ankleiden zu verweilen, nach der Thüre und öfnete sie. Wie erschrak er aber, als der Pfaffe mit seiner ganzen Last über ihn herfiel! Er rief in seiner Angst seinem Weibe und sprach: Zünde schnell Licht an, liebe Schwester! Ich bin fast des Todes vor Schrecken, denn da fällt, ich weiß selbst nicht was für ein Herr, ohne Umstände über mich her. Weiß Gott, wo der mag umhergefahren sein! Aber so viel scheint mir ausgemacht, es ist ein Geistlicher oder ein Mönch aus irgend einem Kloster, oder hat er, um seine Schalkhaftigkeit zu verhüllen, diesen schwarzen Priestermantel irgendwo geborgt.

Die Frau kam mit brennendem Lichte herbei, und als man den Pfaffen auf dem Boden liegen sah, sagte der Mann: Wer hat euch bestellt, Herr Kaplan? das sollt ihr mir sagen. Ihr seid mir ein feiner Klosterbruder. Was sucht ihr doch hier um diese Stunde? Ihr thätet besser, wenn ihr des Nachts zu Hause bliebet. Wie? was? Wollt ihr uns nicht antworten? Sagt ohne Umstände, wer ihr seid! Glaubt ihr, wir seien so dumm, euch jetzt entwischen zu lassen, da wir euch einmal fest halten? Ihr seid wohl gar ein Dieb.

Herr, sagte das Weib, mir scheint er schläft.

Eher halte ich ihn für todt, liebe Schwester, denn auch wie er hinfiel, hörte ich ihn nicht eine Silbe reden. Hätte er gelebt, so müßte er sich wenigstens beklagt haben, daß ihm irgend ein Glied weh thue.

Die Frau aber trat jetzt näher hinzu, erkannte ihn am Gesicht und sprach: Wir sind übel angeführt, lieber Herr, das sage ich euch in Wahrheit, denn das ist unser Priester, der bei uns einzukehren und zu spielen pflegte; so hat er nun auch heute an unsere Thüre gepocht, wie er sonst oft gethan, und hat sich ungeschickter Weise mit dem ganzen Leib daran gelehnt. Glaubet mir, wenn unsere Feinde das merken, so geben sie uns die Schuld davon; man kann doch nie unangefochten leben. Machen wir, daß wir dieser Sorge los werden, so lange es noch möglich ist! Wie wäre es, wenn wir ihn vergrüben? Die Todten bestattet man ja zur Erde. Aber geschwind! geschwind! Denn bei Gott, wenn wir bemerkt würden, es wäre ein gar schlimmer Handel; man würde sa-

gen, so unwahr es auch wäre, wir haben ihn umgebracht seines Geldes wegen. Wie viel schlimme Nachreden muß man sich nicht gefallen lassen! Komm, wir haben ja einen frisch umgebrochenen Acker! Wir wollen ihn dahin bringen und verscharren, so sind wir aller Schmach und Schande los.

Die Ermahnungen des Weibes wurden beachtet und der Mann trug den Leichnam hinaus auf das Feld zu dem Acker hin, auf welchem er eingescharrt werden sollte. Er kam an einem Graben vorüber und sah in demselben eine Stute weiden. Der Graben war nicht breit noch tief; neben dem Pferde lag ein Bauer schlafend am Rande des Grabens, er hatte den Halfter seines Thieres um den Arm geschlungen, um sicher zu sein, daß es ihm nicht davon laufe. Der Mann, welcher den Pfaffen auf dem Rücken hatte, hielt bei dem Füllen stille, und da auch das Thier ganz ruhig war, setzte er den Leichnam hinauf, brachte die Füße geschickt in die Steigbügel und kehrte so schnell er konnte in aller Stille um nach Hause. Sobald jedoch das Thier seine Last fühlte, fing es an, sich zu bäumen; sein Wärter aber erwachte ganz verwundert, da er sich mit dem Halfter unsanft aufgerüttelt fühlte. Er schlug die Augen auf und erblickte jemand auf seinem Thiere sitzend, der ihm starr in's Gesicht sah, als ob er sich keineswegs vor ihm fürchtete. Der Bauer war deshalb der festen Überzeugung, er wolle ihm sein Füllen stehlen.

Was soll das heißen? rief er. Nichts, Kamerad! Ihr sollt es mir nicht so ohne Weiteres wegreiten. Meint ihr, ich schlafe, und ihr dürft nur so mit meinem Pferde forttrotten?

12*

Sucht anderswo euer Unterkommen? Hier findet ihr es nicht. Und ihr sollt mir eure Frechheit zahlen, ehe ihr von hinnen kommt.

Indem er dieses sprach, ergrif er mit beiden Händen eine schwere Axt, holte aus und schlug den Reiter mit aller Macht an den Hals, so daß er zu Boden fiel und nicht einmal einen Schrei oder eine Klage laut werden lassen konnte. Darüber war der Bauer sehr betroffen, welcher zwar wohl dem Pfaffen einen tüchtigen Schlag versetzen wollte; daß er ihn aber so ruhig hinnahm, war ihm nicht wenig verwunderlich. Er schlug indeß noch immer wacker auf ihn los, und als er des Prügelns müde war, trat er zu ihm heran, zog die Kapuze zurück und war sehr betrübt, als er ihn endlich erkannte.

Ach Gott, rief er jetzt aus, was gäbe ich, wenn ich mein Unrecht wieder gut machen und meine Sünde abbüßen könnte, und was wollte ich ausstehen? Warum habe ich doch den wackern Priester nicht eher erkannt? Wie konnten meine Augen so falsch sehen! Wenn dieser Handel bekannt wird, so bin ich beschimpft vor aller Welt. Wer wird doch auch einen Mann gleich todtschlagen, wenn er einem sein Thier besteigt. Gewiß, er hat das nur zum Scherz und ganz harmlos gethan. Ach wäre ich doch befreit aus dieser Noth! In keinem Fall aber darf ich ihn hier liegen lassen, denn der nächste Vorübergehende würde die Missethat anzeigen!

Er setzte daher den Priester wieder in den Sattel, stieg selbst hinter ihm auf und ritt nach einem Kirchhof zu. Das Pferd ging auch willig mit den zwei Reitern seinen Weg bis

an die Thüre des Gottesackers, in dessen Mitte eine alte Kirche stand. In der Nähe des Chors waren gerade Räuber versteckt, die sich oft an die Schätze des Gotteshauses wagten. Sie hätten eben ein großes Schwein irgendwo gestohlen und in einem Sack herbeigebracht. Als sie nun die beiden an der Thüre gewahr wurden, meinten sie entdeckt und verrathen zu sein und liefen davon über Hals und Kopf. Das Schwein aber ließen sie zurück, während sie sich hinter die Kirche flüchteten. Sobald sie weg waren, hob der Bauer den todten Pfaffen vom Pferde und freute sich, den Sack zu sehen; er untersuchte ihn, zog das Schwein daraus hervor und schob eilends an seiner Statt den todten Priester hinein, indem er dachte, es sei dies Begräbnis genug für ihn. Er band den Sack wieder zu, nahm das Schwein auf den Rücken und zog damit ruhig ab. Die Diebe waren nicht wenig erfreut, als sie sahen, daß man sie nicht verfolgte, kamen vorsichtig wieder heran und suchten den Sack auf, denn es wäre ihnen sehr leid gewesen um das Schwein. Einer von ihnen nahm auch gleich den Sack auf den Rücken und rühmte unablässig seinen Kameraden, wie schwer und kräftig ihre Beute sei. So kamen sie beide in großer Eile vor ein Wirthshaus, dessen Besitzer sie immer einen Theil von ihrem Gewinne gaben. Sobald sie die Thüre erreicht hatten, ward ihnen aufgethan.

Ihr Herren, sprach der Wirth, was bringt ihr Gutes?

Wenig Absonderliches, erwiderte der eine; nichts als ein gewaltiges Schwein. Nun richtet es zu, guter Kamerad, damit wir bald etwas zu essen bekommen. Wir sind Leute,

die gut zahlen; ihr werdet an uns euern Schaden nicht haben.

Seid unbesorgt, ihr Herren, ihr findet bei mir scharfen Käse und frischen, klaren und reinen Wein; von dem Schweine aber will ich euch, ehe der Tag anbricht, den besten Schinken vorsetzen.

Recht, recht, lieber Wirth! Nur eilt euch, denn wir haben Hunger und wünschten, das Fleisch stünde schon vor uns.

Der Wirth ließ sich ein Messer geben, ging zu dem Sack hin, band ihn auf und steckte den Arm hinein, um das Thier herauszuziehen. Da er aber den Leichnam in die Hand bekam und einen Fuß hervorlangte, rief er: Gott und Vater, hab' ich doch mein Lebtage kein Schwein mit Hosen gesehen! Der Herr sei uns gnädig! Wo habt ihr dieses Stück erbeutet? Sagt mir nur die reine Wahrheit! Ich sehe wohl, ihr habt euren Spott mit mir! Haltet ihr mich für einen dummen Jungen, dem man so mitspielen darf? Aber ich will euch ein Bad wärmen, daß ihr es in allen Rippen spüren sollt.

Wie? was? sagte einer von den Dieben, was wollt ihr denn von uns, lieber Wirth? Wenn ihr es so verlangt, mögt ihr alles zusammen für euch behalten; ich und mein Geselle, wir treten euch gerne unsern Part ab. Aber das versichere ich euch, daß unsere ganze Beute in diesem Sacke steckt. Einen andern Gewinn haben wir nicht gemacht.

Ihr haltet mich für einen Narren, Hurensohn, ihr sauberer Ehrenmann! Wollt ihr mir weiß machen, ein todter Mensch sei ein Schwein? Das war ein schlechter Spaß, ei-

nen Leichnam mir in's Haus schleppen. Aber es soll euch übel bekommen, denn wenn ihr mein Haus nicht sogleich wieder von diesem saubern Gast befreit, so werde ich euch morgen angeben. Meint ihr, ich sei besoffen, daß ihr mir eine Blase für eine Laterne verkaufen könnt? Diesmal habt ihr euch verrechnet.

So sagt uns doch, lieber Wirth, was habt ihr gefunden? Ist es Scherz oder Ernst?

Bei meinem Hause, ich scherze nicht. Merkt ihr, was das ist?

Um seinen Worten Kraft zu geben, zog er jetzt einfach den Todten aus dem Sack.

Herr Gott, sprachen die Diebe, wie ist uns das begegnet? Die Teufel haben wahrhaftig ihr Gaukelspiel mit uns! Wir wissen nicht, wie wir zu dem Leichnam kommen, denn wir haben ein Schwein in den Sack gesteckt, das wir gestohlen haben. Woher aber dieser Mensch kommt, wissen wir nicht.

Da käme ich gut an, entgegnete der Wirth, wenn ich euch Glauben schenkte. Aber morgen gebe ich euch an, wenn ich bis dahin noch eine Zunge habe, und lege euch euer Handwerk nieder.

Das mögt ihr thun, lieber Wirth! Aber wir sind verrathen, und wenn ihr uns böse seid, so thut ihr uns großes Unrecht. Ihr mögt uns auch fragen, so lange ihr wollt, so können wir euch nicht sagen, weß der Leichnam ist. Wir haben ihn aber noch nicht einmal recht angesehen, so sehr hat uns die Sache geärgert. Leuchtet doch ein wenig herzu!

Sobald sie mit dem Lichte näher kamen und ihm genau in's Gesicht sahen, sagte der Wirth: Nun meiner Treu, das ist noch schöner! Das ist niemand anders als unser Priester; ich kenne ihn an dieser Schramme über dem Auge. Gebt Acht, wir kommen alle in den Bann der Kirche, wenn ihr mir ihn nicht bald aus dem Hause schafft. Und wißt ihr was? Hängt ihn gerade in denselben Schlot auf, in welchem ihr das Schwein gestohlen habt. Denn weiß Gott, wenn man euch erwischt, so werdet ihr gehängt.

Ja, ja, so wollen wir es machen, antworteten sie, packten sogleich den Todten und liefen damit so schnell sie konnten nach dem Hause hin, wo sie das Schwein gestohlen hatten. Als sie aber an das Haus kamen, fanden sie es zu ihrem großen Leidwesen verschlossen. Da öfneten sie sogleich eine Mauer am Hause und machten ein Loch von der Größe, daß eine spanische Meerbarbe hindurch kann, wie das Sprichwort sagt. Durch dieses Loch schoben sie den Leichnam hinein, schlüpften selber in das Haus und hängten ihn ohne Umstände an denselben Haken auf, wo sie das Schwein abgenommen hatten. Dann kamen sie heraus und trösteten den Wirth, der außen wartete, mit der Nachricht, daß der Kaplan lustig baumle. In der Stadt, wo dieses alles vorging, befand sich in derselbigen Nacht ein Bischof. Die Mönche waren über seine Ankunft nicht sehr erfreut, denn sie wußten wohl, daß er mit seinem Haushalt großen Aufwand veranlassen würde und sie alle ihre Vorräthe preisgeben müßten. Es wurde daher viel feiner Wein getrunken, und als der Tisch aufgeho-

den war, begab sich der Bischof zu Bette. Das war seine vornehmste Sorge für diesen Abend. Der Bischof hatte einen Kämmerer, der den Rücken eines gesalzenen Härings einem frischen Hecht vorzog, und zwar darum, weil es ihm den Durst heftig aufregte. Er holte in dem Keller der Mönche zwei gewaltige Krüge, nahm vier seiner Kameraden mit sich, die auch schon wacker getrunken hatten, aber noch nicht hinüber waren, weil sie den Becher zu führen verstanden, und so gingen sie zu fünf hinweg nach der Herberge, in welcher ihre Pferde standen. Es war dasselbe Haus, in welchem die Diebe den Priester statt des Schweins in den Rauch gehängt hatten. Sie fanden den Wirth zwar im Bett, er machte ihnen jedoch kein saures Gesicht, als sie ihn heraustrieben, und empfing sie freundlich. Da sprach der fünfe einer zu dem Wirth: Geschwind die Würfel und einen Spieltisch! Da haben wir unsern Kämmerer, der uns etwas zum Besten geben will.

Das freut mich, antwortete der Wirth. Und kämet ihr zu vierzig oder mehr, so wollte ich jeden nach Wunsch bedienen, so weit es in meinen Kräften steht.

Ich will auch nicht unterlassen, versetzte der Kämmerer, es euch zu lohnen, so wie ich kann. Aber wißt ihr, was jetzt uns allen Noth thut? Kocht uns gleich gutes Pöckelfleisch, damit wir diesen Wein dazu trinken, und seht, daß es bald geschieht, wie einem rechten Wirthe ziemt.

Ich kann euch auch Rostbraten, Käse und frische Eier reichen, ihr Herren. Das ist sogleich bereit, sagte der Wirth.

Vortrefflich, vortrefflich, guter Wirth! riefen alle. Das ist ein eller Gauch, der noch besseres verlangt! Ich sag' euch, die besten Fische, gesalzen und frisch, sind mir nicht halb so lieb, ja es giebt auf der Welt nichts besseres, als solch ein Roßbraten von einem fetten Schwein.

Das sollt ihr diesmal in Fülle genießen, ihr Herren! Ich will euch zu liebe gern ein ganzes Schwein anschneiden, das ich hier im Rauch hängen habe.

Der Wirth stieg sogleich hinauf, wo der Pfaffe hing, war aber nicht wenig erstaunt, als er das Chorhemd und die schwarze Kutte in die Hand kriegte und rief: Gott und Herr, das ist ja eine Pfaffenkutte, was ich in der Hand halte. Ist das Hexerei oder was sonst? Etwas ähnliches ist Tag meines Lebens nicht an diesem Haken gehangen; ein Schwein ist es wahrlich nicht; wer Teufel hätte es so angezogen? Das Ding hat Arme und Beine, und Hosen daran. Herr Gott, ich komme schier von Sinnen über diesen Fund. Wo ist wohl der Kaplan her, der hier hängend Herberge gesucht hat? Solches Wunder ist nicht gehört worden im ganzen Lande. Es ist ein Mensch, mit Füßen, Armen, einem Leib! Aber er giebt keinen Laut von sich und wenn man ihn zu hundert packte.

Er stieg deswegen herab und sprach, ohne sich etwas merken zu lassen, zu seinen Gästen: Ihr Herren, hört mich, ich bin betrogen! Mein Weib hat da, weiß der Himmel, letzten Samstag das Schwein verkauft. Es thut mir in der That recht leid. Aber ich bin auf ein ganzes Jahr hinein

versehen mit Hammelfleisch und Ochsenfleisch. Ich will euch davon Roßbraten bereiten; doch kann ich nicht dafür stehen, daß es euch das Schweinefleisch ersetze.

Wir sind damit auch zufrieden, sagten sie, ließen es sich auftischen, aßen nach Herzenslust und darnach Käse und Eier und Früchte zur Genüge, und gingen darauf zur Ruhe in ihre Betten, die sie auf das beste bereitet fanden. Sobald der Wirth sie eingeschlafen sah, stieg er mit einem Lichte wieder hinauf, um zu untersuchen, was für eine wunderliche Gestalt in seinem Rauchfang hänge, und erkannte auf den ersten Blick den Priester!

Weh der Stunde, rief er, da ihr geboren seid, Herr Pfarrer! Ihr müßt wohl nicht recht klug sein, daß ihr auf solche Art zu mir kommt.

Er schnitt sogleich den Strick entzwei, mit welchem er um den Hals festgebunden war, und der Leib fiel hinab auf den harten Boden, da ihn niemand aufhielt. Er hob ihn auf und lief damit so schnell er konnte nach dem Ort, wo man die Todten begräbt, ganz in der Nähe des Klosters, in welchem der Bischof schlief. Als er dahin kam, fand er zufällig das Thor offen, und augenblicklich fiel ihm ein, er wolle einen kleinen Schalksstreich begehen. Er sah die Thüre des Priors angelehnt, eine Lampe brannte in dem Gemach und zum Unglück für den letztern wachte niemand dabei; denn der Wirth legte den todten Pfaffen in der Zelle des Priors nieder, drückte die Thür zu und ging heiter und frohen Muthes von dannen, denn er hatte sich einer gedoppelten Bürde ent-

ledigt. Als der Prior zurückkam, öfnete er seine Zelle, um irgend ein Tuch zu holen, aber das Blut stockte ihm in den Adern, als er den Priester daselbst fand, und seine Herzhaftigkeit bestand keine glänzende Probe, indem er vor Schrecken der Länge nach zu Boden stürzte. Doch machte er sich bald selbst Vorwürfe und sprach nach einer Weile zu sich selbst: Ich bin doch ein rechter Feigling, daß ich in Ohnmacht falle über einen Menschen, der sich nicht rührt.

Er machte die Thüre noch einmal auf, erkannte jetzt am Gesicht den gottlosen Priester und sprach zu ihm also: Wie? Pflichtvergessener Priester! Ich wüßte euch lieber in Bincestre oder im Grunde des rothen Meeres, als hier, wohin der Teufel euch geführt hat; dem Pförtner soll es übel ergehen, der euch hat hier eintreten lassen! Wie, könnt ihr eure Lippen nicht öfnen? Wenn ihr mir von hier loskommt, so will ich euch eine tüchtige Büßung mit auf den Weg geben. Ihr sollt mir Rechenschaft ablegen! Ihr kommt hierher, um unsere Wohnung auszukundschaften. Wo nicht, so gebt einen andern Grund an! Findet ihr keinen andern Schlupfwinkel, als meine Zelle? Wer sich so versteckt, von dem darf man nichts Gutes ahnen. Ich weis keinen Grund anders mir zu denken, warum ihr hergekommen seid, aber ich behalte euch nun hier, bis ihr mir Rede stehet. Oder seid ihr etwa mondsüchtig und wandelt im Schlafe? Stellt euch nicht, als wäret ihr zu blöde, um zu antworten; ich bin wohl schon dabei gewesen, wo ihr eurer Zunge weidlich den Lauf ließet. Warum könnt ihr mir denn jetzt nicht antworten?

Mit diesen Worten packte er ihn beim Arm und rief: Nun ist meine Geduld zu Ende!

Aber er fühlte, daß die Hand starr und kalt war, und wie er keinen Athem mehr in ihm bemerkte, sprach er: Bei Gott, nun wird aus Übel Ärger. Die Blässe seines Gesichts verräth mir, daß dieser Teufel todt ist. Nun wird man am Ende gar sagen, ich habe ihn umgebracht. Gott, hätte ich ihn nur wieder weg von hier! Hier behalten kann ich ihn einmal nicht und koste es mich was es wolle. Denn bliebe er hier, so wäre Schmach und Schande mein Theil; man würde mich wie einen Todtschläger behandeln, und doch weis ich gar nicht, wer ihm so mitgespielt hat. Aber mein Verstand steht mir ganz still und ich weis gar nicht, wie ich mich des Menschen entledigen soll. Laßt doch sehen, ob ich denn gar keine List erfinnen kann!

Da nahm er mit beiden Händen einen großen buchenen Schlegel, der an einem Nagel an der Wand hing. Mit demselben ging er alsbald in seinem Ärger nach dem Zimmer, wo der Bischof schlief; er schnarchte noch tüchtig, denn der Wein vom letzten Abend her machte ihm gar viel zu schaffen. Der Prior geduldete sich deshalb und wartete, bis der Bischof erwachte, und begann darauf folgende Rede: Der Herr, der allen Creaturen das Dasein gegeben, verleiht euch durch seine Barmherzigkeit und Gnade ein günstiges Geschick. Es ist hier eine große Menge garstiger Hunde, Herr Bischof, die man des Nachts im Hofe umherlaufen läßt. Aber ich gebe euch hier diesen gewaltigen Schlegel, mit dem ihr eu-

ren Unwillen auslassen und einige davon umbringen könnt. Ja viele kommen in die Betten zu den Leuten und das sind doch schlimme Schlafgesellen.

Ja wohl, antwortete der Bischof; solche liebe ich nicht, denn sie machen einem leicht eine Ungelegenheit.

Ganz richtig, Herr Bischof, und darum bringe ich euch diesen schweren Schlegel, damit sie euch nicht im Schlafe stören oder ihr euch doch vertheidigen könnt.

Um nun sein Spiel zu Ende zu führen, nahm der Prior den todten Priester auf den Rücken und brachte ihn geraden Weges an das Bett des Bischofs, der schon wieder eingeschlafen war. Hier legte er nun quer über das Bett den Leichnam ziemlich unsanft nieder, der auch zweimal so schwer hinfiel, als wäre er am Leben gewesen. Der Prior stellte sich nun gleich in eine Ecke, um zu belauschen, was der Bischof anfangen werde, wenn er erwache. Dies dauerte nicht lange. Er fuhr auf und schrie: Heiliger Gott, was liegt doch so schwer auf mir? Wahrhaftig, der Prior hatte Recht; ich muß nur zu dem Schlegel greifen, denn der Schurke rührt weder Hand noch Fuß. Fort! Hebe dich hinweg von hier! Der lebendige Satan soll dich holen. Es soll dir schlimm ergehen, wenn du nicht entweichst, denn du bist doch ein allzu lästiger Gast. Wenn ich den Tag erlebe, so hast du mich zum längsten geplagt! Aber wahrhaftig es ist ein Unsinn, dir so lange Gnade zu geben, da du einen ehrlichen Mann nicht schlafen lassen willst.

Indem er so sprach, stieß er mehrfach mit den Füßen

um sich und war verwundert, daß der Hund sich weder bewegte, noch einen Laut von sich gab. Er stand daher auf, nahm den Schlegel, der ihm geschickt zur Hand lag, und hieb mit demselben auf den unholden Gast ein, der aber zu seinem Erstaunen auch jetzt nichts von sich vernehmen ließ. Er trat deshalb näher hinzu, betastete das vermeintliche Thier und rief: Ach Gott, was mag das sein? Das Ding ist nicht glatt und behaart wie ein Hund, es sieht eher aus wie ein Mann oder ein Weib. Wie schlimm, daß ich kein Licht habe! Wer hat es mir doch ausgelöscht!

Er rief laut, weckte seine Leute und befahl ihnen, sogleich das Licht anzuzünden. Der Prior, der ihn gerne der That eingeständig haben wollte, ging mit schnellen Schritten nach seinem Gemach und holte Licht, und tröstete den armen Bischof über das Vorgefallene so gut er konnte. Indessen versammelte sich der Abt und das ganze Kloster um den Bischof und waren alle ganz bestürzt über das, was sie mit Augen sahen. Man untersuchte den Leichnam und die einen sagten, sie haben ihn niemals gesehen, die andern jedoch behaupteten, er gleiche in Gestalt und im Gesichte dem, der er wirklich war. Dann sagte einer: Er ist ja todt, seine Augen sind ganz erloschen!

Meiner Treu, rief jetzt der Prior, das wäre eine schlimme Geschichte und das muß man gewiß wissen, untersuchte ihn sofort näher und fand, daß Puls und Athem stille stand.

Die Mönche waren darüber sehr bestürzt und hätten gern den Bischof mit Vorwürfen überhäuft, wenn sie ihm gegen-

über es zu thun gewagt hätten. Aber es war ja ihr Herr und Oberhirte, der ihnen es sonst hätte gedenken und ihr Kloster zu Grunde richten können; weshalb man es denn für das beste hielt, die Sache geheim zu halten. Am Morgen hielt der Bischof selbst die Messe und der arme Priester ward feierlichst zur Erde bestattet. Auf diese Art waren alle von ihrer Noth befreit, das Weib von ihrer Liebe geheilt, der Bauer hatte einen guten Schinken auf den Winter gewonnen, und der arme Pfaffe, nun dem möge Gott seine Sünden vergeben!

Parthenopex von Blois.

Als Troja von dem treulosen Anchises den Griechen überliefert, in einen Schutthaufen verwandelt und alle seine Einwohner erwürgt waren, entrannen von der hochberühmten und zahlreichen Familie des Priamus nur zwei Sprößlinge der Schärfe des Schwertes: Marcomeris, der noch in der Wiege lag und sein älterer, aber unglücklicherer Bruder Helenus, der den Tod, dem er im Vaterlande entgangen war, auswärts fand. Marcomeris wurde durch eine Art Mitleid gerettet. Der Verräther Anchises brachte ihn auf ein Schiff, das er zu seiner Flucht zurüstete und bereits mit seinen Reichthümern beladen hatte. Er landete in Italien und erzog ihn mit seinem eigenen Sohn. Lange glaubte man, Marcomeris sei ebenfalls sein Kind; aber, als er ein gewißes Alter erreicht hatte und man an ihm die Eigenschaften der zwei berühmtesten unter seinen Brüdern, die Stärke Hektors und die Schönheit des Paris bemerkte, dann zweifelte man an seiner Abstammung. Man konnte nicht glauben, daß ein solcher Held dem Feigling, der sein Vaterland und seinen König verkauft hatte, das Leben verdanken sollte. Er selbst konnte die

Schmach seines vermeintlichen Vaters nicht lange ertragen, er verließ ihn auf immer, stieg über die Alpen und ging nach Frankreich. Dieses Land hieß damals Gallien, war von Steppen und Wäldern bedeckt und fast ganz den wilden Thieren überlassen, kaum daß man hie und da einige zerstreute Familien erblickte. Kein König, kein Herzog oder Graf, um sie zu beherschen, kein Wegaufseher oder Friedensrichter, um sie zur Gerechtigkeit zu zwingen; jeder war in seinem eigenen Hause König und Herzog. So lebten die Gallier, als der Sohn des Priamus unternahm, sie zu einer Gesellschaft zu vereinigen. In dieser Absicht versammelte er die Angesehensten unter ihnen, hielt eine Rede an sie, setzte ihnen auseinander, daß man sich das Leben noch weit besser machen könne, lehrte sie, Flecken, Schlößer und starke Städte zu bauen; mit einem Wort — er machte sie zu einem Volke. Dieses Volk war gegen ihn erkenntlich; zur Vergeltung der Wohlthat, die es von seinem Gesetzgeber erhalten, unterwarf es sich ihm, erwählte ihn zu seinem Herrn und Meister und gab ihm dort das Recht, über sie zu richten und zu herschen. Er behielt diese Macht, so lange er lebte. Nach seinem Tode erbte sie sein Sohn und dann in regelrechter Reihenfolge seine andern Abkömmlinge bis auf Pharamund, den ersten von allen, dessen Name auf uns gekommen ist; endlich Clovis. Dieser letzte jagte eines Tags mit seinem Neffen Parthenoper im Ardennenwalde. Ein Sohn des Grafen von Angers und von Blois stand dieser noch im Frühling seiner Tage, versprach aber, einstens der tapferste Ritter von der Erde

zu werden, wie er bereits der schönste Mann war; blonde Haare, helle lachende Augen, einen einladenden Mund, rosenfarbige Wangen, kurz er besaß alles, was die Natur ihren Lieblingen giebt. Die Augen konnten nicht müde werden ihn anzublicken und man empfand ein immer neues Vergnügen, wenn man ihn sah. So viele Schönheit war ihm nicht unnütz. Er besaß übrigens außer seiner Schönheit noch weit schätzenswerthere Eigenschaften. Freundlich gegen jedermann, offen und freigebig wurde er von allen geliebt, und selbst der König schäzte ihn mehr als seinen eigenen Sohn. Die Jäger waren einem Eber auf der Fährte, den sie den ganzen Tag umsonst verfolgt hatten. Endlich gegen Abend holte ihn Parthenoper ein, stieß ihm seinen Spies in den Leib und streckte ihn todt zur Erde; sodann stieß er in sein Horn, um Jäger und Hunde herbei zu locken. Bald waren alle um ihn versammelt. Schon pries Clovis den Muth seines Neffen, schon verlangten die Hunde, um das Thier gedrängt, mit lautem Geschrei ihr Jägerrecht, als auf einmal ein zweiter Eber erschien und entfloh. Bei diesem Anblick vergaßen sie ihre Beute und eilten davon. Umsonst wollte man sie zurückrufen; eine neue Begierde, der sie nicht widerstehen konnten, riß sie fort; Parthenoper selbst konnte sich dieser unsichtbaren und geheimen Macht nicht erwehren, er schwang sich wieder auf sein Roß und vertiefte sich aufs Neue mit ihm in den Wald. Bereits fing die Dunkelheit an, düster zu werden, und bald gestattete sie ihm nicht mehr, weiter vorzudringen. In dem Augenblicke, da er verschwunden war,

hatten sich auf Clovis Befehl alle Jäger zerstreut, um ihm nachzueilen. Auf allen Seiten widerhallte der Wald von ihren Jagdhörnern; aber dieselbe Macht, die ihn nicht finden ließ, hinderte ihn auch, sie zu hören. In der Unmöglichkeit, weiter zu gehen, stieg er ab und setzte sich unter eine Eiche. Der Jüngling hatte noch nie ein ähnliches Abenteur bestanden. Er wußte noch nicht, was dulden und entbehren heißt, und auf einmal sollte er sich in dem Fall befinden, eine ganze Nacht mitten unter den wilden Thieren, übermannt von Mattigkeit und halb todt vor Hunger zuzubringen. Dieser traurige Gedanke entlockte ihm Thränen; gleichwohl wafnete er sich mit Muth und wartete geduldig, bis die Sonne wieder aufstieg. Sobald der Tag graute, schwang er sich auf sein Roß, empfahl sich dem Schutze Gottes und suchte einen Weg, der ihn aus dem Walde führen sollte; umsonst, eine unsichtbare Hand führte ihn immer mehr irre. Endlich, nachdem er den ganzen Tag ohne einen Schimmer von Hofnung weiter gezogen war, langte er Abends auf einem kleinen Hügel an, dessen Fuß von den Wogen des Meeres bespült wurde. Bei diesem Anblick ging ihm das Herz auf vor Freude und mit um so mehr Recht, als er am Ufer ein wunderschönes Schiff gewahrte, von welchem eine Brücke an das Land geworfen war. Parthenopex bestieg es in der festen Zuversicht, wenn er sich den Matrosen nennen würde, könnte er sie leicht bewegen, ihn an den Hof des Königs seines Oheims zurückzuführen. Wenigstens dachte er zu erfahren, in welche Gegenden er sich verirrt habe. Aber wie groß war sein Er-

staunen, als er keine lebendige Seele auf dem Schiffe antraf und sich auf einmal in der offenen See sah, indem ein gewaltiger Wind alle Segel anschwellte. Kein Land, kein Wald mehr: so weit sein Blick dringen konnte, gewahrte er nichts als Himmel und Wasser. Ach! jetzt erst glaubte er sich wahrhaft unglücklich, und er wünschte sich tausendmal, noch im Walde und unter seiner Eiche zu sein.

Die Gefahren auf dem Lande, sprach er bei sich selbst, lassen immer noch einen Ausweg, wenigstens eine Hofnung übrig, aber bei denen des Meers kann man nichts erwarten als den Tod.

Gleichwohl empfand Parthenoper unter all diesen betrübenden Gedanken gegen seinen Willen eine Art Begeisterung. An welchem Orte des Schiffes seine Augen ruhen mochten, so wurden sie geblendet. Segel und Tauwerke, alles war von Seide. Die Theile des innern Zierraths entsprachen allesamt dieser Pracht; er glaubte sich in eine wundervolle Feenwelt versetzt. Das Innere des Schiffes war von einem übernatürlichen strahlenden Glanze beleuchtet, der sich fernhin über die Oberfläche des Wassers ergoß und dem Auge ein zauberisches Schauspiel vorführte, das durch die Dunkelheit der Nacht noch entzückender gemacht wurde. In diesem Zustand durchschnitt das Schiff die Wellen, wie wenn es von dem geschicktesten Steuermann geleitet wäre. Endlich hielt es von selbst am Fuße eines Schlosses an, dessen wunderbar hohe Mauern von rothem und weißem Marmor und in Gestalt eines Schachbretts zierlich in Felder eingetheilt waren. Der Hafen war

groß und tief, er hätte wohl tausend Schiffe fassen können. Rechts und links dehnte sich ein großer Sandplatz aus, ohne Haus noch Hütte. So sehr Parthenoper Ursache hatte über sein Abenteuer unruhig zu werden, so sprachen ihm doch diese Wunder alle einigen Muth ein. Er stieg aus, führte sein Pferd am Zaume und ging so auf das Schloß zu. Dieser Ort der Wonne führte den Namen Chefdoire. Er hatte eine ganze Meile im Umfang und enthielt in seinen Mauern Wälder, Mühlen, Fischteiche, Gärten, Baumstücke und noch mehrere andere kleinere Schlösser, die Wohnungen der Grafen und Barone, die von diesem Hauptsitze aus belehnt wurden. Der Eingang bestand aus einem Thurm, so weiß wie Elfenbein, hundert vierzig Klafter hoch, gegen zweihundert breit und durch tiefe Gräben vor jedem Angriff und Überrumpelung gesichert. Eine gepflasterte Straße führte vom Thurm nach dem Pallast. Das Dach war von gemahlten Ziegeln und von Blei; die Mauern bestanden aus grünem, blauem und schwarzem Marmor, und unter dem Schirmdach des Thores zeigte sich eine Mosaik in Gold, die Sonne, den Mond, die Elemente und verschiedene Heldenthaten aus den alten Geschichten vorstellend. Je mehr Parthenoper diese Wunder sich anhäufen sah, um so größer wurde seine Unruhe. Er betrachtete dies alles als ein Blendwerk eines Zauberers, der ihn durch die Lockung eines augenblicklichen Wonnerausches in eine Falle führen wollte, worin er untergehen müßte. Nichts desto weniger trat er in den Pallast, als sich seine beiden Flügel auf einmal vor ihm öfneten; er durchzog verschiedene Gemächer,

bis er in eines kam, worin ein prachtvolles Mahl zubereitet dastand. Messer, Salzbüchsen, Löffel, Schaalen, Becher und goldene und silberne Gefäße waren auf dem Tische zu sehen, aber nichts sonst, was ein Festmahl ankündigte: kein musikalisches Instrument, kein Sitz, kein Gast, nicht einmal ein Diener, um aufzutragen. Im Übrigen waren die Gerichte sehr einladend. Sie reizten den Geruch und die Augen des Jünglings so sehr, und überdieß war sein Hunger so groß, daß er beschloß, davon zu kosten. In dieser Absicht suchte er etwas, um die Hände zu waschen. Kaum hatte er dies gewünscht, so stellte sich ein goldenes Becken vor ihn; eine unsichtbare Hand schenkte ihm Wasser ein, eine andere bot ihm ein Handtuch; er ließ sich bedienen und setzte sich sodann an den Ehrenplatz: denn trotz der Gefahr, in der er schwebte, hatte er nicht vergessen, daß er aus königlichem Blute stammte, und wenn sein Tod beschlossen war, so wollte er wenigstens mit der ihm gebührenden Ehre sterben. Sobald er sich gesetzt hatte, stellte sich eine Schüssel vor ihn, sodann eine zweite, dann eine dritte und so eine unzählige Menge hinter einander; dreihundert Ritter hätten sich daran satt essen können. Eben so war es mit den Weinen; das Beste, was die Erde in dieser Art erzeugt, wurde ihm in goldenem Gefäße vorgesetzt. Der, welchen er wählte, wurde ihm in eine goldene Schaale von Saphir gegossen, deren Deckel aus einem funkelnden Rubin bestand. Nach dem Mahle goßen die unsichtbaren Geister, die den Auftrag hatten, ihn zu bedienen, abermals wohlriechende Wasser ein, damit er die Hände waschen konnte;

endlich brachten sie ihm Met und Lautertrank. Zuletzt, als er genug getrunken hatte, gingen sechs brennende Fackeln vor ihm her und führten ihn in ein prächtiges Gemach, dessen Fußboden von Porphyr war; dort fand er ein Bett, das des Gemaches würdig war: die Decke bestand aus kostbarem Pelzwerk von Alexandrien, weißer als Schnee, und war mit einer schönen Stickerei eingefaßt. Die Fußdecke war ein Gewirk von Phönixfedern. Neben dem Bett sah Parthenoper einen Lehnstuhl, dessen Füße von Gold waren. Er setzte sich, um sich zu entkleiden, und wollte vor allem seine Sporen losmachen; ehe er aber seine Hand senkte, waren sie ihm bereits abgenommen, desgleichen seine übrigen Kleidungsstücke. Endlich legte man ihn zu Bett, aber kaum befand er sich darin, so löschten sich die Lichter auf einmal alle aus und auf die strahlende Helle folgte plötzlich schreckliche Finsternis. Jetzt glaubte der Jüngling wirklich Ursache zur Angst zu haben, denn er zweifelte nicht, daß die höllischen Geister, die bis auf diesen Augenblick nur ihr Spiel mit ihm getrieben hätten, endlich kommen und ihre Bosheit grausam an ihm üben würden. Seine Furcht schien um so besser begründet, als er einige Augenblicke nachher sehr deutlich Tritte im Zimmer hörte; wirklich lüpfte jemand die Decke und rückte an seine Seite. Es war die Feenkönigin und Beherscherin dieses Zauberortes; das Bett, worin Parthenoper lag, war das ihrige, und sie wollte sich eben darein legen, als sich aber die Jungfrau ausstreckte und spürte, daß bereits ein anderer da lag, so zitterte sie und fragte in ängstlichem Tone, wer der Verwegene sei,

der ohne ihre Erlaubnis sich erkühnt habe, ihr Reich zu betreten. Parthenopex erkannte am Klange der Stimme leicht, daß es eine weibliche war, auch schien ihm diese schüchterne Stimme so rührend und sanft, daß er den Mund, aus dem sie kam, hätte küssen mögen, wenn er nicht gefürchtet hätte, zu misfallen. Er erzählte ihr mit wenigen Worten, durch welche seltsame Reihe von Abenteuern er sich in ihrem Bette befinde, und beschwor sie, Mitleid mit seiner Lage zu haben; zumal in einem Augenblick und an einem Orte, wo er keine Zufluchtstätte finden würde, wenn sie ihn verstieße.

Sie rieth ihm zuerst, sich gutwillig zu entfernen und sich nicht unausbleiblicher Schmach auszusetzen, wenn er sie nöthigte, Gewalt zu brauchen; hierauf, als der junge Graf auf's Neue bat, drohte sie ihm, die Ritter zu rufen, die unter ihrem Befehle stehen. Auf diese Worte erwiderte er mit einem herzergreifenden Tone: Herrin, wenn ich darauf bestand, bei euch zu bleiben, so wollte ich keineswegs die Ehrfurcht verletzen, die ich euch schulde; ich schmeichelte mir nur, daß das Loos eines Unglücklichen, der seit zwei Tagen nicht gegessen noch geschlafen hat, euch vielleicht rühren könnte: da aber euer Herz sich meinen Bitten verschließt und ihr meinen Tod wollt, so bedürft ihr dazu keiner Ritter. Gebt ihn mir selbst, ich überliefere mich eurem Zorn und verzeihe euch.

So sprechend brach der schöne Jüngling in Thränen aus und Schluchzen erstickte seine Stimme. Dieses Schluchzen drang der Jungfrau an's Herz; sie bereute es, einen so ehrerbietigen und liebenswürdigen jungen Mann so grausam be-

trübt zu haben; wenig fehlte, so hätte sie ihn um Verzeihung gebeten; ihre Seele war so ergriffen, daß sie mit ihm weinte. So ist das Herz der Frauen! Unter dem ganzen Himmel giebt es nichts Besseres zu lieben als diese, wenn Gott ihnen den Willen dazu eingeflößt hat. Die gerührte Jungfrau gab Parthenopex keine Antwort mehr und erlaubte ihm somit, bei ihr zu bleiben; nur kehrte sie ihm den Rücken zu, um ihn nicht zum Misbrauch ihrer Güte zu verleiten, und legte sich so weit als möglich auf den Rand des Bettes. Er seinerseits blieb, um sie nicht noch mehr zu reizen, regungslos auf dem andern Rande, wohin er sich gleich Anfangs zurückgezogen hatte; aber einige Zeit nachher, als er sie schlafend glaubte, rückte er ihr sachte näher und wagte es sogar, die Hand auf ihren süßen Leib zu legen. Sie begnügte sich, sie zurückzustoßen, indem sie mit sanftem Tone hinzusetzte (so sehr fürchtete ihr gerührtes Herz, ihn aufs Neue zu betrüben), es sei nicht artig von ihm, daß er sie durch sein Benehmen vertreiben wolle, nachdem sie ihm erlaubt habe, zu bleiben.

Schüchtern, wie man in seinem Alter ist, erröthete er über den Vorwurf, aber aus Besorgnis, das Fräulein möchte ihm entfliehen, schlang er die Arme um sie und zog sie zu sich.

Laßt mich doch, laßt mich, sagte sie, und suchte aus dem Bett zu steigen. Vergeblich waren ihre schwachen Bemühungen, er drückte sie an sein Herz, indem er sie mit seinen Beinen und Armen umschlang. Man kann sich seine Freude denken, als er unter seiner Hand einen Leib fühlte, sanfter als Hermelin, und Reize, dergleichen der Himmel nie geschaffen hat.

Bald verlor die junge Fee die Kraft, sich zu vertheidigen, oder wenn sie sich beklagte, so that sie es so leise, daß er sie nicht hören konnte, denn ihr Herz klopfte dermaßen, daß sie kaum ein Wort hervorbringen konnte. Beide waren unter dem Zauber einer ersten Liebe, der schöne Jüngling wurde kühner; er gab Blumen und nahm Blumen.

Nun, seid ihr jetzt befriedigt? rief sie seufzend; seht, zu welchem Grade von Schwachheit ihr mich verleitet habt, mich, die ich euch das Leben hätte nehmen sollen, wenn ich meine Pflicht erfüllt hätte! Es ist um mich geschehen; jetzt, da eure Wünsche erfüllt sind, werdet ihr mich verlassen!

Nein, edles Fräulein, antwortete er, nein; ich schwöre es bei meiner Ehre, so lange ich lebe, werde ich Liebe und Dankbarkeit für euch empfinden.

Ach! erwiderte sie, so sprechen alle Männer und alle Männer sind Betrüger! Doch will ich mir schmeicheln, daß dieses Unglück mir nicht begegne und du mich meine allzu große Liebe nicht bereuen lassen wirst. Übrigens, mein süßer Freund, darfst du keinen Grund zur Verachtung darin finden, wenn ich mich dir allzu leicht zu ergeben schien. Höre meine Gründe und wisse, daß meine Absicht war, dich mein ganzes Leben lang zu lieben und mein ganzes Leben lang dir anzugehören. Mein Name ist Melior, meine Macht magst du ermessen, wenn ich dir sage, daß ich Ritter sonder Zahl, Herzoge, Grafen, ja selbst Könige und hohe Herscher unter meinen Lehenträgern habe. Da ich in ihren Augen noch zu jung bin, um sie zu beherschen, so wollten sie mir einen Gatten

geben und haben sich in dieser Absicht versammelt; da man mir aber einige Reize beilegt, so wollten sie wenigstens, daß dieser Gatte meiner würdig sei und die höchste Tapferkeit mit der größten Schönheit vereinigen sollte: denn bei den großen Staaten, deren Beherscherin ich bin, ziemt es mir nicht, meine Gunstbezeugungen an einen Liebhaber zu verkaufen, der mir weiter nichts als ein neues Reich beibringen kann. Nach diesen Planen haben sie also beschlossen, in alle Königreiche der Welt, besonders aber nach Frankreich zu schicken, um den Jüngling auszuforschen, der durch Vereinigung der gedoppelten Eigenschaft, die sie forderten, meine Hand am meisten zu verdienen scheine. Nach einem Jahre kamen die Abgeordneten zurück und brachten jeder ein Verzeichnis der schönen und tapfern Männer, die sie in den verschiedenen Ländern, welche sie durchzogen, gefunden hatten. Am vergnügtesten über ihre Entdeckung aber waren die, welche von euch sprachen; sie nannten euren Namen nur mit Begeisterung und waren unerschöpflich in Lobpreisung eurer Reize, eurer Sinnesart und eurer Tapferkeit. Kurz ihr Bericht reizte meine Neugierde dermaßen, daß ich in Liebe entbrannte und euch kennen lernen wollte. Ich schiffte mich nach Frankreich ein und verweilte daselbst vierzehn Tage. Dort also, mein schöner Freund, sah ich euch zum erstenmal. Ich war Zeugin der Zärtlichkeit, welche der König und der ganze Hof gegen euch hegte; bald aber schlug ein Herz, das euch mehr liebte, als sie alle mit einander, und ich faßte den Entschluß, euch auf immer an mich zu fesseln; ich gab durch Feenzauber dem

König Clovis den Gedanken zu der Jagd ein, auf der ihr verirrt seid, ich habe den Eber aufgeregt, den ihr so vergeblich verfolgt habt, und das Zauberschiff an die Küste geschickt, auf dem ihr hierher gekommen seid. Das Übrige wißt ihr und ich erröthe darob; vernehmt aber, daß meine Absicht nicht war, euch die Rechte eines Gemahls abzutreten, bevor ich euch den Namen gegeben hätte. Ich hatte mir vorgenommen, euch den ersten Thurm meines Pallastes als Wohnung anzuweisen, bis ich euch zu meinem Herrn und Gebieter erwählen und euch die Reichthümer und Staaten, die ich besitze, anbieten könnte; ja ich hatte in dieser Absicht bereits einige der Geister, denen ich gebiete, ernannt, um euch zu bedienen; aber man hat euch, ich weiß nicht wie, bis in das Zimmer bringen lassen, das ich bewohne. Als ich in mein Bett stieg, war ich sehr überrascht, euch da zu finden: vergeblich wollte ich euch durch strengen Ton entfernen; eben dieser Ton hat mich zu Grunde gerichtet, er hat eure Thränen fließen gemacht, und eure Thränen haben mir die Besinnung geraubt. Ach, wer vermöchte den Thränen dessen zu widerstehen, den er liebt!

Parthenopex antwortete auf diese zärtliche Anrede nur durch neue Versicherungen seiner Ergebenheit und Dankbarkeit. Je schneller und unerwarteter, sagte er, die Beweise von Liebe gekommen seien, die er erhalten habe, um so mehr müssen sie seine Anhänglichkeit fesseln. Er schwor, für seine Geliebte die ganze Erde zu vergessen, da er nunmehr ihres Herzens gewiß sei. Nur eines, sagte er, fehle noch zu sei-

nem Glück; nachdem er die göttlichen Reize der schönen Melior genossen, bat er um Erlaubniß, sie auch bei Licht bewundern zu dürfen.

Mein lieber und süßer Freund, antwortete die Fee, ich schätze mich glücklich, wenn das, was ich euch gestattete, zu eurem Vergnügen beigetragen hat, und ich werde es jede Nacht, so oft ihr verlangt, für meine Pflicht halten, hierher zu kommen, um euch dieselbe Gunst zu bezeigen. Was aber eure Bitte betrifft, so beschwöre ich euch, davon abzustehen, ich darf mich nicht vor dritthalb Jahren vor euch sehen lassen. Dieß ist die Frist, die ich meinen Baronen zur Wahl meines Gatten festgestellt habe, weil ihr erst bis dahin Ritter werden könnt, und weil sie sich weigern würden, einen Knappen als ihren Herrn anzuerkennen. Inzwischen lernet hier als Herr zu gebieten; dieses Schloß, die Stadt, die dazu gehört, alles, lieber Freund, ja Melior selbst, wird euch unterthänig sein. Wenn ihr den Fischfang oder die Jagd liebet, meine Wälder und Flüsse stehen euch zu Gebot. Kurz, ihr mögt euch zu euerm Vergnügen ersinnen, was ihr wollt, im selben Augenblicke, in dem ihr es wünschet, wird es vor euch stehen. Ihr müßt euch aber entschließen, einzig und allein nur mit eurer Geliebten zu sprechen. Von Stund an ist es euch verboten, irgend andere Personen außer ihr zu sehen. Ich will durchaus nicht, daß man euch kennt. Wenn ich noch nicht kraft des Gesetzes eure Gattin sein kann, so will ich es wenigstens kraft der Liebe sein: wir wollen uns lieben. Was fragen wir dann nach der ganzen Welt? O mein geliebter

Parthenoper, welcher Ruhm, welche Wonne für mich, wenn der so ersehnte Augenblick endlich kommen wird! Wer von meinen Mannen wird es wagen, euch seinen Gehorsam zu verweigern, wenn ich ihnen verkünden werde, daß ihr der Gemahl seid, den mein Herz gewählt hat? Ja, gerade diese feste Zuversicht, daß sie meine Wahl billigen werden, flößt mir so große Liebe zu euch ein; deswegen gebe ich so vertrauensvoll meine Macht, meine Ehre, ja die ganze Melior selbst in eure Hände. Wenn ihr mich liebt, so wird es euch, das sehe ich wohl ein, schwer werden, meinen Anblick so lange Zeit entbehren zu müssen. Vielleicht werdet ihr trotz meiner Bitten einen Versuch machen, diesen euren Wunsch zu erfüllen. O mein süßer Freund, banne diesen unheilvollen Gedanken von dir, ich beschwöre dich bei allem Heiligen, was es auf der Welt giebt. Es ist mir nicht erlaubt, dir im Augenblick mehr darüber zu sagen, aber deine entehrte Geliebte würde gezwungen, ihr ganzes Leben zu verweinen, und du wirst gewiß nicht, um eine eitle Neugierde zu befriedigen, derjenigen, die alles für dich gethan hat, mit dem Tode lohnen wollen.

Welche Gründe ihr auch zu diesem Verbote haben möget, ich achte sie und unterwerfe mich, antwortete Parthenoper; da ich eurer Liebe gewiß bin, was fehlt noch mehr zu meinem Glück!

Nach einigen anderen ähnlichen Versicherungen schlief er ein. Melior, die sich auf dem Gipfel ihrer Wünsche sah, benützte diese Zeit, um die Reize, mit denen er geschmückt

war, mit Muße zu betrachten, und ihn mit Küssen zu bedecken. Im Grunde ihres Herzens hätte sie jedoch gewünscht, daß er wachte, um sich seiner Liebkosungen noch einmal erfreuen zu dürfen; aber trotz der Liebe, von der sie erglühte, hatte sie doch Mitleid mit dem Zustand der Mattigkeit, worin er sich seit zwei Tagen befand, und begnügte sich, ihn die ganze Nacht hindurch auf die Augen, den Mund und alle Theile seines Körpers zu küssen. Nur das Aufsteigen der Morgenröthe vermochte sie, sich von ihm zu trennen. Nun entfernte sie sich, um nicht von ihm gesehen zu werden, aber sie entfernte sich seufzend. Bald weckten die Strahlen des Tags Parthenoper. Als sich seine Augen dem Tage erschlossen, waren sie geblendet von den neuen Wundern, die er in seinem Zimmer erblickte; nie, selbst in Clovis Pallaste nicht, hatte er etwas gesehen, was diesem nahe gekommen wäre. Aber er suchte seine Geliebte und sah sie nicht. Rechts und links lagen eine Menge prachtvoller Kleider, die sie statt der seinigen herbeigeschafft hatte. Die unsichtbaren Geister, die ihn in der letzten Nacht bedient hatten, reichten ihm selbige. Desgleichen brachten sie ihm, wie am Abend, ein goldenes Gefäß, um sich zu waschen; bei Tisch bedienten sie ihn mit derselben Verschwendung, und als er gespeist hatte und einen Augenblick die frische Luft genießen wollte, traf er am Thore ein prachtvolles gesatteltes Pferd, das für ihn bereit stand. Als er vom Spazierritt zurückkam, hatte er die Neugierde, den Thurm zu besteigen, um die Schönheit des Landes, das er beherschen sollte, zu beschauen; der Thurm war

viereckig und jede seiner Seiten bot einen verschiedenen Anblick dar; gegen Mittag auf Weinberge, gegen Abend auf einen unermeßlichen Strich Ackerfeld, gegen Mitternacht auf eine zwanzig Meilen lange und acht Meilen breite Trift; ein hoher und alter Wald begrenzte auf dieser Seite den Gesichtskreis, und durch eine dreiunddreißig Klafter breite Mündung ergoß sich ein Strom, der, nachdem er in seinem Laufe tausend Schlösser und Städte gesehen, über die Trift dahinzog, an die Füße des Thurmes schlug und sich in den Hafen stürzte, um daselbst die Schiffe mit seinen Fluthen zu bespühlen: gegen Morgen erblickte man nichts als ein großes weites Meer. Von daher kamen nach dem Schlosse Chefdoire die reichen Stoffe und Rauchwerke Alexandriens, die Sperber, die Geier, die trefflichen Jagdpferde, die Wurfgeschütze, die Seidenzeuge und die köstlichen Gewürze, durch die wir von unsern Krankheiten geheilt werden, kurz alles, was die Erde Wohlthuendes und Angenehmes hervorbringt. Bei diesem herlichen Anblick war Parthenoper wie bezaubert. Seine Augen konnten sich nicht satt sehen und er verließ den Thurm erst, als die Nacht ihn überfallen hatte. Als er in den Pallast trat, fand er einen Thronhimmel für ihn bereit und vor dem Feuer einen prächtig geschmückten Teppich mit einem Tragsessel, um darauf zu sitzen, wenn er sich wärmen wollte. Das Abendessen und Schlafengehen war ganz wie das erstemal. Sobald er im Bette war, löschten sich die Lichter von selbst aus und in demselben Augenblick fand er seine Geliebte an der Seite. Wir schweigen davon, was zwischen ihnen vor-

ging. Als ihre Hitze ein wenig gekühlt war, fragte Melior den Jüngling, wie er sich den Tag über vergnügt habe und er ergoß sich in Lobpreisung der Schönheit des Landes, das er vom Thurme herabgesehen hatte.

Nur für euch, sagte die Fee, habe ich es so schön gemacht, für euch habe ich dieses Schloß erbaut und diese Weinberge, diese Wälder, diese Wiesen wachsen lassen. Vom ersten Augenblicke an, da ich euch sah und den Entschluß faßte, euch zu gefallen und von euch geliebt zu werden, suchte ich auf allen meinen Besitzungen einen Ort aus, welcher verdiente, eure Wohnung zu werden. Dieser hier schien mir der würdigste, ich habe ihn verschönert und ihr werdet mich bereit finden, alle eure Wünsche zu befriedigen oder ihnen zuvorzukommen. Wenn meine Bemühungen mir gelingen, so ist der einzige Lohn, den ich dafür fordere, daß ihr ohne Ungeduld den zu unserem Glück festgesetzten Tag erwartet, vor allem aber, daß ihr keine List anwendet, um mich zu sehen. Ich muß darauf noch bestehen, verzeiht es mir, geliebter Freund, aber es handelt sich um eure und meine Ehre.

Ein einziges Wort kann euren Besorgnissen darüber ein Ende machen, antwortete Parthenopex; wenn ich auch niederträchtig genug wäre, meine Freundin und Wohlthäterin zu betrüben, so glaubt wenigstens, daß ich nicht so unsinnig bin, ohne Grund meinem Glücke zu entsagen.

Auf diese Worte ward Melior etwas ruhiger und fragte den Jüngling, zu welchen Vergnügungen er den nächstfolgenden Tag bestimmt habe.



Wenn ihr am Ufer hin jagen wollt, sagte sie, so werdet ihr im nächsten Zimmer Sperber, Habichte und Geierfalken finden. Wenn ihr den Wald oder die Ebene vorzieht, so werde ich auf euren Tisch ein wunderbares Horn legen. Ihr stoßt darein, wenn ihr ausgeht, und alsbald werden Windhunde, Schweißhunde und Hunde aller Art vor euch erscheinen, bereit, euren Befehlen zu gehorchen.

Sobald der Tag graute, nahm Parthenoper das Horn. Kaum hatte er darein gestoßen, als er im Augenblick, wie Melior ihm vorausgesagt hatte, mehrere Kuppeln Hunde, sämmtlich mit goldenen Halsbändern, aber ganz schwarz, vor sich erscheinen sah. Sie führten ihn von selbst auf einen nahen Hügel. Hier fieng ein Schweißhund zu jagen an und trieb einen Eber von ungeheurer Größe auf. Parthenoper ließ die Hunde los und sprach ihnen Muth zu; sein Geschrei und ihr Gebell ertönten weit hin in der Ebene. Vergebens suchte das Thier in den Wald zurückzukehren, sie schnitten ihm den Weg ab: zwei von ihnen warfen es auf den Boden und hielten es auf diese Art fest, bis der schöne Jäger kam, der es niederstieß und ihnen ganz überließ. Als der Prinz wieder in den Pallast treten wollte, verließen ihn alle Hunde bis auf zwei, die bei ihm blieben und auf tausenderlei Arten ihre Freude zu erkennen gaben. Melior hatte sie dazu bestimmt, ihm die Langeweile zu vertreiben, wenn er allein sein würde. Sie leisteten ihm von diesem Augenblick an treulich Gesellschaft und verließen ihn nicht mehr, so lange er in Chefdoire blieb. Kein Wunder, wenn er sich sehr glücklich

schätzte. Den Tag über beeiferte sich alles, ihn zu ergötzen, und des Nachts kam eine vollendete Schönheit, um ihm Freuden zu bereiten. Oft erzählte sie ihm in den Zwischenräumen zwischen ihren minniglichen Unterhaltungen und dem Schlafe anmuthige Geschichten der alten Zeit, um sein Herz zu erheben; in diesem Punkte war Meliors Gedächtnis unerschöpflich und auf der ganzen Welt hätte sich niemand gefunden, der nicht von ihr hätte lernen können. Bald sprach sie mit ihm über ernsthafte Gegenstände, bald schäckerte sie und gab lustige Geschichten preiß; aber alles sagte sie mit einem so einschmeichelnden und zärtlichen Tone, daß Parthenoper vor Entzücken ganz außer sich war. Diese süße Stimme drang ihm ins Herz und nichts gefiel ihm besser an ihr, so großen Eindruck auch ihre Reize auf ihn machten. Auf diese Art verbrachte der glückliche Liebhaber ein ganzes Jahr in ungestörter Wonne, der keine Sorge etwas anhaben konnte. Dieses anhaltende Glück hatte ihn sein Vaterland, seine Freunde und Verwandte vergessen gemacht. Endlich aber schämte er sich seiner langen Abwesenheit und eines Nachts, als Melior bei ihm war, bat er sie um Erlaubnis, sich auf einige Monate von ihr zu verabschieden.

Geht, sagte die Fee zu ihm, Frankreich bedarf in diesem Augenblick eurer Tapferkeit; es geht dort alles drunter und drüber. Clovis ist todt, euer Vater lebt nicht mehr und Blois, euer Erbe, ist belagert. Erwerbt euch durch ruhmvolle Thaten die Achtung der Franzosen; noch mehr aber laßt euch angelegen sein, durch eure Tugenden ihre Liebe zu ge-

winnen. Seid aufrichtig, höflich, eurem Worte getreu und vor allem seid freigebig. Laßt keinen achtungswerthen Ritter im ganzen Heere sein, der sich nicht eurer Wohlthaten erfreute. Im Übrigen theilt immerhin Geschenke aus; wie groß auch eure Freigebigkeit sein mag, ich werde stets Sorge tragen, euch reichlich zu versehen und mich belohnt genug glauben, wenn ihr nur die versprochene Treue haltet, wenn ihr keine andere als mich liebt oder heirathet. Wenn eure Feinde zum Frieden gezwungen sein werden, so eilt zu der, die euch liebt, zurück; aber ich beschwöre euch, macht keinen Versuch sie zu sehen, und glaubt, daß diejenigen, die euch diesen Rath geben werden, nicht eure wahren Freunde sind.

Diese weisen Lehren werden in mein Herz eingegraben bleiben, antwortete Parthenoper; keine von ihnen soll vergessen werden, und ich will euch eben so treu gehorchen, als ich euch treu liebe.

So sprechend umarmten sich die beiden Liebenden, um einander Lebewohl zu sagen und ihre zärtlichen Liebkosungen schienen ihnen noch süßer als alle, die sie sich bis dahin gemacht hatten. Am andern Morgen traf der junge Graf im Hafen das Schiff, das ihn vor einem Jahre hierhergebracht hatte. Er bestieg es mit dem Pferd und den zwei Hunden, die ihm die Fee geschenkt hatte. Um ihm die Langeweile unterwegs zu ersparen, schläferte sie ihn ein, und während dieser Zeit entwickelten die unsichtbaren Matrosen, denen sie ihn anvertraut hatte, großen Eifer und Thätigkeit, so daß sie bald an der Mündung der Loire anlangten. Sie fuhren Fluß

aufwärts bis nach Mons und setzten dort den Jüngling ans Land, der auf einmal erwachte und sehr überrascht war, sich auf dem Ufer zu befinden, ohne andere Gesellschaft als seine zwei Hunde und sein gesatteltes Pferd. Er sah das Schiff von selbst zurückkehren und dieser Anblick erinnerte ihn an Melior, von der er lange Zeit getrennt sein sollte. Doch schmeichelte er sich wenigstens, Gott werde ihn bald in den Stand setzen, sie wieder zu sehen und eilig zu ihr zurückzufliegen. Indeß erkannte er in der Ferne die Thürme von Blois und ritt schnell auf die Stadt zu. In einiger Entfernung erblickte er zwölf starke und sehr beladene Saumpferde, die sich ebenfalls dahin zu begeben schienen. Jedes von ihnen wurde von einem jungen in Seide gekleideten Knappen geführt und die Knappen hatten zum Herrn und Meister einen Ritter, dessen hohe Gestalt und mannhaftes Aussehen einen im Schlachtgewühl furchtbaren Mann ankündigten, obschon das Alter sein Haar gebleicht hatte. Der Ritter redete den Grafen an und sprach zu ihm: Empfangt, edler Herr, den Gruß derjenigen, die euch ihr Herz geschenkt hat und habt die Güte, mit der Versicherung ihrer unverbrüchlichen Treue, das Gold anzunehmen, womit sie diese zwölf Pferde für euch beladen hat. Ihr könnt außerdem über alles verfügen, was sie noch besitzt, sie bietet es euch an. Die einzige Gunst, die sie dagegen verlangt, ist, daß ihr sie nicht vergessen möget, und ich, Herr, als ihr Abgesandter, wage es auch, euch darum dringend zu bitten.

Möge mich der Himmel mit all seinen Blitzen zerschmet-

tern, wenn ich aufhören werde, sie zu lieben, wie sie verdient, antwortete Parthenoper.

Wenn ihr sie noch mehr verpflichten wollt, fuhr der Greis fort, so brecht, so lange ihr noch Knappe seid, keine Lanze in einem Turnier: sie will selbst die Freude haben, euch das Schwert der Ritterschaft umzugürten, aber bis zu diesem Augenblick, den sie mit solcher Ungeduld erwartet, verzichtet um Gottes willen darauf, sie zu sehen, und stürzt nicht ohne Grund die zärtlichste aller Frauen in unausbleibliches Elend.

So sprechend brach der Greis in Thränen aus, verschwand aber im Augenblick samt den zwölf Knappen, und Parthenoper blieb allein, in die tiefste Schwermuth versunken. Da jedoch die Pferde von selbst ihren Weg nach Blois nahmen, so war er genöthigt, ihnen zu folgen. Man denke sich die Freude des Thorhüters, als er diese unerwartete Hilfe ankommen sah; aber noch weit größer war sein Vergnügen, als er seinen Herrn und Gebieter erkannte. Er empfing ihn mit Entzücken und eilte, der Gräfin die Ankunft ihres Sohnes zu verkünden. Seit er sich auf der Jagd verirrt hatte und man ihn für todt hielt, hatte diese gute Mutter unaufhörlich geweint; auf die Nachricht von seiner Rückkehr flog sie ihm wiederum weinend entgegen, aber sie war so ergriffen, daß sie nicht die Kraft hatte, mit ihm zu sprechen, und ihn nur tausendmal an ihr Herz drücken und umarmen konnte. Erst als er sie auf ihr Zimmer zurückgeführt hatte, erhielt sie ihre Sprache wieder. Sie stellte mehrere Fragen an ihn wegen seiner Gesundheit, über die Orte, wo er gelebt, und

die Ereignisse, die ihm seit dem unglücklichen Tage in den Ardennen zugestoßen; sodann erzählte sie ihm, ohne seine Antwort abzuwarten, von ihrem eigenen Unglück, vom Tod des Grafen, ihres Gatten, von der Noth, in welche sie durch mächtige Nachbarn versetzt sei, die sich eines Theils ihrer Staaten bemächtigt hätten und Blois in diesem Augenblick vermittelst drei fester Schlösser, die sie in der Gegend erbaut, belagerten und aushungerten.

Ich komme euch zu befreien, antwortete Parthenoper; bringt indessen die Schätze in Sicherheit, womit diese zwölf Pferde beladen sind, und bietet rings umher alle braven Ritter, die unsere Gegend ernährt, zu eurem Beistande auf.

Von den Waffenthaten des Helden wäre gar viel zu erzählen. Parthenoper verjagte mit Hilfe der Ritter, die er in seinen Sold nahm, die Feinde, die sich seiner Staaten bemächtigt hatten. Hierauf zog er dem jungen König, seinem Vetter, dem Sohn und Nachfolger des Clovis, zu Hilfe. Ein Heer von hunderttausend Normannen drohte Frankreich zu überziehen. Sie hatten ihr Lager in Gisors. Der König, der sich hinter der Oise verschanzt hatte, vermochte ihnen nur fünftausend Mann entgegenzustellen, denn alle seine Lehensleute hatten ihn verlassen. Parthenoper mit den Truppen, die er ins Lager führte, und denen, welche sein Name und seine Freigebigkeit an sich lockte, trieb die Feinde zurück. Er selbst besiegte im Zweikampf ihren Anführer, der dem Könige huldigte und sich dann zurückzog. Der König war nach der Unterwerfung seiner Feinde in den Pallast zurückgekehrt, und

aus Höflichkeit hatte ihn Parthenoper mit seiner Mutter begleitet; aber bald langweilte sich der Held, weil er fern von seiner Geliebten war. Dieser Gedanke verfolgte ihn überall und machte ihn traurig und nachdenklich. Oft sah man ihn mit gesenktem Kopfe und starren Augen in tiefe Träumerei versunken; oft weigerte er sich sogar zu trinken und zu essen. Seine Mutter war darüber bekümmert, sie nahm ihn bei Seite und sprach also zu ihm: Lieber Sohn, du weißt, daß an allen Neigungen, die das Herz der Menschen hier unten auf der Erde empfinden kann, keine einzige der Neigung einer Mutter gegen ihr Kind gleich kommt; ein Sohn mag hingehen, in welche Gegend der Welt er will, er wird wahrhaftig nirgends ein Herz finden, das an seinen Freuden und Leiden so innigen Antheil nimmt. Deshalb soll er ihr seine Leiden auch nicht verbergen, sondern im Gegentheil freundschaftlich anvertrauen, denn er weiß, daß sie ihr sicherlich so nahe gehen werden, als ihm selbst. Seit einigen Tagen sehe ich dich in Schwermuth versunken, du gleichst einem, der sein ganzes Herz einer Freundin geschenkt hat; wenn dies dein Leiden ist, geliebter Sohn, wenn die Minne dich betrübt, so gestehe es deiner Mutter; sie beschwört dich bei der Freundschaft, die du ihr schuldig bist: vielleicht kann sie dich auch mit irgend einem nützlichen Rathe unterstützen.

Liebe Mutter, antwortete der Graf, eure Zärtlichkeit gegen mich ist mir so bekannt, daß ich es für Pflicht halte, sie durch Bezeugung der meinigen zu erwidern. Ihr fragt mich, ob ich eine Freundin habe; nun ja, weil ihr es durch-

aus wissen wollt, ich habe freilich eine, und zwar eine eben so süße und liebenswürdige als mächtige und großmüthige Freundin. Aus ihrer Hand habe ich die Schätze empfangen, mit denen wir unsere Herschaft wieder erworben und Frankreich befreit haben; sie besitzt mein ganzes Herz und meine ganze Seele; sie ist meine Freude, mein Leben, meine Beherscherin und meine Gebieterin; so lange ich athme, werde ich nur sie lieben.

Möge der Himmel sie dir erhalten, mein Sohn! Diese Schätze beweisen mir in der That, daß deine Liebe auf keinen würdigeren Gegenstand hätte fallen können; aber sage mir, ist sie auch eben so schön als reich?

Was ihre Schönheit betrifft, so kann ich euch leider nichts davon erzählen, weil sie mir selbst nicht bekannt ist.

Wie? du hast sie nicht gesehen und weißt nicht, ob sie schön ist?

Nein, ich habe noch nicht das Glück gehabt, sie zu sehen; sie ist nur im Dunkel der Nacht zu mir gekommen und will sich noch eine gewisse Zeit lang eben so vor mir verbergen: aber was auch Meliors Wille sein mag, ich werde ihn stets verehren; ich will ihr in nichts misfallen und werde unterwürfig den Augenblick erwarten, wo es ihr belieben wird, sich meinen Augen anders zu zeigen.

Du hast Recht, lieber Sohn, und ich lobe dich darob; diene deiner Freundin, wie sie es verlangt: da sie reich, tugendhaft und achtungswürdig ist, da ihre Liebe dich ehrt, so wende, um sie zu erhalten, alle Mittel an, die du für taug-



lich erachtest, und hüte dich wohl, jemals Handlungen zu begehen, wodurch du sie verlieren könntest.

Die Gräfin fragte ihn hierauf, wann er zu seiner Geliebten zurückzukehren gedenke.

Morgen, antwortete er, nach dem Mittagessen habe ich im Sinn, mich allein zu ihr zu begeben; ich werde niemanden, wer es auch sein mag, mit mir nehmen, und bitte euch, meinen Beschluß hierüber nicht zu bekämpfen.

Als die Gräfin von dieser Abreise hörte, ward sie bestürzt; gleichwohl stellte sie sich, als billigte sie den Plan und verließ ihren Sohn, indem sie ihm recht viele Klugheit und Verschwiegenheit wegen seines glücklichen Abenteuers empfahl und ihn zugleich von ihrer Seite des tiefsten Geheimnisses versicherte. Aber, ach! wie weit waren diese Worte von ihrem Herzen entfernt, als sie so sprach! Sie hielt sich durch diese neue Entfernung für die unglücklichste aller Mütter und ging ganz außer sich zum Könige. Lange war es ihr unmöglich, sich auszudrücken, so sehr hatten Schmerz und Thränen sie übermannt; endlich aber erzählte sie alles, was sie so eben gehört hatte.

Es bleibt mir nur ein einziges Mittel übrig, sagte sie, und ich bitte euch, Herr, wendet es an, wenn euch mein Leben nicht gleichgiltig ist. Ihr habt eine schöne, tugendhafte und wohlerzogene Nichte; gebt sie meinem Sohne zur Gemahlin! Dieses neue Band wird ihn an uns fesseln und ihn von dem Teufel abwendig machen, der ihn in Gestalt einer Frau verführt hat. Seine Einwilligung zu dieser Heirath zu

erlangen, nehme ich auf mich, kraft eines Zaubers, den ich zu bereiten verstehe und den ich ihm in den Wein werfen werde, welchen wir ihm bei Tische vorsetzen wollen. Wir beide, Herr, ihr und ich, werden uns stellen, als ob wir das Getränke kosteten; eure Nichte soll ihn zum Trinken auffordern und ich hafte für die Veränderung: übrigens ist es schon genug, wenn er nur einen einzigen Tropfen trinkt; der Zauber wird seine Wirkung hervorbringen.

Der König willigte in alles, nur um Parthenoper bei sich zu behalten. Man unterrichtete die Nichte von der Rolle, die sie zu spielen hatte, und diese Rolle mußte ihr um so mehr gefallen, als sie dadurch die Gattin des schönsten aller Männer werden sollte. Während des Abendessens wandte sie ihre ganze Geschicklichkeit an, um den Jüngling aufzuheitern. Sie gab ihm den bezauberten Wein zu trinken: aber, o Wunder! kaum hatte er ihn verschluckt, als sich seine Vernunft verfinsterte und verirrte, seine Reden waren die eines Unsinnigen, er blickte die Jungfrau zärtlich an und sprach mit ihr von Liebe; ja er ging in seiner Narrheit so weit, daß er von ihr den Beweis ihrer Gegenliebe verlangte. Umsonst antwortete diese, daß sie noch nicht seine Gemahlin sei; er schlug ihr vor, sie zu heirathen; der König gab seine Einwilligung und die Gräfin nahm die Hände der beiden Verlobten und fügte sie in einander; hierauf ging sie mit dem König hinaus und ließ sie beisammen. Parthenoper hielt in der Trunkenheit, worein ihn der Trank versetzt hatte, heftige Reden an seine muthmaßliche Verlobte. Sie selbst war über ihre Eroberung



so entzückt, daß sie ihn in ihre Arme schloß und ausrief: O mein schöner Freund, wie freue ich mich dieses Zaubers! Ich werde euch also auf immer besitzen und ihr seid fortan der Macht dieser höllischen Melior entzogen!

Aber bei dem Namen Melior geschah plötzlich ein neues Wunder; der Zauber hörte auf, die Täuschung verschwand und Parthenopex, der die Augen öfnete, schauderte bei dem Anblick der Jungfrau zurück, wie wenn er auf einmal einen Abgrund vor seinen Füßen sich hätte öfnen sehen. Zum Saale hinausstürzen, sich auf sein Pferd schwingen, aus dem Pallaste entfliehen und nach Blois zurückjagen, war für ihn das Werk eines Augenblicks. Unterwegs seufzte und weinte er über seinen Fehler und so langte er im Schlosse an. Hier war sein erstes, daß er sich auf sein Zimmer verschloß und sich auf ein Bett warf, um die verabscheuungswürdige List zu verfluchen, wodurch man ihn zu diesem Verrathe verleitet hatte. Die Gräfin erfuhr die Flucht ihres Sohnes bald. Sie eilte ihm sogleich nach, um ihn nach dem Pallaste zurück zu bringen, aber so stark sie auch an seiner Thüre pochte, so inständig sie ihn auch bat, er möchte öfnen und Mitleid mit ihr haben, er antwortete in seinem Zorn: Nein, es ist auf immer aus zwischen uns beiden; ihr habt mein Unglück gemacht, ihr werdet mich nie wieder sehen.

Umsonst drang die Mutter auf's Neue in ihn, ihre Thränen und Bitten waren vergeblich und sie mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Er aber sah wohl, daß er, wenn er nur einen Tag länger in Blois bliebe, sich den aufdringlichen

Zusprüchen des Königs und des ganzen Hofes aussetzen würde. Um dem zuvorzukommen, beschloß er, zu Melior zurückzukehren.

Alles genau betrachtet, sagte er bei sich selbst, bin ich ihr nicht ungehorsam gewesen; ich habe sie nicht besucht, aber ich bin ihr treu geblieben; wird sie meine Reue verschmähen können?

In dieser süßen Hofnung bestieg er am andern Morgen in aller Frühe sein Roß und mit umbundenem Kopfe, wie wenn er unpaß wäre, ritt er allein zum Thor hinaus, unter dem Vorwand, frische Luft zu schöpfen, und begab sich nach dem Ufer der Loire. Der Ritter mit den zwölf Pferden erwartete ihn dort.

Kommt, sagte er zu ihm, der Wind ist günstig und man verlangt schon lange nach euch.

Zugleich zeigte er ihm das segelfertige Schiff. Kaum hatte der Graf es betreten, als die Ruder sich von selbst in Bewegung setzten und er sein Pferd samt dem Ritter verschwinden sah. In Chefdoire angelangt, traf er wie das erstemal ein prachtvolles Mahl an, aber er sehnte sich sehr nach dem Bette, um zu erfahren, ob er die Gewogenheit der Fee verloren habe oder nicht; als er sich niedergelegt hatte, löschten sich die Lichter wie gewöhnlich aus und man kann sich denken, in welcher Unruhe er jetzt war. Er wartete eine Zeit lang und lauschte sehr aufmerksam; da er aber keine Tritte vernahm, glaubte er sich verlassen und fing schon an zu ver-

zweifeln. Dennoch kam Melior endlich und fragte ihn um die Ursache seiner Thränen. Er erzählte alles treuherzig.

Euer Fehler ist unbedeutend, antwortete die Fee, und er reizt meinen Zorn nicht nur nicht, sondern zwingt mich im Gegentheil, euch noch mehr zu lieben, da er nur beweist, wie theuer ich euch bin. Wenn der König, wenn eure Mutter sich gegen mich verfehlen, was liegt mir daran, mein süßer Freund? Du allein könntest mich beleidigen.

Mit diesen Worten umarmte sie ihn zärtlich und der Friede wurde alsbald mit den zärtlichsten Liebkosungen besiegelt. Parthenoper blieb noch sechs Monate bei der Fee. Gleichwohl konnte er nicht umhin, an die Thränen zu denken, die seine Abwesenheit seiner Mutter verursachte; denn trotz des augenblicklichen Zorns, den er ihr gezeigt hatte, trotz des Schwures, der seinen Lippen entfahren war, daß er sie nie wieder sehen wollte, liebte er sie, wie es sich für einen braven Sohn geziemt. Dennoch vergingen mehrere Tage, ohne daß er es wagte, Melior seinen Entschluß kund zu thun. Endlich gestand er ihn.

Freund, antwortete darauf die Fee seufzend, jetzt habe ich Ursache, eine Treulosigkeit von euch zu befürchten. Eure Mutter wird euch verführen; ich bin darauf gefaßt, und weiß, was sie vermag. Um euch an sich zu fesseln, wird sie euch vorschwatzen, ich sei ein böser Geist, der sich in die Gestalt ihres Geschlechts vermummt habe; sie wird List und Liebkosungen anwenden, um euch zu veranlassen, daß ihr mich sehen sollt, und ihr werdet euch dazu bestimmen lassen. Aber,

mein Freund, bedenket wohl, daß ich diese grausame Behandlung nicht verdient habe. Wenn meine Liebe keine Reize mehr für euch hat, so verlaßt mich, ohne mich zu entehren, und macht mir das Leben nicht tausendmal bitterer, als selbst den Tod; denn wenn ich auch den Tod heraufbeschwören werde, er wird mein Geschrei nicht erhören. Dann wird keine Hofnung, kein Trost mehr für mich sein; jeder Augenblick wird meine Schmerzen erneuern, verdammt zu Seufzern und zu Thränen werde ich meine Tage und meine Nächte verweinen. Immer zu leiden und zu verzweifeln, immer um Gnade zu flehen und sie nicht zu erlangen, das wird die Strafe derjenigen sein, die euch zu sehr geliebt haben wird.

Nein, geliebte Freundin, antwortete Parthenoper, nein; ihr werdet nie Ursache haben, eure Liebe zu bereuen. Sollte auch die ganze Welt sich verbinden, um mir die Niederträchtigkeit anzurathen, die ihr befürchtet, der ganzen Welt sollte es nicht gelingen. Ich wiederhole es, müßte ich nicht der elendeste aller Menschen sein, wenn ich zum Dank für so viele Wohlthaten euch die Ehre rauben wollte! Wenn dieses Unglück geschehen sollte, so glaubt, daß ich die Vernunft verloren habe, oder glaubt vielmehr, daß es keine wahre Liebe mehr auf Erden giebt.

Unter solchen Gesprächen brachten sie die Nacht zu; ihr Herz war so betrübt, daß sie beide bis zur Dämmrung wachten, ohne an Vergnügungen zu denken. Indeß waren die Winde ungünstig und Parthenoper mußte seine Abreise verschieben. Melior verwandte die Nächte, die sie noch bei ihm

zubrachte, ganz allein dazu, daß sie ihn beschwor, die festgesetzte Frist abzuwarten, um sie zu sehen. Er seinerseits versprach und schwor, zu gehorchen. Endlich gestatteten ihm die Winde, abzusegeln, und er kam in Blois an. Sobald seine Rückkehr ruchbar wurde, erschienen alle Großen des Reichs, die Grafen, die Barone, ja der König selbst, um ihn zu besuchen. Er entließ sie alle bezaubert durch seine Höflichkeit und mit reichen Geschenken. Wenn man sich wunderte, ihn ohne Gefolg und Reisegeräthschaften ankommen zu sehen, so erstaunte man noch weit mehr über die Prachtliebe, womit er Gold, Perlen und Edelsteine austheilte. Da man weder die Quelle kannte, der diese Reichthümer entströmten, noch die Art, wie er reiste, so machte sich jeder tausend Vermuthungen darüber, immer eine abgeschmackter als die andere. Die Gräfin hatte während der Abwesenheit ihres Sohnes Tag und Nacht auf Mittel gesonnen, ihn der Macht der Fee zu entreißen. Sie fragte darüber den Bischof von Paris um Rath, der nun den jungen Grafen bei Seite nahm, sein Gewissen wegen dieses strafbaren Umgangs erschreckte und ihn ermahnte, durchaus seine Geliebte zu sehen, um sich zu versichern, ob sie nicht ein vermummter böser Geist sei; die Mutter, die auch etwas von Zauberkunst verstand, sagte, sie besitze ein Mittel, ihn das Fräulein sehen zu lassen, ohne daß sie es weder erfahren noch hindern könne: nemlich eine durch Zauberkunst gemachte Laterne, die so eingerichtet sei, daß nichts sie zu löschen vermöge. Parthenoper ging in die Falle, nahm das unglückselige Geschenk an und begab sich

nach Chesdoire. Schon war die Nacht vorgeschritten, als der Graf ankam. Er ging sogleich in den Pallast, aber er verbarg seine Laterne und schritt gar leise dahin, gleich einem Dieb, der kommt, um ein Verbrechen zu begehen und entdeckt zu werden fürchtet. Wie gewöhnlich stand ein großes Mahl bereitet, aber er lief durch das Speisezimmer, ohne sich aufzuhalten und legte sich voll Lüsternheit ins Bett, so sehr brannte er vor Ungeduld, Melior zu sehen. Die Wachskerzen löschten sich aus, sie kam und legte sich an seine Seite. Er hatte seine Laterne unter die Decke versteckt: auf einmal aber zog er sie hervor, hielt sie der Fee vors Gesicht und erblickte ihre unverhüllten Reize. Nie hatte sich etwas so vollkommenes seinen Augen gezeigt; aber er bemerkte, daß sie ohne Bewußtsein war, und jetzt erst sah er ein, daß er einen Fehler gemacht hatte. Voll Wuth warf er seine Laterne weg, daß sie in Stücke zerfuhr, und verfluchte den Tag, da er sie erhalten. In diesem Augenblick fühlte er, wie sehr man ihn betrogen, da die Frau, die man ihm als einen häßlichen Teufel geschildert hatte, das schönste aller Geschöpfe war.

Ach! rief er voll Schmerz aus, wenn ich mich nur wenigstens über sie zu beklagen hätte!

Gerne hätte er sich zu ihren Füßen geworfen, um ihre Gnade zu erflehen, aber sie sah nichts, sie hörte nichts. Eine schreckliche Bläße bedeckte ihr Gesicht. Ohne lange Seufzer, die sie von Zeit zu Zeit ausstieß, ohne einige Thränen, die sich aus ihren Augen stahlen, hätte er sie leicht für todt hal-

ten können. Endlich kam sie wieder zu sich und rief mit einem herzzerschneidenden Tone, indem sie in einen Strom von Thränen ausbrach: So bin ich denn entehrt! Ach, Parthenoper, Parthenoper, was hatte ich euch gethan, daß ihr mich so behandelt?

Bei diesen Worten fiel sie von Neuem in Ohnmacht. Endlich, als sie wieder zum Bewußtsein kam, sprach sie folgendermaßen: So hat euch also nichts zurückhalten können, weder meine vielfachen flehentlichen Bitten, noch eure Schwüre. Das ist der Lohn, den ihr so großer Liebe bestimmtet. Nun gut, ihr könnt zufrieden sein, ich bin jetzt auf mein ganzes Leben lang unglücklich. Ich habe übrigens kein Recht, mich zu beklagen; schon lange sah ich mein Unglück voraus, alles kündigte es mir an; aber die Liebe hatte mich verblendet, und ich glaubte, euer Herz gleiche dem meinigen. Trotz meiner Bitten habt ihr es dahin gebracht, daß ihr mich sahet. So vernehmt denn jetzt meine Geburt und eurer Neugierde soll nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. Mein Vater war Kaiser von Konstantinopel; ich habe durch seinen Tod dieses schöne und große Reich geerbt, das meine Zärtlichkeit bald euch anbieten zu können hoffte, und das Land, auf dem ihr jetzt athmet, gehört ebenfalls zu meinen Staaten. Um mich des Ranges, zu dem ich bestimmt war, würdig zu machen, fand mein Vater sein Vergnügen darin, mit großer Sorgfalt meine Kindheit zu erziehen. Er gab mir Lehrer in allen Wissenschaften. So lernte ich die sieben Künste, die Kraft der

Pflanzen, die Heilung der Krankheiten und die Wissenschaft der Zauberei. Mit fünfzehn Jahren hatte ich meine Lehrer in der schwarzen Kunst bereits übertroffen, und es gab keinen Menschen in der Welt, der sich in diesem Punkt mit mir hätte messen können; aber ausgenommen in einigen Augenblicken, wo ich den Kaiser ergötzen wollte, wandte ich die Geheimnisse meiner Kunst nur an, um euch hieher zu locken, euch vor meinen Unterthanen zu verbergen und euch glücklich zu machen. In diesem Augenblick ist sie durch den Fehler, den ihr so eben begangen habt, zu nichte geworden. Ich habe keine Zaubermacht mehr und werde fortan, so lange ich lebe, kein einziges Wunder mehr verrichten können. Ihr selbst werdet des Zeuge sein und leider werdet ihr, wie ich, das Opfer werden. Mit dem Tag wird meine Schmach beginnen. Dann wird mein Hof, meine Schwester und die Frauen meines Gefolges in dieses Zimmer kommen; man wird mich mit euch in diesem Bette sehen; noch einmal, ich kann es nicht hindern und ich werde nicht einmal sterben dürfen, um mich der Schmach und Verzweiflung zu entziehen.

Welches Eisenherz wäre durch so sanfte Vorwürfe nicht erweicht worden! Parthenopex war ganz zerknirscht, aber er fühlte sich so schuldig, daß er es nicht einmal wagte, um Verzeihung zu bitten.

O wie thöricht ist die Frau, die den Versprechungen eines Liebhabers traut! fuhr die Unglückliche fort. Sobald wir ihnen zu ihren Freuden nicht mehr nothwendig sind, lassen sie uns im Stich und alle gleichen einander. Ihr habt dies Bei-

spiel der Verdorbenheit befolgt, mein lieber Parthenoper: ja, ihr liebt eine andere, der ihr mich verrathen habt. Aber seid wohl auf eurer Hut! Unter den Rittern, die mein Hof in diesem Augenblicke verbirgt, sind mehrere, die mir zu gefallen suchten: denkt euch, wie groß ihr Muth sein wird, wenn sie erfahren, daß ihr mein Bette getheilt, und was ihr von ihnen zu befürchten habt, wenn ich euch nicht vertheidige! Und, mein schöner Freund, weder ihr Zorn, noch selbst meine Schmach, so groß sie auch sein mag, betrübt mich so sehr, als das Unglück, euch verloren zu haben. Du warst mein Vergnügen und meine Freude, mein Stolz, meine Hofnung und alles, was ich für mein ganzes Leben an Glück auf der Welt wünschte; fortan wirst du mir nichts mehr sein, als Thränen, Schmerz, Kummer und ewige Trauer. Man kann sich über den Verlust von Reichthum trösten, dieser läßt sich wieder ersetzen; aber wenn man die Ehre und den Geliebten auf einmal verloren hat, dann darf man nur noch leben, um zu weinen.

So sprechend brach die unglückliche Kaiserin in Thränen aus. Parthenoper seinerseits raufte sich die Haare und verwünschte die Gräfin und den Bischof.

Ich verdiene den Tod, sprach er, ich habe euch verrathen, ich habe euch entehrt und mein Verbrechen ist unverzeihlich; aber dieser schwarze Plan wurde nicht von mir selbst entworfen. Mein Herz, dem ihr so theuer seid, hätte ihn nie gefaßt. Es ist wahr, ich hätte ihn mit Abscheu verwerfen sollen und ich muß mein Verbrechen gestehen. Ich verlange

aber auch nicht, daß ihr mir verzeihen sollt. Statt mich zu vertheidigen, überlaßt mich vielmehr der Strafe eurer Ritter, damit sie mich umbringen; ich will es, ja ich will es, der Tod wird wenigstens meinen Qualen ein Ende machen.

Während er so sprach, begann der Tag zu grauen. Jetzt traten die Frauen und Jungfrauen, welche die Kaiserin bedienten, nebst den Königs- und Fürstentöchtern, die ihre Gesellschaft bildeten, in ihr Gemach. Ihr Erstaunen war außerordentlich, als sie einen Mann bei ihr sahen, und trotz ihrer Ehrerbietung tadelten sie die Kaiserin, daß sie ohne Schaam einem Unbekannten preisgebe, wornach gekrönte Fürsten sich so feurig sehnen. Man kann sich denken, in welch schrecklicher Lage Parthenoper bei diesen Vorwürfen war; er wünschte sich in diesem Augenblick in die tiefsten Tiefen der Hölle. Da es indeß immer heller wurde und die Frauen den begünstigten Liebhaber besser sehen konnten, so geriethen sie in Verwunderung über seine Reize. Eine nach der andern trat heran, um den schönen Jüngling zu betrachten: ja selbst die stolzesten, diejenigen, die am meisten Zorn gegen ihn gezeigt hatten, konnten sich deß nicht erwehren. Ihre Augen strahlten von milderem Feuer und keine einzige hatte, sobald sie ihn gesehen, Kraft genug, ihm einen Vorwurf zu machen. Inzwischen trat Urrake, die Schwester der Kaiserin, in's Zimmer. Man hatte sie geweckt, um ihr das unselige Abenteur ihrer Schwester zu erzählen, und sie war alsbald nur halbgekleidet herbeigelaufen. Als sie erschien, zogen sich die Frauen alle zurück. Urrake war schön und ausnehmend wohl-

gestaltet: man hätte sie im ganzen Kaiserreich bewundert, wenn Melior nicht gewesen wäre; besonders aber besaß sie einen kostbaren Vorzug, nämlich ein zärtliches Herz, und obschon dieses Herz noch nicht geliebt hatte, so hatte es doch Mitgefühl für die Schwachheiten der Liebe. Da sie die Neigung ihrer Schwester seit einiger Zeit von Melior selbst wußte, so waren ihre ersten Worte, daß sie um Gnade für Parthenopex bat.

Ihr habt ihn geliebt, sagte sie, und sicherlich konntet ihr keinen eurer würdigeren Liebhaber wählen. Ich habe selbst auf den Gesichtern derjenigen, die euch zu tadeln wagten, gelesen, daß sie euer Glück beneiden. Er ist strafbar, das gebe ich zu; aber man hat seine Jugend und Unerfahrenheit irre geführt. Er bereut seinen Fehler nur zu sehr, und jeder Fehler ist verzeihlich.

Ach! antwortete Melior, wie leicht ist es euch, von Liebe zu sprechen, während ihr selbst nichts davon empfindet, und ein verzweifeltes Herz zu trösten, während ihr glücklich seid! Es ist aus und vorbei, es giebt kein Heilmittel mehr für meine Leiden und ich kann ihm nicht mehr verzeihen.

Ich weiß, liebe Schwester, versetzte Urrake, welche Ursache ihr zum Kummer habt; aber wenn man jung, schön und im Besitz eines großen Reiches ist, kann man sich da unglücklich nennen? Folget mir, vergeßt ein Unrecht, das noch gut gemacht werden kann, und die Gnade, die ihr schenkt, möge das Pfand einer neuen Liebe sein.

Großer Gott, wie könnte ich denjenigen lieben, der mich

ohne Grund verrathen, denjenigen, der mich mit Schmach überhäuft hat und um dessen willen ich nicht mehr wage, meine Augen über die Erde zu erheben! Nein, ich kann es nicht. Ich hatte bereits seinen ersten Fehler entschuldigt und das war unklug; wenn ich auch diesen entschuldigen wollte, so würde ich bald noch anderes zu verzeihen haben, oder vielmehr ich müßte in ewiger Angst und ewigem Kummer leben. Möge er seine Tage im Frieden hinbringen, ich wünsche es, aber jedes Band zwischen uns ist auf immer zerrissen.

Ja, meine liebe Melior, noch einmal, ihr habt Gründe, euch zu beklagen, und um so gewichtigere Gründe, da eure Gefälligkeiten gegen ihn öffentlich geworden sind; aber gerade diese Öffentlichkeit kann euch zur Entschuldigung dienen. Schon lange dringen eure Barone in euch, daß ihr euch einen Gemahl wählen sollt; erklärt ihnen nun, daß dieser Gemahl Parthenoper ist. Er hat die beiden Eigenschaften, die sie verlangen, Tapferkeit und Schönheit. Wie könnten sie sich weigern, den Helden Frankreichs als ihren Herrn anzuerkennen!

Nein, erklärte Melior, nein, ich werde niemals denjenigen zu meinem Herrn machen, der mich entehrt hat. Meine liebe Urrake, o! ich wiederhole es, ihr kennet die Liebe und ihre Schmerzen noch nicht. Die Verdrießlichkeiten, die ein Geliebter verursacht, sind schrecklich: es giebt keine Qualen, die ihnen gleichkommen. Vermehrt die meinigen nicht durch eure Reden, ich beschwöre euch darum, und zum letztenmal, sprecht mir nie mehr von ihm.

Urrake betrübte sich sehr über diese Antwort, denn sie war Parthenoper von Herzen zugethan; sie wagte es jedoch nicht, noch mehr zu seinen Gunsten zu sprechen, und fügte blos hinzu: Es ist wahr, ich wußte nicht, was Liebe ist, aber da sie so viel Unglück verursacht, da ihr Zorn so furchtbar ist, so will ich sie auch nicht kennen lernen.

Während dieser Zeit weinte Parthenoper und härmte sich ab, ohne auch nur zu hören, was man für oder gegen ihn sagte, so sehr war er niedergeschlagen; endlich stand er auf. Jetzt kamen die Frauen zurück, um ihm seine Kleider zu bringen, und alle in die Wette stritten sich um das Glück, ihn zu bedienen; aber es waren nicht mehr jene prachtvollen Kleider, die ihm seine Freundin zu seinem Schmucke gegeben hatte, sondern die nämlichen Kleider, die er trug, als sie ihn im Ardennenwalde irre führte: seine einfachen Sporen ohne Gold noch Silber, seine Hosen, welche die Zeit zu kurz gemacht hatte, sein Gürtel aus irländischem Leder, mit den Jagdgeräthschaften versehen; mit einem Wort, sein ganzer Jagdanzug. Als er angezogen war, gab ihm Urrake sein elfenbeinernes Horn, das er um den Hals hängte, und legte ihm selbst seinen grüntuchenen Mantel mit grünem Futter um die Schultern; er knüpfte ihn fest und ging dann hinaus, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Die Frauen verfolgten ihn mit den Augen, so lange sie konnten; ja ohne die Anwesenheit der Kaiserin und die tiefe Traurigkeit, in die sie versunken schien, hätten sie vielleicht Versuche gemacht, ihn zurückzuhalten; alle aber bedauerten seine Abreise und alle

weinten. Selbst die zwei Hunde, die Melior ihm zur Gesellschaft gegeben hatte, schienen Mitgefühl für sein Unglück zu haben; aber sie liebkosten ihn nicht mehr und hörten auf, ihm zu folgen. Die gute Urrake war die einzige, die den von allen Verlassenen nicht verließ; sie wollte ihn aus Freundschaft zum Pallaste hinaus geleiten und das war klug von ihr, denn ohne sie wäre er verloren gewesen. Alle die Grafen, Herren und Ritter, die Melior zugethan waren, sei es nun aus bloßem Diensteifer oder aus Hofnung, ihre Hand zu erhalten, lauerten ihm auf dem Wege auf, um sich zu rächen. Die Ehrfurcht, die sie Urraken schuldeten, hielt sie in Schranken; gleichwohl zogen sie mit Schmähreden gegen ihn los, ja mehrere ließen sich sogar solche gegen ihre Gebieterin entfahren. Als Parthenopex den Pallast verließ, traf er sein altes Pferd mit seinem alten Geschirr und seinem Jagdsattel. Ein segelfertiges Schiff wartete sein am Hafen, Urrake hieß ihn es besteigen, aber in dem Augenblick, wo sie ihm Lebewohl sagen wollte, wurde sie von dem Zustand der Verzweiflung, in dem er abreiste, gerührt. Sie konnte sich nicht entschließen, ihn so sich selbst zu überlassen, und beschloß daher, sich mit ihm einzuschiffen, um ihn bis nach Blois zu geleiten. In der That schien mir nie ein Mann von so bitterem Schmerz verzehrt. Seine Traurigkeit blieb sich während der vierzehn Tage, welche die Reise dauerte, gleich. In Nantes angelangt, schiffte er die Loire aufwärts; endlich, als er nahe bei Blois war, setzte ihn die Prinzessin mit seinem Pferde auf das Ufer aus; sie ermahnte ihn, sich zu trö-

ften, und kehrte dann zu ihrer Schwester zurück. Jetzt erst fühlte er die ganze Bitterkeit seines Schicksals; dieses Ufer war dasselbe, auf dem ihn in den glücklichsten Zeiten, in denen er von Melior geliebt wurde, das Zauberschiff zweimal abgesetzt und abgeholt hatte. Wie schrecklich dagegen war jetzt seine Lage! Bei diesem Gedanken wollte sich ihm das Herz zerspalten, ein allgemeines Schaudern befiel ihn und er sank bewußtlos auf den Sand. Zwanzigmal hinter einander kam er wieder zum Bewußtsein, um es aufs Neue wieder zu verlieren; endlich rief er: Warum bin ich geboren, da ich zu diesem schauderhaften Schicksal bestimmt war! Warum bin ich nicht wenigstens gestorben, ehe ich die Schönheit kennen lernte, die ich verrathen habe! Ach! sie hatte mir ihr Herz und ihr Leben geschenkt, und ich Unglücklicher, ich habe sie mit Schmach bedeckt.

Indem er sich diesen traurigen Betrachtungen überließ, blieb Parthenoper den ganzen Tag über unbeweglich am Ufer sitzen. Endlich, als die Nacht ihn vertrieb, bestieg er sein Pferd und ritt im Trab zur Stadt hinein. Der Pförtner, der ihn erkannte, beeilte sich, ihm zu öfnen; als er ihn aber in alten Kleidern, blaß, traurig und weinend sah, so weinte der gute Diener ebenfalls. Der Graf war so ganz außer sich, daß er, ohne zu bedenken, was er that, in seinen Saal hinein ritt. Seine Ritter halfen ihm absteigen: aber umsonst begrüßten sie ihn, umsonst suchten sie ihn durch ihre Reden aufzuheitern; er antwortete ihnen nichts und verschloß sich alsbald in einem andern Zimmer. Die Gräfin, seine Mut-

ter, kam sogleich herbeigelaufen, klopfte an die Thüre und rief ihn bei seinem Namen.

Ihr habt mich betrogen, antwortete er; durch eure treulosen Räthe und euer fluchwürdiges Geschenk habe ich mich verleiten lassen, die Gebieterin meines Herzens zu verrathen. Lebt wohl auf immer, sucht euch einen andern Sohn, denn fortan bin ich nicht mehr der eure!

Bei diesen Worten zerschlug sich die alte Frau ihre Brust, sie bat ihren Sohn um Verzeihung und betheuerte, sie habe gewiß nicht sein Unglück gewollt, sondern im Gegentheil ihm einen Dienst zu erweisen gesucht.

Der König wird sogleich hierher kommen, setzte sie hinzu, er wird mit dir von seiner Nichte sprechen, wirst du es wohl noch länger wagen, die Gemahlin, die dir dein Herr gegeben hat, auszuschlagen! Und ist es nicht weit besser, im Schooß seiner Familie geehrt und hochgeschätzt zu leben, als sich in einem fremden Lande bei einer unbekannten Frau in Dunkelheit zu begraben? Wenn du übrigens nichts als eine Freundin willst, für die eine, die du verloren hast, kannst du leicht tausend andere finden. Wo wäre in Frankreich die Frau, die sich nicht schmeicheln würde, von Parthenoper geliebt zu werden? Lieber Sohn, habe Mitleid mit uns; deine Ritter erwarten dich, komm und verbreite Fröhlichkeit unter diesen braven Leuten, die dich lieben, und die dein Kummer untröstlich macht. Betrübe nicht die Franzosen, die entzückt herbeieilen, um ihren Retter wieder zu sehen. Wenn irgend jemand strafbar ist, so bin ichs: wende deinen Zorn

gegen mich allein, aber strafe nicht deine Freunde und Diener für ein Verbrechen, das sie nicht begangen haben.

Diese Worte machten einigen Eindruck auf Parthenoper; bei der Stimme seiner Mutter wurde sein Inneres einen Augenblick gerührt, besonders gieng ihm nahe, was sie über seine Ritter sagte, denn die Anhänglichkeit dieser treuen Waffengenossen hatte ihm geschmeichelt, und er machte sich Vorwürfe, daß er sie so schnell erwidert habe. Aber sein Schmerz war so stark, daß er alles andere überwog; er öfnete nicht und brachte die ganze Nacht unter Thränen zu. Seine Ritter waren indeß beinahe eben so traurig, wie er; keiner von ihnen wollte sich zur Ruhe begeben. Sie kamen jeden Augenblick einer nach dem andern, um an seiner Thüre zu lauschen, ob er noch schluchze, und entfernten sich dann tiefbetrübt. Bald verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft und seinem Kummer. Der König schickte ihm, um ihn zu trösten, diejenigen von seinen Bischöfen, Erzbischöfen oder Geistlichen, die am besten schöne Worte machen konnten. Sie hielten lange Reden an ihn, auf die er keine Silbe antwortete, und mußten weinend wieder abziehen. Endlich kamen seine Anverwandten und Freunde selbst, brachten aber eben so wenig zu Stande. Entschloßen zu sterben, aß er nur noch viermal in der Woche und zwar nichts als Gersten- oder Haberbrod, sein Getränk bestand aus Wasser; er ließ sich Nägel und Haare wachsen, wusch sein Gesicht nicht mehr, legte seine Kleider nicht ab und führte so ein ganzes Jahr lang das Leben eines Büßenden. Er war nicht mehr jener

blühende schöne Jüngling, an dem sich die Augen nicht satt sehen konnten, sondern blaß und mager, so daß man ihn kaum mehr erkannte. Bereits hatte er nicht mehr Kraft genug, allein das Bett zu verlassen; wenn er gehen wollte, so mußte man ihn stützen. Was übrigens seine Kräfte am meisten schwächte, war weniger dieses strenge Fasten, zu dem er sich verdammt hatte, als die verzehrenden Gedanken, denen er sich mit schmerzlichem Vergnügen hingab. Tag und Nacht seufzte er, Tag und Nacht schwebte der Name Melior auf seinen Lippen. Endlich wurde er es müde, den Tod zu langsam für seine Wünsche herannahen zu sehen, und er beschloß, ihn zu beschleunigen; aber der Tod, den er sich zu geben gedachte, war ein schrecklicher. Er faßte den Entschluß, sich in den Ardennenwald zu verfügen und dort den wilden Thieren preis zu geben, um von ihnen gefressen zu werden.

Auf diese Art, sagte er, muß derjenige sterben, der seine Geliebte betrogen hat.

Die Ausführung des Planes, den Parthenoper gefaßt hatte, war nicht leicht, denn man hatte ihm alle seine Waffen weggenommen und beobachtete ihn sehr sorgfältig. Er konnte sie nur durch eine Art List wieder erlangen und griff die Sache folgendermaßen an. Er hatte in seinen Diensten einen jungen Knappen, Namens Guillemot, den Sohn eines sarazenischen Königs, den sein Vater nach Frankreich geschickt hatte, um die Sprache dieses Landes zu erlernen und die Sitten seiner Einwohner sich anzueignen. Guillemot liebte seinen Herrn Parthenoper zärtlich. Der Graf liebte ihn gleich-

falls sehr: ja er war der einzige, dessen Dienste er bisher angenommen, und der einzige, den er beauftragt hatte, ihm alle zwei Tage das Wasser und das rauhe Brod zu bringen, wovon er sich nährte. Eines Abends, als der Knappe mit dieser elenden Kost hereintrat, sprach Parthenoper zu ihm: Mein lieber Guillemot, ich muß gestehen, daß mein Betragen bisher gar zu unverständig war; ich sehe mein Unrecht ein und will endlich die Stimme der Vernunft hören. Ich wende mich an dich, du kannst mir helfen.

Man kann sich denken, wie groß das Entzücken des treuen Knappen war, als er diese Worte hörte. Freudenthränen stürzten aus seinen Augen. Er warf sich seinem guten Herrn zu Füßen und schwor, ihm in allem zu dienen, und müßte er auch sein Leben opfern.

Geh, sattle mein Pferd, versetzte Parthenoper, und führe es mir her, wenn alles zu Bette ist. Wir wollen zusammen ausreiten und ich gedenke mich im Freien zu zerstreuen. Vor allem aber nimm dich wohl in acht, daß man dich nicht sieht.

Guillemot gehorchte, ohne im mindesten zu argwöhnen, daß er betrogen wurde. Er führte zwei Pferde her, schnallte dem Grafen die Sporen um, half ihm auf sein Pferd steigen und ritt voll Freude mit ihm zur Stadt hinaus. Am Ufer der Loire angelangt, schlug er ihm vor, sich zu baden, um die glückliche Veränderung, die er versprochen hatte, mit seinem Äußeren zu beginnen.

Mein Freund, antwortete Parthenoper mit matter Stimme, weder dieser Grund, noch der Wunsch spazieren zu rei-

ten, hat mich bestimmt, Blois zu verlassen, sondern ich bin müde, so lange zu dulden und will endlich unter den Zähnen der Ungeheuer in den Ardennen meine Schmerzen endigen.

Als Guillemot diese Worte hörte, überkam ihn ein solcher Schmerz, daß ihm die Stimme versagte, um zu antworten. Endlich bat er schluchzend um Erlaubnis, seinem Herrn bis in den Wald zu folgen, um dort mit ihm zu sterben.

Nein, antwortete der Graf, ich muß sterben, weil ich meine Geliebte verrathen habe. Du aber, der du keinen Grund hast, das Tageslicht zu hassen, lebe, mein Freund: kehre in deine Heimath zurück, um das Glück deines Vaters zu machen, und möge der Himmel euch beiden lange Jahre ohne Kummer schenken!

Lieber Herr, antwortete der junge Sarazene, sprecht mir nicht von Vaterland, noch von Glück. Ich habe euch mein Leben gewidmet, als ich in euren Dienst trat; ich verlasse euch nicht mehr und nur der Tod soll mich von euch trennen.

So sprechend drohte er, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn die erbetene Erlaubnis ihm verweigert würde. Parthenopex konnte einer so zärtlichen Anhänglichkeit nicht widerstehen. Überdies erlaubte ihm seine Schwäche nicht, weder allein auf- noch abzusteigen und ein Knappe wurde ihm nothwendig. Er gestattete daher Guillemot, ihm zu folgen, nahm sich aber fest vor, sich von ihm zu trennen, sobald er in der Nähe des Waldes angelangt wäre. Guillemot war sehr erfreut, trocknete seine Thränen und folgte nach. So ritten

sie beide fort, bis es Tag wurde. Dann hielten sie an, um nicht erkannt zu werden, und so lange sie auf französischem Gebiete waren, zogen sie nur bei Nacht weiter. Erst als sie die Grenzen überschritten hatten, ließen sie diese Vorsicht aus den Augen; aber nun trennte sich auch Parthenoper von Guillemot. Zuvor aber trat er mit ihm in eine Kirche und ließ ihn daselbst taufen. Der Graf selbst war sein Pathe und er erhielt den Namen Anselet. So gab ihm Parthenoper gleichsam zum Abschiede die Wohlthat des Christenthums und führte darauf seinen Entschluß aus, sich von ihm zu trennen. Er benützte hiezu die Zeit, wo dieser schlief, und ritt allein weiter. Zwar sah er voraus, daß er durch diese Flucht das Herz des guten Jünglings schmerzlich betrüben würde, aber auf die andere Art hätte er ihn ins Verderben gestürzt, und sicherlich war es noch besser, ihn auf einige Augenblicke in Trauer zu versetzen, als einem gewißen Tode entgegen zu führen. Mit Tagesanbruch wachte Anselet auf und kleidete sich sogleich an, um seinen Herrn zu bedienen. Aber wie groß war sein Schmerz, als er ihn nicht mehr sah. Er rief ihm mehreremale, er suchte ihn überall und rief endlich aus: Ach, Herr! ihr habt mich betrogen, aber obschon ihr von mir geflohen seid, so werde ich euch doch bis zum Tode begleiten.

Zugleich sattelte er sein Pferd und ritt aufs Gerathewohl hinter dem Grafen drein. Auf diese Art zog er den ganzen Tag weiter, fragte alle, denen er begegnete, nach Parthenoper, suchte ihn in der Ferne mit den Augen, rief ihm aus

Leibeskräften und änderte zwanzigmal hinter einander seinen Weg, um ihn aufzufinden. Die Nacht überfiel ihn während dieser vergeblichen Nachforschungen. Jetzt war er genöthigt, anzuhalten, und er härmte sich sehr ab. Indeß war der Graf schon seit mehreren Stunden in den Ardennen angelangt. Er hatte sein Pferd schon an die gefährlichste Stelle des Waldes getrieben. Hier befanden sich in der That Löwen, Leoparden, schreckliche Schlangen und wilde Thiere aller Art. Er hörte sie zu seinen Seiten zischen und brüllen, und schmeichelte sich, daß sie über ihn herstürzen würden; aber kraft der Beständigkeit des Misgeschicks, das die Unglücklichen immer verfolgt, verschonten sie ihn: denn so groß ist oft die Widerwärtigkeit hienieden: wer leben will, der stirbt, und der Unglückliche, der zu sterben begehrt, lebt wider seinen Willen. Parthenoper meinte im Anfange, die Thiere fürchten sich, heran zu nahen, weil sie von seinem Pferde erschreckt seien. In diesem Glauben stieg er ab, überließ es sich selbst und setzte sich einige Schritte von da auf einen spitzigen Felsen. Im Augenblick erschien ein ungeheurer Löwe, aber er stürzte sich auf das Pferd los und biß es grausam. Das verwundete Thier entledigte sich aber seiner und entfloh athemlos durch den Wald bis ans Ufer des Meeres. Hier begann es, gleich als wollte es um Hilfe rufen, so stark und so lange zu wiehern, daß das Gestade fernhin ertönte. In diesem Augenblick kam ein Schiff vorbei, worauf eine Königstochter fuhr, die nach ihrem Schlosse reiste. Die Jungfrau hörte das Wiehern und machte ihren Lootsen Maruk darauf aufmerksam.

Edles Fräulein, antwortete dieser, ich habe es wie ihr gehört, aber es kommt aus der Öde des Ardennenwaldes. Ohne Zweifel gehört dieses Pferd einem Unglücklichen, der an dieser Küste Schiffbruch gelitten und sich im Walde verloren haben wird. Vermuthlich wird er daselbst umkommen. Übrigens, wenn ihr es erlaubtet, so wollen wir, meine Kameraden und ich, ans Land steigen, um ihn zu suchen. Vielleicht würde es uns gelingen, ihn zu finden, denn der Mond scheint hell und der Himmel ist sehr klar, und in diesem Fall hätten wir das Glück, eine Seele gerettet zu haben.

Möge der Himmel ihn erhalten, ich wünsche es von ganzem Herzen, versetzte das Fräulein; aber um sein Leben zu retten, wollen wir wahrhaftig das unsrige nicht in Gefahr setzen.

Das werden wir auch nicht, edles Fräulein. Ich weis ein Zaubermittel, das diese wilden Thiere in den Ardennen alle mit einander bezaubern kann, und kraft dessen wir ohne Gefahr in den Wald dringen werden.

Maruk war ein weiser und geschickter Greis, der während seines Lebens viel gesehen und viel gelernt hatte. Seine Erfahrung war so bekannt und er gab sein Versprechen mit solcher Zuversichtlichkeit, daß die edle Jungfrau selbst ans Land zu steigen beschloß, um an der guten Handlung, die er vorgeschlagen hatte, Theil zu nehmen. Man setzte also einen Nachen aus und landete. Nachdem Maruk seine Zauberformel gesprochen, drang er in den Wald. Bei seiner

Erscheinung flohen die Schlangen, die Drachen und die Tiger voll Entsetzen, oder drückten sie sich auf die Erde, gleich als wollten sie seine Blicke vermeiden. Bald bemerkte er Blut; es war dasselbe, welches das Pferd durch seine Wunde verloren hatte. Er verfolgte die Spur und gelangte an den Ort, wo Parthenoper saß. Als dieser sich durch diese Schaar entdeckt sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus. Bei dem Geräusch, das er machte, drehte die Jungfrau den Kopf und bemerkte einen Mann, dessen Äußeres die größte Verzweiflung ankündigte. Seine Kleider waren zerrissen, seine Haare wild verworren, seine Lippen trocken, seine Augen roth, seine Wangen endlich blaß und von Thränen gefurcht. Gerührt von Mitleid bei diesem Anblick näherte sie sich ihm, um ihn begrüßen. Er hörte im Anfang nichts, so sehr war er in seinen Schmerz versunken. Als sie aber mit lauterem Tone den Wunsch wiederholte, ihn glücklicher zu sehen, antwortete er: Möge der Himmel euch glücklich machen, edle Frau, ich verzichte darauf.

Sofort bat sie ihn, zu sagen, durch welches seltsame Abenteuer er sich in diesem Walde verlassen und in dem unglücklichen Zustande, den er andeute, befinde. Er ersuchte sie dagegen, ihn nicht weiter durch unnütze Fragen zu belästigen und sich zu entfernen, um ihn sterben zu lassen. Der Ton, womit er dieses aussprach, rührte das Fräulein bis zu Thränen. Sie stieg von ihrem Maulthier ab und beschwor den Unglücklichen von Neuem, ihr zu sagen, ob sie seinen Kummer nicht auf irgend eine Art lindern könne.



Meine Leiden sind zu groß, antwortete er, sie gestatten kein Heilmittel. Übrigens will ich sie auch nicht heilen, sondern komme hierher, um sie zu endigen, und bitte euch noch einmal, eures Weges zu ziehen und euch dem Glück, das ich erwarte, nicht zu widersetzen.

Nein, Herr, so sehr ihr auch bitten möget, so wird mich doch nichts von hier entfernen, außer wenn ihr die Gefälligkeit haben werdet, mir euern Namen und eure Heimath zu sagen.

Ich weiß, edle Frau, welche Ehrfurcht ich dem Range, den eure Kleider ankündigen, und vor allem eurem Geschlechte schuldig bin. Aber ihr erniedrigt euch, den verächtlichsten und ruchlosesten der Menschen zu bitten. Ich bin ein Elender, der die schwärzeste aller Verrätherelen begangen hat. Dies ist mein Name, da ihr ihn wissen wollt, ich habe keinen andern und darf keinen andern mehr haben.

Und ich, Herr, will euch den meinigen sagen, und wäre es auch nur, um euch zu zeigen, daß ich von eurer Seite vielleicht einige Rücksichten verdiene. Ich bin die Tochter eines Kaisers, meine Schwester ist Kaiserin und ich bin im Begriff, Königin zu werden. Seht, das ist diejenige, gegen die ihr einige Gefälligkeit zu zeigen verschmähtet, obschon sie sich eures Unglücks erbarmt hat; mit einem Wort, ich heiße Urrake.

Bei dem Namen Urrake erröthete Parthenopex vor Schaam und schlug die Augen nieder; aber dieser Name, der ihm sein Verbrechen und seine Liebe zurückrief, ergriff ihn mit so

schmerzlicher Gewalt, daß er das Bewußtsein verlor. Urrake schloß ihn in ihre Arme, um ihn wieder zu sich zu bringen; und jetzt erst erkannte sie ihn wieder. Ihre Augen konnten die seltsame Veränderung, welche die Traurigkeit an ihm hervorgebracht hatte, nicht genugsam betrachten, und was aus diesem Jüngling, vormals dem schönsten auf der ganzen Erde, geworden war. Sie beschloß, ihn aus dem Walde zu führen und mit sich auf ihr Schiff zu nehmen, aber um seine Einwilligung hiezu zu erhalten, mußte sie ihn täuschen. Sie stellte sich daher, als hätte sie ihm eine frohe Botschaft zu verkünden und sprach zu ihm: Herr, ich danke Gott, daß er euch hier in meinen Weg geführt hat und mir eine unnöthige Reise nach Frankreich erspart ist, wo ich euch auf Befehl meiner Schwester aufsuchen wollte. Nachdem sie euch einige Zeit in bitterem Kummer gelassen, hat sie endlich eure Rechtschaffenheit anerkannt und eurer Liebe Gerechtigkeit angethan; wenn ihr sie beleidigt habt, so hat ein Jahr der Thränen euren Fehler wohl getilgt. Kommt, Herr, empfangt eine Verzeihung, die ich euch selbst mit Vergnügen überbringen wollte. Melior schenkt euch ihr Herz wieder, sie will eure Gemahlin werden; trocknet also eure Thränen, da das Glück euch aufs Neue lächeln wird. Kommt mit mir, wir wollen einige Zeit zusammen auf meinem Schlosse Salence zubringen; sobald ihr dann die Frische und Blüthe der Gesundheit wieder erlangt habt, die euch vormals schmückten, so wollen wir mit einander zu derjenigen fliehen, die euch liebt.

Diese süßen Worte gaben Parthenopex das Leben wieder.

Urrake, rief er, theuerste Urrake, täuschet ihr mich nicht? Ist es auch wahr, daß meine Frau mir verzeiht und daß sie sich der Leiden erbarmt, die mein Verbrechen nur zu sehr verdient hatte? Wie? ich sollte in ihrem Herzen noch Liebe finden, und Melior, die ich so schändlich verrathen habe, könnte sich entschließen, mich aufs Neue ihren Freund zu nennen?

Ja, mein lieber Parthenoper, und ich flöße euch keine falsche Hofnung ein; übrigens müßt ihr diejenige kennen, von der ich spreche, und ihr wißt, daß ihr Herz zu zärtlich ist, als daß sie lange leben könnte, ohne euch zu lieben.

Ach ja! das ist meine Melior: auf der ganzen Erde ist keine Frau, die ihr gliche, und wohl erkenne ich sie an diesen Zügen. Urrake, von diesem Augenblick mache ich mich zu eurem Knecht; führt mich, wohin euch beliebt, ich folge euch ohne Sträuben und werde nie vergessen, welche Wohlthat ihr mir erzeigt habt. Ach, als ich nach meiner Schandthat von ihr verjagt wurde, da waret ihr freundlich genug, mich zu entschuldigen; ihr wandtet alles an, wozu euch der Name Schwester berechtigte, um mir ihre Güte wieder zuzuwenden: Dieser neue Dienst ist der zweite, den ich euch verdanke.

Parthenoper verließ wirklich seine Einsamkeit und ging mit Urrake und Parsewis, ihrer Muhme, auf ihr Schloß Salence, wo er lange Zeit bei den Frauen lebte. Vom Morgen bis zum Mittag waren die beiden Frauen nur beschäftigt, ihn von seinem Kummer abzulenken und ihn durch ihre Gespräche, durch verschiedene Spiele ihrer Erfindung und durch immer neue Vergnügungen aufzuheitern. Zu-

weilen gaben sie ihm, um seine Hofnung zu nähren und seine Heiterkeit dadurch zu vermehren, falsche Briefe von Melior, die voll Liebe waren. Dies war zwar eine Lüge, aber wer möchte sie darum tadeln? Diese Lüge machte ihn glücklich! Wirklich erhielt er in kurzer Zeit seine Reize und ursprüngliche Schönheit wieder, und zwar zum Unglück seiner Trösterinnen. Alle beide entbrannten in Liebe gegen ihn, und ach! großer Gott, wo ist die Frau, die sich nicht in ihn verliebt hätte! Wie oft beneidete nicht Urrake jeden Tag das Glück Meliors! Gleichwohl schätzte sie immer in ihm den Geliebten ihrer Schwester und beschränkte sich auf eine zärtliche Freundschaft, die fast eben so lebhaft war, wie die Liebe. Was Parsewis anbelangt, so verbrachte sie ihre Tage mit Seufzen und mit Klagen. Ihr einziges Vergnügen war, diesen so vollendeten Mann zu betrachten, diesen herrlichen Wuchs, diese zauberischen Augen, dieses vollkommene Gesicht; und nie konnte sie ihn ansehen, ohne daß ihr Leiden sich dadurch vermehrt hätte. Dennoch trug sie Sorge, ihren Schmerz unter einer erkünstelten Freude zu verbergen. Überrascht durch die lange Abwesenheit ihrer Schwester schrieb die Kaiserin ihr einen Brief voll Freundlichkeit, worin sie sich beklagte, daß sie von ihr so verlassen worden sei. Urrake wagte es nach so zärtlichen Vorwürfen nicht, länger in Salence zu bleiben, so gern sie auch dort war; sie reiste ab, zur großen Zufriedenheit der Parsewis, die sich nun mit Perthenoper allein befinden sollte. Dieser aber betrübte sich über die Abreise seiner treuen Freundin und bat sie, bald zurück zu kom-

men. Ach! sie war noch weit betrübter als er, daß sie ihn verlassen mußte; aber sie ging, um für sein Bestes zu wirken. In Chesdvire angelangt wurde sie mit allen erdenklichen Liebkosungen empfangen. Melior, die es drängte, ihr Herz gegen sie auszuschütten, führte sie in ihren Obstgarten und setzte sich daselbst ins Gras unter dem Schatten eines Apfelbaumes. Der Baum stand in der Blüthe, denn es war Frühling; in einer andern Gemüthsverfassung hätte der Anblick dieser anmuthig gestreiften Blüthen und der Wohlgeruch, den sie verbreiteten, ihr vielleicht gefallen. Jetzt aber konnte sie im Anfang nur weinen, denn sie wagte und vermochte es nicht, ein einziges Wort vorzubringen; endlich jedoch rief sie seufzend: Ach! wie unglücklich bin ich, daß ich geliebt habe!

Dann setzte sie nach einem Augenblicke Stillschweigens hinzu: Doch, laßt uns von etwas anderem sprechen.

Niemals, antwortete Urrake, habe ich ein so seltsames Betragen gesehen, wie das eurige; seit euer Geliebter abgereist ist, habt ihr ihn unaufhörlich beweint; jeden Tag unterhieltet ihr euch von ihm und heute verbietet ihr mir, über ihn zu sprechen. Aber, entweder täusche ich mich, oder euer Herz liebt ihn immer noch. Warum euch vor mir verstellen? Ach, meine Schwester, ist dies der Lohn für die Freundschaft, die ich euch schon so lange gewidmet habe?

Ihr und Freundschaft? rief Melior; nein, ihr habt keine mehr für mich: wenn ihr mich geliebt hättet, so hättet ihr mich nicht so verlassen.

Nun gut, erwiderte Urrake, ich will es nur gestehen,

daß ich beleidigt war, und ich hatte auch Ursache, es zu sein. Wie! mehrere Monate lang bringe ich in euch um Verzeihung für euern Liebhaber, ich wende Thränen und Bitten an, sie zu erlangen, und erhalte nichts als abschlägige Antworten und abstoßende Reden! Ich gebe es zu, dieses Betragen hat mich erzürnt, und ich beschloß, mich von einer Schwester zu entfernen, die so wenig Rücksichten für mich hatte. Dies ist ist der Grund meiner Abwesenheit, da ihr ihn zu erfahren verlangt; wißt aber auch, daß ich bitter dafür bestraft wurde, denn während dieser Zeit habe ich diejenige Nachricht vernommen, die mich am meisten betrüben konnte: dieser Jüngling, dessen Unvorsichtigkeit ihr so hartnäckig gezüchtigt, ist ob eurer Härte in Verzweiflung gerathen, seine Vernunft hat sich verirrt und man wartet ihm auf den Tod. Es steht euch jetzt frei, einen andern Freund auszuwählen und ihn eben so zu behandeln. Aber bringt auch diesen zur Verzweiflung, tödtet ihn wie den ersten; ich werde euer Betragen mit Gleichgiltigkeit ansehen und euch nicht mehr bitten!

Dieser falsche Bericht von der Gefahr, worin Parthenoper's Leben schwebe, war sehr zweckgemäß im Munde Urrake's. Auch machte er einen so lebhaften Eindruck auf die junge Kaiserin, daß sie beinahe in Ohnmacht fiel; umsonst wollte sie die Bewegung ihres Innern verbergen, ihre Blässe verrieth sie; endlich antwortete sie also: Ich glaube wohl, daß er sich seines Verbrechens schämen und es lange bereuen mußte ... Im übrigen könnte man ihm diese Vernunft, die er verloren hat, noch zurückgeben. Unter den Geheimnissen, die ich in

früheren Zeiten erlernt habe, gibt es solche, die ihn unfehlbar heilen würden, und ich selbst würde mir ein Vergnügen daraus machen, sie mitzutheilen, wenn ich ihn noch liebte; aber er hat mich verlassen, er hat sich von mir entfernt: ihr jedoch, liebe Schwester, die ihr Freundschaft für ihn habt, ihr mögt diese gute Handlung thun! ich werde euch die Mittel lehren, die ihr hiezu anwenden müsset, ich bin bereit, zu euren Gunsten meine eigene Kränkung zu vergessen.

Es ist eure Sache, das Übel wieder gut zu machen, da ihr es verursacht habt, antwortete Urrake. Parthenoper war glücklich, als es euch beliebte, ihn zu lieben und zu euch zu locken. Er erfreute sich in seinem Vaterlande all der Vortheile, die eine hohe Geburt und eine ansehnliche Macht mit sich führen. Um ihn für so viele Verluste zu entschädigen, habt ihr ihn hier beinahe zwei ganze Jahre lang allein, ohne Gesellschaft, abgeschieden von der ganzen Welt, leben lassen; und darnach klagt ihr ihn der Verrätherei an, weil er, durch arglistige Rathschläge verführt, einen Versuch gemacht hat, euch zu sehen. Er könnte vielmehr euch Vorwürfe machen, er, der seit dem Tage jener unseligen Unvorsichtigkeit keinen Augenblick mehr die Ruhe gekannt und sich durch Wachen, Fasten und Thränen abgemagert hat, während ihr vielleicht nicht einmal eine ganze Stunde von eurem Schlaf eingebüßt habt. Wer von euch beiden hat Unrecht? Wahrlich nie konnte sich eine Frau eines Liebhabers rühmen, der dem eurigen an Schönheit, Muth und Höflichkeit gleichkäme, und dennoch habt ihr ihn verlassen: ja sogar jetzt, da er in Folge eurer

Unbeugsamkeit im Begriff ist, zu sterben, verlangt ihr, daß ich ihn heilen soll: nein, das werde ich gewiß nicht thun. Gebt ihm seine Gesundheit zurück, wenn euer Mitleid sich so weit erstreckt; aber mag auch geschehen, was da will, ich werde ihn immer beklagen, daß er euch geliebt hat.

Also sprach die schlaue Urrake, und ihre Reden vermochten Melior wirklich zu überzeugen, daß sie ihren Geliebten getödtet habe.

Schwester, liebe Schwester, antwortete die traurige Kaiserin, mein Herz ist nicht so gefühllos, wie ihr glaubet; aber wißt, daß ich in diesem Augenblick mehr als eine Ursache zu Thränen habe. Kaum hattet ihr Chefdoire verlassen, als meine Barone sich aufs Neue versammelten und mich zwingen wollten, endlich einen Gemahl zu wählen. Drei furchtbare Bewerber sind aufgetreten: der Kaiser von Deutschland, der von Spanien und der junge König von Frankreich. Ihre Nebenbuhlereien haben sogar so große Unruhen in der Versamlung erregt, daß ein alter Ritter, Namens Hernold, berühmt durch seine Klugheit sowohl als durch seine schönen Waffenthaten, sich auf einmal erhob und den Vorschlag machte, man solle die Wahl mir selbst überlassen, da sie hauptsächlich mich angehe. Nur verlangte er, daß der Gemahl, dem ich meine Hand schenken würde, untadelhaft sein solle in Beziehung auf Weisheit und Tapferkeit.

Auf nächste Pfingsten, fügte er hinzu, möge die edle Frau einen Jahrmarkt ausschreiben. Zugleich wollen wir auf diese Zeit in der ganzen Christenheit ein Turnier ankündigen,



wozu die braven Ritter aller Länder eingeladen sein sollen. Man ernenne feierlich die sechs oder sieben, die sich dabei am meisten auszeichnen werden, oder wenn diese Zahl nicht hinreicht, so ernenne man ihrer zehen, und stelle es der edlen Frau frei, denjenigen unter ihnen auszuwählen, der ihr am meisten gefallen wird.

Dieser Rath des alten Hernold, fuhr Melior fort, wurde einstimmig angenommen; man hat bereits das Turnier verkündigt, und eben das macht meine Thränen fließen: denn mit einem Wort, wenn ich es dir gestehen soll, ich fühle, daß es mir unmöglich ist, einen andern zu lieben, als denjenigen, der mir gefallen hat, und daß er unter allen Männern, die da leben, der einzige ist, den ich mir zum Gemahl wünschte.

Euer Herz ist ein unerklärbares Ding, versetzte Urrake boshaft; nachdem ihr Parthenoper leidenschaftlich geliebt hattet, habt ihr ihn auf einmal gehaßt; und jetzt, nachdem ihr ihn gehaßt und vertrieben habt, liebt ihr ihn von Neuem!

Statt aller Antwort weinte Melior. Nur bat sie ihre Schwester, sie möchte ihren Kummer nicht noch durch Vorwürfe vermehren, die sie nicht verdiene, und fragte, was sie in den verdrießlichen Umständen, in denen sie sich befinde, thun solle. Urrake, die immer noch dieselbe Gleichgiltigkeit und dieselbe Strenge erkünstelte, antwortete: Wozu bedürft ihr eines Raths? Alles lacht euch entgegen. Das Turnier wird euch Liebhaber die Hülle und Fülle vorführen: man sorgt für die Wahl und ihr habt dann blos noch zu lieben.

Laßt eure Spöttereien, Gefühllose! In einer Lage, wie die meinige, ist es Grausamkeit von euch, mich noch mehr zu betrüben, und es ist immer eine Grausamkeit, eine unglücklich Liebende zu kränken.

Ei! ich bitte doch, wie soll ich diejenige Liebende nennen, die aus bloßer muthwilliger Laune einen verliebten und treuen Ritter in den Tod stürzt? Ist diese wohl grausam oder sanft?

Möge Gott Liebe in eurem Herzen erwecken! Dann, meine Schwester, werdet ihr Mitgefühl lernen.

Ich bins zufrieden, auch ich werde lieben, so bald Gott befehlen wird, daß meine Stunde kommt, aber gewiß wird man mich nie meinen Freund verlassen oder in Verzweiflung stürzen sehen. Was euch betrifft, meine Schwester, so gestehe ich, daß eure Lage mir rettungslos erscheint und ich sehe kein anderes Mittel für euch, als den Sieger im Turnier zum Gemahl anzunehmen, da ihr euch geweigert habt, Parthenoper für solchen zu erklären, als ich euch den Rath gab und es noch Zeit war.

Urrake hatte ihre Absichten, so zu sprechen. Wirklich verließ sie Melior sogleich und kehrte nach Salence zurück, um Parthenoper von dem, was sie in Erfahrung gebracht, in Kenntnis zu setzen.

Euer Schicksal liegt jetzt in eurer eigenen Hand, sagte sie zu ihm. Melior wird der Preis des Turniers werden; ich frage euch nicht, ob ihr hingehen werdet, um diesen Preis zu kämpfen, aber ich erkläre euch, daß Melior es erwartet.

Man kann sich leicht denken, wie groß die Freude des Helden bei dieser Nachricht war. Die Jungfrau gab ihm Pferd und Waffen und reiste mit ihm und Parsewis sogleich nach Chefdoire ab. Als sie im Hafen waren, gingen die beiden Frauen nach dem Pallaste: er aber blieb auf dem Schiffe und wartete, bis der zur Eröfnung des Lanzenbrechens festgesetzte Tag erschien. Sobald Urrake sich mit der Kaiserin allein befinden konnte, fragte sie dieselbe über das Turnier aus.

Ach, es wird sich demnächst eröfnen zu meinem Unglück, antwortete Melior. Aber wer auch der Sieger sein mag, ich erkläre zum Voraus, daß er mir verhaßt ist, und daß ich nöthigenfalls den Tod meinem Gemahl vorziehen werde, welchen zu lieben mir immer unmöglich sein wird. Ach liebe Schwester, wie Unrecht hatte ich, euren Rath zu verwerfen, und wie grausam muß ich für meinen Stolz büßen! Es stand bei mir, den zärtlichsten und schönsten aller Liebenden zum Gemahl zu haben. Ich war unempfindlich für seine Thränen, ich habe seinen Tod verursacht und nun bin ich durch eigene Schuld unglücklicher als er selbst.

Während dieser und ähnlicher Reden seufzte und schluchzte Melior aus dem tiefsten Herzen, daß Urrake gerührt wurde und schon im Begriff stand, sich zu entdecken und die Wahrheit zu gestehen. Gleichwohl hielt sie noch an sich, ja, um ihren Freund Parthenopex wegen der Qualen zu rächen, die ihre Schwester ihn hatte erdulden lassen, fragte sie diese im Tone der Verwunderung, wer denn der glückliche Liebhaber sei, nach dem sie sich so feurig zurücksehne.

Ihr seht mich in Verzweiflung, antwortete die Kaiserin, und ihr spottet meiner noch; es ist um mich geschehen, ich muß sterben, ich habe keinen Trost mehr zu erwarten.

Troz dieser kleinen Rache wollte Urrake dennoch ihre Schwester nicht zur Verzweiflung bringen. Sie sprach ihr in unbestimmten Ausdrücken zu, sich zu trösten, von der Zukunft auch einiges zu hoffen und ihr mit Geduld entgegen zu sehen. Vergebens sagte Melior zu ihr, daß es keine Hofnung mehr für sie gebe, da derjenige, den sie liebe, nicht mehr sei. Das Fräulein stellte sich, als ob sie es nicht hörte, und fragte sie über das Turnier, über die Richter, die den Vorsiz dabei führen sollten, und über die Ritter, die sie vorher mit ihrer eigenen Hand bewafnen würde. Die Kaiserin nahm ihre Kräfte zusammen und nannte dann, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, die Kaiser, Könige, Herzoge und die großen Herren und Ritter sowohl in Europa als in Asien, die bei diesem furchtbaren Wettstreit kämpfen sollten. Zulezt nannte sie auch den König von Frankreich und andere französische Herren, die mit ihm gekommen waren. Unter diesen leztern befand sich ein Ritter, der ein Namensbruder und Verwandter von Parthenoper war. Als Melior diesen nennen sollte, fehlte es ihr an Kraft dazu. Mehreremale sprach ihre zitternde Stimme Parthe, Parthe, ohne vollenden zu können; endlich entschlüpfte das unglückselige Wort ganz über ihre Lippen, aber Schluchzen erstickte es, und sie mußte sich das Gesicht mit den Händen bedecken, um ihren Schmerz zu verhehlen. Bald jedoch that sie sich selbst Gewalt an und

erhielt die Sprache wieder. Sie nannte die Knappen, die sie zuvor mit dem Ritterschlag zu beehren gedachte, und die Könige, die bei ihr im Thurme sitzen sollten, um die Streiter zu prüfen und über sie zu richten. Als nun Urrake alles erfahren hatte, was sie wissen wollte, kehrte sie Abends mit Parsewis auf ihr Schiff zurück, um ihrem Freunde die nöthigen Anweisungen zu geben. Sie hieß ihn seine Waffen nehmen, führte ihn sodann heimlich nach dem Pallast und verschloß ihn in einem Zimmer, das nicht bewacht wurde. Mit Tagesanbruch traten die jungen Knappen, die aus den Händen der Kaiserin den Ritterschlag empfangen wollten, um im Turnier mitkämpfen zu können, in Masse in den Pallast. Alle hatten einen Helm auf dem Kopfe und den Degen am Halse hängen, wie es damals Brauch war. Urrake holte sogleich Parthenopex und ließ ihn sich bewafnen, wie die andern. Er mischte sich unter den Haufen und trat mit ihnen vor die Kaiserin. Sie erwartete dieselben auf einem elfenbeinernen Throne sitzend. Ihr Rock von türkischem Purpur war am Hals und an den Ärmeln mit Goldstoffen und Perlen verbrämt. Die Knöpfe waren Rubine, desgleichen der Spangenhaken, den sie unter dem Kinn trug. Ihre Arme waren mit goldenen Ringen und Bändern geschmückt. Endlich auf den Schultern trug sie einen Purpurmantel mit Gold verbrämt und mit Hermelin gefüttert. Unter diesem prachtvollen Schmuck hätte schon eine gewöhnliche Schönheit blenden können. Meliors Reize wurden dadurch nicht erhöht; ja, sie hätte in einem grauen wollenen Überrock eben so gut

für die schönste aller Frauen gegolten. Kein Wunder, daß Parthenopex bei ihrem Anblick in Entzücken gerieth; es war dies dieselbe Frau, die ihn beinahe zwei Jahre lang mit Gunstbezeugungen und Freude überhäuft hatte. Er verschlang sie mit seinen Augen, er drang durch die Menge, um ihr zu nahen, und in seiner Verwirrung gerieth er zwanzigmal in Versuchung, sich ihr zu Füßen zu werfen, um ihre Verzeihung zu erflehen. Urrake, die ihn außer sich sah, suchte ihn umsonst zur Vernunft zurück zu bringen; bald hustete sie, bald sprach sie leise mit ihm, aber er sah, er hörte nichts, und verrieth seine Leidenschaft durch so viel Zeichen, daß jedermann aufmerksam wurde. Die Kaiserin selbst gewahrte es und sah sich genöthigt, die Augen niederzuschlagen. Um weitere Ausbrüche seiner unsinnigen Aufregung zu verhüten, trat sie auf den jungen Unbekannten zu, nahm den Degen, den er am Hals hängen hatte, gürtete ihn ihm zur Seite und machte ihn, ohne ihn zu kennen, zuerst vor allen andern zum Ritter. Während dieser Zeit seufzte er und Thränen rollten aus seinen Augen. Obgleich sein Gesicht vom Helme bedeckt war, sah sie dennoch durch das Visier hindurch die Thränen fließen; aber sie stellte sich, als merkte sie nichts, und einen Augenblick darauf näherte sie sich wieder ihrer Schwester und sagte ganz leise zu ihr, der junge Mann, den sie so eben bewafnet habe, sei ihr durch seine bezaubernden Augen und seine heldenmüthige Gestalt aufgefallen. So sprechend warf sie abermals die Augen auf ihn, um ihn aufs Neue zu bewundern. Diese schönen Augen, dieser edle Anstand erinnert-

ten sie an Parthenoper. Bei diesem Gedanken zitterten ihre Kniee, sie fühlte, daß ihre Kräfte schwanden. Großer Gott, was wäre es erst gewesen, wenn man ihr gesagt hätte, daß derjenige, der sie so anzog, derselbe Parthenoper war, den sie todt glaubte! Mit welchem Verlangen hätte sie ihn nicht zu Hilfe gerufen, und mit welcher Inbrunst wäre dieser treue Liebhaber ihr nicht entgegengeflogen! Parthenoper war so entzückt, daß die Gebieterin seines Herzens ihn, wie sie ihm vormals versprochen, zum Ritter erhoben hatte, daß er sogleich den Saal verließ und sich auf sein Zimmer verschloß, um sein ganzes Glück mit Muße zu genießen. Seine Einbildungskraft erhitzte sich immer mehr, und er dachte an nichts als an Lanzenbrechen und Kämpfe. Wann wird sich das Turnier eröfnen? Wann wird er Melior allen Tapfern der Erde abkämpfen können!

Ja ich werde sie erhalten, sagte er bei sich selbst: wer dürfte es wagen, mir zu widerstehen! Habe ich nicht mein Verbrechen und meine Liebe zum Sporne?

Indessen hatte es Melior so gewaltige Anstrengung gekostet, ihren Schmerz zu bezähmen und zu verhehlen, daß sie nicht länger widerstehen konnte. Sie fühlte sich unwohl und verschob die Feierlichkeit auf den nächsten Tag. Es war dies wirklich keine eitle Ausflucht von ihrer Seite. Obschon sie zufällig, ohne es zu wollen oder zu wissen, nur den einzigen Parthenoper mit der Ritterwürde beehrt hatte, so fehlte es ihr doch wirklich an Kräften. Urrake blieb den ganzen Tag bei ihr; am Abend aber holte das Fräulein mit Parsewis

den Grafen ab und kehrte mit ihm auf ihrem Schiffe nach Salence zurück, um da den Tag der Eröfnung des Turniers abzuwarten. Parsewis spielte bei diesem allem eine nicht sehr angenehme Rolle. Sie liebte Parthenoper leidenschaftlich und sah ihn so ganz für eine andere entbrannt, daß sie sich nicht einmal mit der Hofnung schmeicheln konnte, ihm vielleicht später zu gefallen. Umsonst hatte sie während der Zeit, da sie in Salence allein mit einander waren, zu seinem Herzen zu sprechen versucht, dieses Herz war für sie taub. Gleichwohl liebte die Unsinnige, obschon ohne alle Hofnung, immer noch, und ihr einziges Vergnügen war, bei ihm zu sein. Urrake's Absicht war, als sie Parthenoper von Chefdoire entfernte, den Jüngling vor Unklugheiten zu bewahren, die seine maaßlose Liebe nur zu sehr fürchten ließ. Aber eben diese Vorsichtsmaaßregeln, wodurch sie die Gefahr von ihm abzuwenden gedachte, beschleunigten dieselbe. Der Anblick seiner Geliebten hatte ihn so außer aller Fassung gebracht, daß er an nichts mehr dachte, als an sie; alles, was die beiden Frauen ersannen, um ihn zu zerstreuen und zu ergötzen, war ihm zur Last. Endlich eines Tags, als die große Hitze beide eingeschläfert hatte, konnte der unsinnige Jüngling seiner Ungeduld nicht länger widerstehen und entwischte, während sie schliefen. Er eilte an den Hafen, warf sich in ein zweiruderiges Fahrzeug und segelte ins Meer. Kaum aber hatte er das Ufer aus den Augen verloren, als ein Sturm sich erhob und ihn auf eine benachbarte Küste warf. Der Beherrscher dieser Küste nannte sich Armant. Es war dies ein wilder



und grausamer Mann, dabei ausserordentlich stark und sehr geübt in den Waffen; sein ganzes Vergnügen bestand darin, unaufhörlich Lanzen zu brechen, weil er manchmal die Freude hatte, einen Ritter zu tödten. Wenn sein Gegner nun überwunden war, so warf er ihn in seine Gefängnisse und ließ ihn dort durch schlechte Behandlung verkümmern, ohne jemals eine Bürgschaft oder Lösegeld annehmen zu wollen. Man führte Parthenopex zu ihm, er bat um ein Obdach, aber statt aller Antwort winkte der Bösewicht, und der Unglückliche ward in einen Kerker geworfen. Als die Frauen erwachten und sahen, daß er aus Salence verschwunden war, so geriethen sie in große Bestürzung: ihr Schmerz wurde noch durch einen Brief vermehrt, der in demselben Augenblick von Chefdoire ankam; die Kaiserin lud sie darin zu einer allgemeinen Hofversamlung ein, die sie bei der Eröfnung des Turniers zu halten genöthigt war. Was thun in diesen Umständen? Wozu sich entschließen? Da jedoch die Vermuthung nahe lag, daß Parthenopex in seiner Ungeduld ihnen vorausgeeilt sein werde, so beschloßen sie, sich ebenfalls dahin zu verfügen, aber bald verschwanden ihre Hofnungen und jetzt erst mußten sie ihn beweinen. Ach, er härmte sich noch ganz anders ab, als sie, denn in welch eine Lage sah er sich versetzt! In wenigen Tagen sollte sich das Turnier eröfnen, dessen Preis seine Geliebte war, und er lag während dieser Zeit im Kerker. Der Unmensch, der ihn hier festhielt, ermangelte nicht, nach seiner Gewohnheit zum Lanzenbrechen abzureisen. Seine Absicht war nicht, um den Besitz der schö-

nen Kaiserin zu streiten, denn er hatte bereits eine Gemahlin; aber er hoffte, im Kampfe irgend jemand tödten zu können, und seine Bosheit wünschte sich zum Voraus Glück dazu. Vor seiner Abreise beauftragte er seine Frau, Parthenoper zu bewachen. Diese, eben so sanft und mitfühlend, als er grausam, eignete sich nicht gut zu einem solchen Geschäfte; ihre erste Sorge war, als sie ihren Gemahl abgereist sah, in das Gefängnis hinabzusteigen und dem Gefangenen einige Worte des Trostes und der Hofnung zu sagen.

Es giebt keinen Trost mehr für mich, antwortete der Graf, da ich dem Turnier nicht anwohnen kann.

Dabei brach er in Thränen aus. Der Schmerz eines so schönen Ritters rührte die Frau; sie fragte ihn, ob er für den Fall, daß sie Vertrauen genug auf seine Ehre setzte, ihm das Gefängnis zu öfnen, sich fähig fühlen würde, nach dem Turnier von selbst zurückzukommen und sich auf sein Wort einsperren zu lassen.

Ich schwöre euch bei allen Heiligen im Himmel und auf Erden, antwortete der bebende Jüngling, wenn ihr mir diese Gnade gewähret, die mir lieber ist als mein Leben, so werde ich mich auf den Tag und auf die Stunde, die ihr mir vorzuschreiben beliebet werdet, wieder in eurem Gefängnisse einstellen. Übrigens habe ich in diesem Augenblick keine andere Bürgschaft zu bieten, als einzig und allein mein Wort: aber ich besitze bedeutende Herschaften, ich mache sie euch zum Geschenk und verpflichte mich von Stund an, mein Leben lang euer Lehensmann zu werden.

So sprechend warf sich der Ritter der Frau zu Füßen; sie beeilte sich, ihn aufzuheben, umarmte ihn zärtlich und fügte dann hinzu: Nein, mein schöner Freund, ich verlange weder Geschenke noch Eide von euch; eure Reden und eure Gestalt haben mein Vertrauen gewonnen. Seid frei! euer Wort genügt mir. Alles, was ich von euch verlange, ist, daß ihr vor dem Ende des Lanzenbrechens zurückkommt; ihr kennt Armant: es wäre um mich geschehen, wenn er euch bei seiner Rückkehr nicht wieder in seinem Gefängnisse träfe. Ach, vielleicht habe ich dasselbe Loos zu fürchten, wenn das Schicksal euch im Turnier umkommen läßt. Theurer Freund, bedenkt die Gefahren, denen ich mich durch diese Gefälligkeit gegen euch aussetze, und zwingt mich nicht, sie zu bereuen.

Parthenopex konnte auf diese Reden nur mit Versicherungen unveränderlicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit antworten. Die edle Frau gab ihm ein Pferd, Waffen, einen silbernen Schild, ein Schiff zur Abreise, und er machte sich auf den Weg. Indeß konnte er nur in einiger Enfernung von Chefvoire landen und war genöthigt, einen Theil des Wegs zu Lande durch den Wald hindurch zu machen. Dieser Wald kostete ihn noch manchen Seufzer; jeder Schritt, den er darin that, erinnerte ihn an die vielfachen Vergnügungen, die er vormals in den glücklichen Tagen seiner Liebe hier genossen hatte; aber er hatte in diesem Augenblick wenigstens die Hoffnung, sie aufs Neue verdienen zu können. Während er sich mit diesem Gedanken beschäftigte, wurde er von einem spa-

nischen Ritter eingeholt, der gleichfalls nach Chesvoire reiste. Er hieß Gaudin der blonde, und war von seinen Verwandten im Stich gelassen, weil er den christlichen Glauben angenommen hatte; darum sah er sich genöthigt, vom Solde zu leben und sich durch Herumziehen auf den Turnieren seinen Unterhalt zu verschaffen. Sein Gefolge bestand aus fünf Knechten, von denen jeder eine grünbemalte und mit einem taftenen Banner geschmückte Lanze vor ihm her trug, und eben so vielen Schildknappen, die hinter ihm ritten und jeder einen rothen Schild trug, der ihnen am Halse hing. Sobald Gaudin Parthenoper bemerkte, gab er seinen Leuten ein Zeichen, anzuhalten; er ritt auf ihn zu, um ihn zu begrüßen, und bat ihn, ihm zu sagen, wohin er gehe. Nachdem Parthenoper seine Frage beantwortet hatte, sagte ihm Gaudin ebenfalls seinen Namen, sein Vaterland und den Grund seiner Reise.

Da wir auf dasselbe Ziel losgehen, fügte er hinzu, so erlaubt mir, Herr, euch zu begleiten, und wenn ihr in Chesvoire niemand findet, so erbiete ich mich, die mir bestimmte Wohnung mit euch zu theilen; ich verlange dagegen nichts, als daß ihr mein Waffengenosse seid.

Ich bins zufrieden, antwortete Parthenoper; befehlt nur, ich werde euch überall hin folgen.

Sie langten Abends in Chesvoire an und man wies ihnen als Wohnung ein großes prachtvolles Zelt zu, das längs der Wiese aufgepflanzt war und worin sich schöne Kammern für sie, Ställe für ihre Pferde und Diener zu ihrer Besor-



gung befanden. Das Turnier sollte am andern Morgen eröfnet werden. Mit Tagesanbruch standen die beiden Kämpfer auf, hörten die Messe an, nahmen ihre Waffen, ließen ihre Lanzen und Kampfzeichen durch ihre Diener auf den Wahlplatz tragen und verfügten sich selbst dahin. Der Kampf sollte sich auf beiden Seiten des Flusses ausbreiten und durch die Brücke in zwei Theile getheilt werden; die Kämpfenden mußten sich daher gleichfalls in zwei Truppen theilen, und die einen diesseits, die andern jenseits der Brücke ihren Posten einnehmen. Bald kamen sie in Masse an, gleich Wolken von kleinen Fliegen, die man Sommers auf dem Felde herumflattern sieht, und jeder von ihnen stellte sich nach Belieben zu demjenigen der beiden Haufen, der ihm am besten gefiel. Parthenopex und sein Waffengefährte blieben außerhalb auf der Seite der Wiese; sie wollten sich aber nicht in den Haufen mischen und stellten sich in einiger Entfernung gegenüber von dem Thurme auf, auf dem die Kaiserin mit Urrake, Parsewis und den sechs Kampfrichtern saß. Bald lenkte der edle Anstand dieser beiden Kämpfer und die Gewandtheit, womit sie ihre Waffen und Pferde handhabten, aller Augen auf sie. Der Muth, den ihr Vorhaben ankündigte, setzte einen der Richterkönige in Erstaunen; er äußerte seine Bewunderung gegen Melior und bat sie, fragen zu lassen, was der Name und das Vaterland dieser Ritter sei. Während er noch sprach, stürzten beide Abtheilungen auf einmal auf einander los und griffen sich an. Da aber die äußere an Anzahl weit schwächer war, so konnte sie fast kei-

nen Widerstand leisten; sie mußte weichen und verlor viel Boden. Auf einmal spornten aber die zwei Tapferen ihre Pferde, sprengten auf die Ringer los, warfen jeder einen von den Vordersten zu Boden, trieben die nachfolgenden zurück, drängten sie auf die Seite und hoben sie aus dem Sattel; und durch diesen leichten Sieg machten sie den Überwundenen neuen Muth und verschafften ihnen Zeit, sich wieder zu sammeln. Dies war nur der Anfang der tapfersten Waffenthaten, welche Parthenoper und sein Genosse an diesem und den folgenden Tagen verübte und wodurch er den größten Ruhm erntete. Am zweiten und dritten Tage drang der Held nach manchem Strauß bis an den Fuß des Thurmes; er wandte sich zu Melior und sprach: O ihr, die ich zu meinem Unglück zu sehen suchte, würdigt mich, mein Pfand anzunehmen!

Zu gleicher Zeit reichte er ihr seine mit einem Banner geschmückte Lanze hinauf. Die Schöne nahm sie lächelnd und behielt sie, ohne im mindesten den Grund oder den Namen des höflichen Ritters zu vermuthen, der also sprach. Aber diese unschuldige Gunstbezeugung wurde falsch ausgelegt; man glaubte, der, den sie berührte, sei ein begünstigter Liebhaber, und im Augenblick griffen ihn alle, die um ihn waren, in Masse an. Die Kaiserin wollte, als sie die Lanze nahm, gewiß nur eine Handlung der Höflichkeit begehen, aber man rechnete es ihr als Verbrechen an. Freilich, wenn sie gewußt hätte, daß diese Lanze Parthenoper angehörte, so hätte sie dieselbe mit großem Vergnügen in die Hand genommen; ja, wenn sie in diesem Augenblick mit ihm allein gewesen wäre,

so hätte sie ihm sonder Zweifel noch andere Beweise ihres Wohlwollens gegeben. Melior hatte nicht errathen können, wer mit ihr sprach, weil sie nach allem, was man ihr gesagt hatte, Parthenoper todt glaubte. Urrake und Parsewis aber, die ihn lebend wußten, glaubten ihn zu erkennen. Beide erblaßten, und wie verabredetermaßen zogen sie sich ins Innere des Thurmes zurück, um einander ihre Muthmaßungen mitzutheilen. Dieses plötzliche Weggehen, besonders aber die Änderung, die auf ihrem Gesichte vorgegangen war, machte Melior aufmerksam und nachdenklich. Sie erinnerte sich der Worte des Ritters und da ihre Einbildungskraft in der größten Thätigkeit war, verließ sie gleichfalls das Fenster und suchte Urrake auf. Sobald Parsewis sie bemerkte, entfernte sie sich, ging an ihren Platz zurück und wußte nichts mehr zu thun, als ihre Blicke über die Menge schweifen zu lassen, um denjenigen ausfindig zu machen, den sie liebte. Unbeschreiblich war ihre Freude, als sie ihn zu bemerken glaubte; nur diejenigen vermögen sie zu würdigen, die lieben oder geliebt haben; und gleichwohl konnte sich die Unglückliche nicht verhehlen, daß sie vergebens liebte. Die Kaiserin aber faßte Urrake's Hand und sprach im liebevollsten Tone also zu ihr: Ihr habt also meinen Tod beschlossen, liebe Schwester; umsonst vertraut euch mein Herz seine innersten Geheimnisse an. Das eurige bleibt immer gleichgiltig und mir verschlossen. Habe ich es irgendwie an der Freundschaft fehlen lassen, die ich euch schulde, so verlangt eine Genugthuung; wie sie auch sein mag, ich nehme sie an, und gebe euch hiefür mein Pfand.

Mit diesen Worten zog sie ihren Handschuh aus und bot ihn ihrer Schwester, indem sie sehr weinte.

Ich will euer Pfand nicht, antwortete Urrake, ebenfalls bis zu Thränen gerührt; ihr habt mich nicht beleidigt, und ich habe eben so wenig Gründe, es anzunehmen, als ihr, es anzubieten; aber was sollen diese Worte besagen! Ohne Zweifel habt ihr einige neue Fragen an mich zu richten; sprecht vertrauensvoll, ihr sollt jetzt sehen, ob ich euch wahrhaft zugethan bin.

Nun gut, meine theure Urrake, versetzte Melior, das, was so eben geschehen ist, hat mich, ich gestehe es, bestürzt gemacht; du hast, wie ich, diese rührende Stimme gehört, die zu mir sagte: Ich habe euch zu meinem Unglück gesehen!

Ach! sie erinnert mich an Parthenoper; es ist seine Stimme, er ist es selbst; es scheint, als sei er dem Grabe entstiegen, um mir wieder Grausamkeiten vorzuwerfen; ja es ist so, er will mich zu sich hinabziehen.

Das Schluchzen, womit Melior diese Worte vorbrachte, entwafnete Urrake endlich. Sie konnte der Verzweiflung ihrer Schwester nicht länger widerstehen, und nachdem sie um Verzeihung gebeten hatte wegen des Kummers, worin sie sie so lange gelassen, erzählte sie ihr das ganze Abenteur mit Parthenoper von dem Tage an, da sie ihn in den Ardennen im Begriff zu sterben getroffen hatte, bis zu dem, da er heimlich aus Salence entflohen war. Nichts wurde vergessen, weder der schreckliche Zustand, in welchen ihn sein Gram versetzt, noch die trügerischen Hoffnungen, die sie hatte anwen-

den müssen, um ihn dem Leben wieder zu schenken, noch sein Entzücken, als er durch die Hände seiner Geliebten bewehrt worden war.

Es war ihm unmöglich, ohne euch zu leben, und dies hat ihn uns so schnell entrissen, fügte Urrake hinzu; ich habe ihn verloren geglaubt, und schon beweinten Parsewis und ich seinen Tod: aber nach dem, was wir beide so eben gehört haben, müssen wir hoffen, daß er noch lebt und unser Vergnügen sich bald durch die Freude vermehren wird, ihn als Sieger zurückkehren zu sehen.

Ja, er ists! rief Melior entzückt; er ist es selbst, ich kann nicht länger daran zweifeln. Wie? hätte ich ihn nicht schon an seiner Tapferkeit erkennen sollen? Antworte mir offen, meine liebe Urrake: kennst du auf der ganzen Erde einen Mann, der sich mit Parthenopex vergleichen ließe? und konnte sich jemals eine Frau rühmen, einen so vollendeten Liebhaber zu besitzen, wie der meinige? Ach! er ist mit Gefahr seines Lebens gekommen, mir seine Lanze zu überreichen und mir Genugthuung anzubieten, während ich ihn um Gnade anflehen sollte. Laß uns zurückkehren, liebe Schwester, um ihn kämpfen und seinen Ruhm genießen zu sehen!

So sprechend trocknete Melior ihre schönen Augen und ging dann auf ihren Platz am Fenster zurück. Ihre ersten Worte waren, daß sie sich nach den Begebenheiten des Turniers erkundigte.

Herrin, antwortete einer der sechs Richterkönige, alle Blicke sind auf den Ritter mit dem silbernen Schilde gerichtet.

Von dem Augenblick an, da ihr seine Lanze genommen habt, scheinen die Kämpfer nur noch mit ihm allein anbinden zu wollen; aber er vertheidigt sich mit Erfolg und hat sich schon wieder beinahe ganz aus dem Gewühl herausgearbeitet. Seht nur, wie man überall, wohin er schlägt, vor ihm ausweicht!

Einige der Richterkönige baten die Kaiserin, auch gewißen andern Streitern, die sie ihr zeigten, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; aber sie war ganz und gar von Parthenoper gefesselt; ihre Augen sahen nur ihn und verloren ihn keinen Augenblick. Wenn man ihm einen Streich versetzte, erhob sie sich rasch, gleich als wollte sie ihn mit dem eigenen Körper auffangen. Umsonst faßte Urrake sie von Zeit zu Zeit am Arme, daß sie ruhig auf ihrem Platze sitzen sollte; wenn sie Parthenoper von den Streitern gedrängt vorrücken oder zurückweichen sah, so rückte auch sie unwillkürlich auf ihrem Sitze vor oder zurück. Ach, wenn es in ihrer Macht gestanden wäre, das Ende des Turniers zu befehlen und den Sieger zu ernennen, der schöne Ritter hätte nicht mehr lange auf die Krone warten müßen. In diesem Augenblick sprengte der König von Frankreich herbei, in der Hofnung, irgend eine Heldenthat zu verrichten, welche die Aufmerksamkeit der Richter auf sich ziehen könnte. Der Kaiser von Deutschland, der ihn bemerkte, wollte sich mit ihm messen, aber als sie die erste Lanze mit einander wechselten, stürzten die Deutschen insgesamt auf den französischen Herscher los und warfen ihn mit seinem Pferde zu Boden. Schon machte sich der

Kaiser bereit, ihn zu ergreifen; Parthenoper sah die Gefahr seines königlichen Vetters: mit dem Ruf: Monjoie! sprengte er auf den Kaiser los und hob ihn aus dem Sattel. Im Augenblick wurde er von der ganzen deutschen Schaar angegriffen; die Friesen und Sachsen schlugen sich zu denselben, aber auf der andern Seite waren auch die Franzosen, die Normannen und die Bretagner herbeigeflogen, um ihrem Könige zu helfen. Das Handgemenge wurde schrecklich, man schlug sich mit Erbitterung; indeß gelang es den Franzosen, die von Parthenoper und seinem wackern Gefährten Gaudin unterstützt waren, den König wieder auf sein Pferd zu setzen und aus dem Gewühle zu retten. Dieser erklärte laut, daß er dem Ritter sein Leben verdanke und bezeugte ihm hiefür seine Erkenntlichkeit. Die Franzosen überschütteten ihn mit Lobeserhebungen: er aber, der nicht von ihnen erkannt werden wollte, antwortete griechisch, wie wenn er ihre Sprache nicht verstünde; und ohne längeres Zögern stürzte er sich von Neuem ins Gedränge. Melior war von allem diesem nichts entgangen. Derjenige Richterkönig, der, nach der Tapferkeit, die Parthenoper von Anfang des Turniers entwickelte, ihn liebgewonnen hatte, fragte die andern Richter, seine Amtsbrüder, was sie von seinem Helden denken. Alle sprachen, wie er, und konnten auch nicht anders sprechen. Da man in allen Sachen dieser Art einen Günstling, einen Liebling hat, dem man besonders zugethan ist, so fügten einige hinzu, es sei noch nicht ganz entschieden, ob der Ritter mit dem silbernen Schild der beste im Turnier sei. Bei dieser Rede

hatte die Kaiserin Mühe, an sich zu halten. Es wäre in diesem Augenblick sehr süß für sie gewesen, die Sache ihres Freundes zu verfechten, aber sie fürchtete, sich zu verrathen, wenn sie seine Vertheidigung übernähme, und begnügte sich, bescheiden und mit niedergeschlagenen Augen zu sagen: Ihr lieben Herren, es steht mir nicht zu, über die schönen Waffenthaten vor euch meine Meinung zu sagen; aber was den Ritter betrifft, von dem ihr sprechet, so scheint es mir, daß, wenn er auch nicht der Tapferste im ganzen Turnier ist, viele es weit weniger sind, als er.

Während dieser Zeit hatten die Deutschen, wüthend, ihre Beute sich entrissen zu sehen, ihre Reihen aufs Neue geschlossen, und unter der Anführung Armants, Herzogs von Baiern und Neffen des Kaisers, waren sie zurückgekommen, um die Franzosen zum zweitenmal anzugreifen. Diese waren in Unordnung überrascht und genöthigt worden, sich bis an die Straße vor dem Schloß zurückzuziehen. Parthenopex aber sprengte zum zweitenmal zu ihrer Hilfe herbei. Mit seinem ersten Lanzenwurf warf er Armant aus der Ferne auf den Sand. Gaudin, der ihm folgte, hob ebenfalls einen ihrer Anführer aus dem Sattel. Plötzlich aber wurde der spanische Ritter von einem Trupp Sarazenen angegriffen und mit einem Keulenschlag unter ihre Pferde geworfen. Nie glich eine Wuth derjenigen, die Parthenopex in diesem Augenblick empfand. Er stürzte auf den Sarazenen, der seinen Freund niedergeworfen, los, stieß ihm seine Lanze in die Achselhöhle und bohrte ihn durch und durch; sodann zog er sein Schwert,

schlug rechts und links drauf los, spaltete Köpfe bis auf die Zähne, jagte alle davon und gab Gaudin Zeit, wieder auf sein Pferd zu steigen. Um ihn herum wurden ebenfalls fürchterliche Streiche geführt. Die Herzoge von Sachsen, von Flandern, von Laon, von Bourges und der Normandie, die Könige von Sizilien, von Achaja, von Syrien, von Valencia und von England kämpften auf Tod und Leben. Parthenoper gestattete seine Liebe nicht, auf eine gewöhnliche Art zu kämpfen. Sein einziger Ehrgeiz war, für sich allein die Thaten aller andern zu verdunkeln; im Übrigen lag ihm wenig daran, zu sterben, wenn er nicht als Sieger des Turnirs erklärt wurde. In diesem Augenblick führte der König von Frankreich seine Ritter aufs Neue zum Angriffe heran, um seine Rache an den Deutschen zu nehmen. Er erkannte Parthenoper und machte ihm den Vorschlag, mit ihm an der Spitze seiner Schaar anzugreifen: der Held nahm es an. Alle beide legten die Lanze ein. Jetzt rief der König aus Leibeskräften: Monjoie!

Die Franzosen wiederholten das Geschrei mit gleicher Begeisterung und stürzten nun auf die feindliche Schaar los. Gleich beim ersten Anfall wurde diese genöthigt, sich auf Pfeilschußweite zurückzuziehen. Umsonst suchte sie ihren ersten Vortheil wieder zu gewinnen, sie verlor immer mehr und mehr Boden, und man kann nicht wissen, was geschehen wäre, wenn die Nacht nicht ein Ende gemacht hätte. Das Dunkel trennte die Kämpfenden. Alle zogen sich zurück, Parthenoper aber und Gaudin verließen die Schranken erst als

die Letzten von allen, und dann sprengten sie im Gallop, den Schild in der Faust und mit eingelegter Lanze, davon. Ihr Betragen wurde bemerkt und die Richter erklärten, daß die beiden Kämpfer, nachdem sie gut angefangen, nicht minder gut endigen würden. Anders war es mit gewissen Leuten; die Ursache hatten, auf sie eifersüchtig zu sein. Diese sahen sie nur mit Neid herbeikommen; aber alle, welche schöne Thaten und tapfere Männer liebten, bewunderten sie und riefen ihnen Beifall zu. Es ist unmöglich, zu beschreiben, was Melior bei diesem allem empfand! Wer vermöchte den Schmerz zu schildern, der sich ihrer bemächtigte, als sie ihren Freund sich entfernen sah, ohne daß es ihr erlaubt gewesen wäre, ihn zu grüßen oder ihm irgend ein Zeichen von Liebe zu geben! Sie folgte ihm lange mit den Augen; endlich als er verschwand, wurde sie auf einmal traurig und nachdenklich und hatte große Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Erst als die Richter weg waren, konnte sie ihr Herz erleichtern. Was hätte sie nicht gegeben, wenn sie ihm in sein Zelt hätte folgen dürfen! Aber, ach! ihr Rang, ihre Würde, ihr Geschlecht, alles machte dies unthunlich. Doch hatte sie wenigstens den Trost, mit Urrake von ihm zu sprechen, und kaum war die Sonne aufgetaucht, so begab sie sich wieder nach dem Thurm, in der Hofnung, ihn bald ankommen zu sehen. Die Anstrengungen des Tags hatten ihn bald eingeschläfert; Gaudin mußte ihn wecken. Beide langten als die ersten auf dem Wahlplatz an, und auch dies entging den Richterkönigen nicht; Melior aber hatte es schon vor ihnen

bemerkt. Einzig damit beschäftigt, ihren Geliebten aufzusuchen, hatten ihre aufmerksamen Augen ihn ohne Mühe erkannt, und nun klopfte ihr Herz, gleich als wollte es dem Jüngling entgegen hüpfen. Mittlerweile öfneten sich die Thore des Schlosses und diejenigen von den Rittern, die man hier beherbergt hatte, zogen in Masse hinaus, um sich zu dem Turnier zu begeben. Unter ihnen war ein gewisser Armand, wegen seiner Häßlichkeit der garstige genannt. Dieser wollte vor ihnen auf dem Kampfplatze ankommen, spornte daher sein Pferd und sprengte im Gallop heran. Parthenoper, der ihn nahen sah, jagte mit eingelegter Lanze ihm entgegen; er hob ihn aus dem Sattel und warf ihn zehn Schritte weit auf den Sand; hierauf nahm er sein Pferd und führte es mit sich fort. Mit dieser Heldenthat, die er unter den Augen seiner Herzgeliebten verrichtete, wollte er das Tagewerk beginnen. Gleichwohl hätte er sie beinahe bereuen müssen, denn die nachfolgenden Ritter stürzten auf ihn los, um Armand zu rächen; aber Gaudin stellte sich ihnen entgegen, hielt sie auf und begünstigte den Rückzug seines Freundes. Wenn Parthenoper's Sieg Melior erfreut hatte, so machte die Gefahr, in der er schwebte, sie erblassen. Inzwischen erschienen alle Theilnehmer am Turnier in den Schranken. Als sie dieselbe betreten hatten und Parthenoper bemerkten, zeigten sie ihn einander mit allen Zeichen der Bewunderung. Der Graf fühlte sich durch diesen Beweis von Hochachtung unendlich geschmeichelt und er flößte ihm neuen Muth ein. Überdies sprach Gaudin, um ihn noch mehr anzufeuern, un-

aufhörlich mit ihm von Melior. Seit der Eröfnung des Turniers hatte dieser getreue Waffenbruder nur den Ruhm seines Freundes vor Augen gehabt, und so sehr ihm auch daran gelegen war, selbst den Preis zu erhalten, so schien er doch nur gekämpft zu haben, um ihn ihm zu verschaffen. Am Ende aber konnte der Richterkönige einer nicht umhin, über die Tapferkeit des Parthenoper zu äußern: Wenn Gott dem Ritter mit dem silbernen Schilde das Leben erhält, so wird er nach meiner Ansicht den Kranz verdienen.

Bei diesen Worten bebte Melior vor Vergnügen. Doch hatte sie Selbstbeherschung genug, um nichts zu antworten, aber im Grund ihres Herzens richtete sie ein Gebet an Gott, daß er den Ritter mit dem silbernen Schild vor Wunden beschützen möge. Der letzte Kampf des Helden war gegen den Sultan von Persien. Dieser war einer der feurigsten Liebhaber Meliors, und einer von denen, die sich am meisten Mühe gegeben hatten, sie durch ihren Muth zu verdienen. Am letzten Tage übertraf er sich noch; er glich dem Donner und Blitz. Überall, wohin er sich wandte, wich man ihm aus, oder man wurde zu Boden geworfen. Parthenoper suchte ihn auf, um sich wo möglich eines so furchtbaren Gegners zu entledigen. Sie kämpften mit all' der Wuth, von der zwei eifersüchtige Nebenbuhler entbrennen müßen. Lange blieb der Sieg schwankend, endlich aber unterlag der Sultan und ward aus dem Sattel gehoben. Die heranbrechende Nacht machte dem Turnier ein Ende: die Herolde stießen ins Horn und alle zogen sich zurück. Indeß befahl die Kaiserin,

unter dem Vorwand, den Rückzug der Ritter zu begünstigen, daß Fackeln angezündet wurden: ihre wahre Absicht aber war nicht die, welche sie angab; sie wollte sich blos noch einige Augenblicke des Anblicks ihres Parthenoper erfreuen und man konnte ihn wirklich an seinem silbernen Schilde erkennen, obschon dieser Schild durch die vielen Schwertstreiche ganz zerhackt war. Ehe er die Schranken verließ, erschien er unter dem Fenster der Kaiserin und warf sich ihr zu Füßen, als eine Huldigung seiner Ehrerbietung, so wie als Zeugniß dessen, was er ihretwegen gethan hatte. Von da begab er sich in sein Zelt zurück: aber die ganze Nacht konnte er nicht ruhen. Die Richter mußten ihn übermorgen als Sieger des Turniers erklären, und er sah sich während dieser Zeit genöthigt, in sein Gefängniß zurückzukehren. Überdies beunruhigte ihn die Ungewißheit dieses Urtheils; er rief sich die verschiedenen Heldenthaten seiner Nebenbuhler und besonders die des Sultans von Persien ins Gedächtniß zurück. Schon stellten ihm seine erschreckten Sinne diesen glücklichen Herscher vor, wie er von den Richtern gekrönt, zu Meliors Gemahl erhoben und von ihr geliebkost wurde. Der Sultan seinerseits war in Verzweiflung und weinte vor Wuth, wenn er bedachte, daß Parthenoper ihn überwunden hatte. Eben so die andern Fürsten, Grafen oder Ritter, die nach Chefdoiré gekommen waren, in der Hofnung, Melior zu verdienen. Alle brachten die Nacht in Aufregung, Ärger und Verdruß zu. Melior selbst war eben so wenig ruhig; kurz, von allen Seiten wurde geseufzt. Mit Tagesanbruch wollte sich Partheno-

per von Gaudin verabschieden und kündigte ihm an, daß er ihn verlassen werde, um in die Gefängnisse Armants zurückzukehren.

Nein, ihr sollt mich nicht verlassen, antwortete Gaudin; ich habe euch unaufhörliche Freundschaft gelobt, ich will euch zu dem Räuber begleiten, ihn zum Kampfe herausfordern und euch nöthigenfalls mit dem Preis meines Lebens die Freiheit wieder erkaufen.

Sofort ließ er sein Pferd satteln. Die beiden Freunde reisten mit einander ab; sie wurden von der Gemahlin Armants mit Achtung und Freundschaft empfangen, und die Frau, die so eben erfahren hatte, daß ihr Gemahl im Turnier getödtet worden war, gab dem Grafen sein Wort zurück und erklärte ihm, daß er frei sei. Nach den Danksagungen, die ein solches Betragen verdiente, kehrte Parthenoper mit Gaudin sogleich wieder um und kam noch am Abend desselben Tages nach Chefdoire zurück, um am nächsten Morgen dem Urtheil anzuwohnen. Noch war die Morgenröthe nicht angebrochen, als der Ritter voll Ungeduld, auf dem Versamlungsplatze zu erscheinen, seinen Gefährten weckte. Diese Eile machte Gaudin lachen.

Während des Turniers mußte ich euch aufwecken: heute ist es nicht mehr nöthig, die Liebe wird für alles sorgen. Glaubt mir, laßt uns noch ein wenig schlafen, es hat keine Eile; im Gegentheil wird man uns bemerken, wenn wir spät ankommen. Wollt ihr übrigens noch mehr Aufsehen erregen, so dürfen wir nur im Gallop heransprengen, mit hocherhobe-

ner Lanze und entfaltetem Panier, wie wir am Tag des Kampfes in die Schranken eilten. Ja, ich bin auch der Meinung, daß wir, ehe wir aufbrechen, noch ein Mahl zu uns nehmen sollen; Speise und Schlaf stellen die Kräfte wieder her: beide erhöhen die Schönheit, und ihr müßt euch gefaßt machen, wie ich, mit bloßem Haupte und ohne Rüstung zu erscheinen.

Parthenoper befolgte diesen Rath. Die beiden Ritter schliefen und nahmen sodann ein Mahl ein. Hierauf ließen sie ihre Pferde mit seidenen Decken schmücken, die sie auf dem Boden schleppten, und begaben sich mit dem Schilde am Arm und eingelegter Lanze, gleich als kämen sie, um zu kämpfen, auf den Versamlungsplatz. Indeß waren die Decken der beiden Pferde einander nicht gleich. Gaudin hatte eine hochrothe, Parthenoper eine weiße; dies geschah, damit man an die Farbe der Waffen denken sollte, welche die beiden Kämpfer während des Turniers getragen hatten. Der zu dieser wichtigen Entscheidung bestimmte Ort war dieselbe Wiese, wo man gekämpft hatte. Hier war ein abgegrenzter Raum, worauf die Stühle standen, welche die sechs Richterkönige einnehmen sollten; außerhalb desselben und damit zusammenhängend war ein zweiter abgegrenzter Ort. Ringsherum endlich, doch in einer ansehnlichen Entfernung stand die unermeßliche Menge Adels und Volks, welche die Festlichkeit herbeigelockt hatte. Vor allem wurden durch einen ersten Urtheilsspruch diejenigen Ritter genannt, die sich im Turniere am meisten ausgezeichnet hatten. Aus dieser Zahl sollte der

Sieger gewählt werden. Sie hießen dieselben in den zweiten Raum treten und ließen sodann der Kaiserin melden, daß man nur noch ihre Anwesenheit erwarte, um das Urtheil zu sprechen. Melior war im Thurme und stand die schreckliche Todesangst eines Unglücklichen aus, der sein Todesurtheil oder Begnadigung erwartet. Obschon Urrake und Parsewis sie zu beruhigen suchten, so waren doch auch sie nicht ohne Bangigkeit. Endlich kam sie ganz zitternd an: der Himmel war rein und wolkenlos; aber beim Anblick dieser ausgezeichneten Schönheit war es, als ob die Sonne, um sie noch blendender zu machen, mit größerem Glanz strahlte, als gewöhnlich. Ihre Gestalt, ihr himmlisches Gesicht blendete alle Augen. Und in der That, man konnte an ihren Reizen nichts aussetzen, als ihr trauriges Aussehen und etwas Bläße. Niemand aber wußte die Ursache dieses leichten Fehlers. Gaudin war der einzige, der sie nicht bewunderte: seine getäuschten Augen fanden Urrake schöner. Sobald Melior sich gesetzt hatte, erhob sich Anfort, der älteste so wie der beredteste der Richter, um zu sprechen. Nachdem er der Kaiserin einige Artigkeiten gesagt hatte über ihre Schönheit, die ein so prachtvolles Turnier und so glänzende Heldenthaten veranlaßt, versicherte er, daß bei der ersten Abstimmung, die seine Gefährten und er so eben wegen der tapfersten Ritter gehalten hätten, die strengste Unpartheilichkeit statt gefunden habe. Dennoch erklärte er, unter dieser Zahl befinden sich sechs Helden, die man vor allen andern noch auszeichnen müße. Drei Christen, nämlich der König von Frankreich, Gaudin und der

Ritter mit dem silbernen Schild, und drei Sarazenen, der König von Syrien, der von Nubien, und Margaris, Sultan von Persien. Anfort lobte hierauf jeden von ihnen, bemerkte aber, da der König von Frankreich und Gaudin sich zurückgezogen haben, um mit dem Ritter mit dem silbernen Schilde nicht zusammenzutreffen, so bleiben nur noch vier Bewerber übrig, unter denen man wählen könne. Er für seine Person, setzte er hinzu, finde die Wahl höchst schwierig und ohne auf irgend eine Weise ein Urtheil wegen des Siegers geben zu wollen, überlasse er sich hierin gänzlich der Entscheidung seiner königlichen Mitbrüder. Diese Behutsamkeit machte offenbar Eindruck auf die andern Richter, denn sie beobachteten alle ein tiefes Stillschweigen, gleich als ob jeder sich gescheut hätte, seine Meinung zu sagen. Endlich ergriff Clarins, der weniger schüchtern war, das Wort, und erklärte sich für Margaris. Ihm zufolge konnte die Kaiserin keine bessere Wahl treffen, und zwar um so mehr, als der Sultan bedeutende Staaten als Morgengabe mitbrachte und versprach, sich mit allen seinen Unterthanen taufen zu lassen. Sei es nun, daß die Richter nicht wagten, Clarins zu widersprechen, oder daß sie wirklich seine Absicht theilten, keiner von ihnen gab eine Antwort und ihr Schweigen glich einer Billigung. Corsol war der einzige, der die Partei des Parthenoper ergriff. Schon war man im Begriff, dem Heiden den Preis zuzuerkennen und der Kaiserin ihr Todesurtheil zu verkünden, als der alte Hernold sich erhob. Hernold war derselbe, der gleich Anfangs, als die Nebenbuhlerschaft der

Freier Meliors Unruhen im Reiche erweckte, ein Turnier vorgeschlagen hatte, um denselben ein Ende zu machen. Auch hatten es sich die Barone aus Rücksicht auf seine Weisheit und seine Tugenden zum Gesetz gemacht, ihn den Richterkönigen beizugeben, obschon er nur ein einfacher Ritter war. Hernold hatte sich im Laufe seines Lebens keine einzige Ungerechtigkeit vorzuwerfen, und nichts in der Welt, weder Versprechungen noch Drohungen, weder Macht noch Ansehen vermochten ihn zu einem Urtheil zu bestimmen, das wider sein Gewissen war. Er sprach über die vier Bewerber und ließ jedem von ihnen die schuldige Gerechtigkeit widerfahren; als er aber an den Ritter mit dem silbernen Schilde kam, da war er unerschöpflich in Lobpreißung dieses Helden, der durch seine Schönheit und durch bisher beispiellose Thaten so anziehend war.

Man wendet uns ein, fügte Hernold hinzu, daß der Sultan unserer Herrin große Staaten zubringe; ei, ihr Herren, wenn der Ritter ihr Gemahl ist, wird er dann nicht Staaten genug haben? Wird es bei so hohem Muthe nicht in seiner Macht stehen, andere Staaten zu erobern, wenn er nur will? Und wenn wir unserem heiligen Glauben anhängen, so sollten wir doch fürchten, ihr Herren, einen fremden Glauben bei uns einzuführen. Der Sultan, sagt man, verspricht, Christ zu werden, aber wer bürgt uns dafür, daß er nicht, wenn er einmal unser Herr ist, List und Gewalt anwenden wird, um uns seinen Glauben aufzudrängen? Da

ist ein Franzose, ein Christ, der alle Eigenschaften in sich vereinigt, die wir nur wünschen können; welche bessere Wahl könnten wir treffen? Zwar weiß ich, indem ich so spreche, nicht, ob ich der Kaiserin misfalle oder ob ich ihr angenehm bin; ihre Ansichten über den Gemahl, den sie wünscht, sind mir ganz und gar unbekannt: aber ich glaube, meine Pflicht zu erfüllen, indem ich der Wahrheit die Ehre gebe, und ich fordere jeden, wer es auch sein mag, auf, mir ein Wort nachzuweisen, das Schmeichelei oder Lüge verriethe.

Diese kühne und verständige Rede brachte die Richter so außer Fassung, daß keiner von ihnen sich unterstand, darauf zu antworten. Melior, der er gewissermaßen das Leben wieder gegeben hatte, benützte diesen Umstand geschickt.

Ritter, sprach sie zu Hernold, ihr entsprechet eurem Ruf von Unbescholtenheit und Gerechtigkeit, den ihr so vollkommen verdient habt, und was mich betrifft, so sehe ich mich genöthigt, euren Reden sowohl als eurem Betragen meinen Beifall zu zollen. Aber, wenn es sich darum handelt, sich für das Leben einen Herrn zu geben, so darf eine Frau nur zitternd sich entscheiden. Ihr habt viel Rühmens gemacht von der Schönheit des französischen Ritters: ich, die ich ihn nur in seiner Rüstung gesehen habe, kenne ihn als tapfer, und dieser Vorzug ist weit größer in meinen Augen. Clarins, der den Sultan zu meinem Gemahl bestimmt hat, kann mich durch seine Wahl nur unendlich ehren. Ich sehe, daß ihr beide gleicherweise auf meine Ehre geachtet habt; aber wen wählen von den zwei Nebenbuhlern? Ihr, Corsol, an

dem ich bis daher so viele Anhänglichkeit erprobt habe, sagt mir, warum ihr jetzt Stillschweigen beobachtet, während ihr in diesem Augenblick meinen Geist erleuchten und meine Wahl bestimmen könntet.

Durch diese erkünstelte Unentschlossenheit und Gleichgiltigkeit streute Melior ihren Richtern Sand in die Augen; und indem sie sich stellte, als ob sie Corsol um einen Rath befragte, wandte sich die schlaue Fürstin an denjenigen unter ihnen, der Parthenoper am meisten zugethan war und allein zu seinen Gunsten gestimmt hatte. Corsol antwortete ungefähr so, wie sie voraus gesehen hatte. Doch schlug er noch einen Ausweg vor.

Wenn wir Männer, sagte er, uns eine Gemahlin wählen wollen, so ist es gewöhnlich die Schönheit, was den Ausschlag giebt; warum sollte das Geschlecht der Königin sich nicht der Vorrechte des unsrigen erfreuen dürfen? Und da die beiden Liebhaber, die man der edlen Frau vorschlägt, an Verdiensten gleich sind, warum sollte man ihr nicht die Freiheit lassen, denjenigen unter ihnen zu wählen, dessen Äußeres und Gestalt ihr am besten gefällt? Ich schlage vor, daß beide ihre Waffen ablegen und in ihren einfachen Kleidern vor ihr erscheinen sollen, damit sie ihren Ausspruch thue.

Corsol's Rath wurde angenommen. Die Ritter des Sultans nahmen ihm seine Rüstung ab, und da er mit der ganzen Pracht der königlichen Würde zum Turnier gekommen war, so erschien er bald wieder in prachtvollen Kleidern, die seinen hohen Wuchs und sein stolzes Äußere noch mehr her-

vorhoben. Parthenoper dagegen, der aus den Gefängnissen Armants kam, hatte weder eine Kleidung zu wechseln, noch Edelknaben, um ihn zu bedienen. Gaudin mußte ihm sich entwafnen helfen, und dieser gute Freund that es nur weinend, so sehr fürchtete er, Gunst möchte den Sieg über das Verdienst davon tragen. Endlich nahte der Graf, aber mit furchtsamem Schritt, die Augen gesenkt und roth vor Schaam, denn er wagte es nicht, seinen Blick auf diejenige zu werfen, die er verrathen hatte. Seine Kleider waren dieselben, die er unter seinen Waffen getragen hatte, nämlich scharlachrothe Hosen, ein seidener Gürtel mit goldenen Fransen und ein einfaches Hemd, dessen Kragen eine Seidenstickerei von derselben Farbe war, wie die Hosen. Durch den Kragen hindurch bemerkte man noch trotz des Bades Spuren vom Druck des Panzerhembes, und auf einer Haut, heller als Weißdorn, schienen sie ihren Glanz noch zu erhöhen. Parthenoper war so schön, daß die entzückten Zuschauer einstimmig riefen, ein solcher Gemahl allein sei Meliors würdig und Melior sei seiner würdig. Bei diesem allgemeinen Zuruf fragte Hernold die Richter, ob sie anderer Ansicht seien, als die Versamlung? Sie antworteten, sie haben dieselbe Meinung, vorausgesetzt, daß auch die Kaiserin damit einverstanden sei. Als man nun diese befragte, erwiderte sie mit derselben Gleichgiltigkeit, die sie im Anfang erheuchelt hatte: Ich hatte mir geschmeichelt, ihr Herren, daß ich aus euren Händen den Sultan zum Gemahl erhalten würde, und ich will es nur gestehen, daß er es ist, dem ich mich bestimmt glaubte.

Ihr habt anders verfügt, ich gehorche ohne Murren und unterwerfe mich euren Gesetzen. Euch, Hernold, verdanke ich den Herrn, den ich haben werde.

Hernold, der ihre wahre Absicht nicht errieth, entschuldigte sich, so gut er konnte, und sprach vom Wohl des Reichs, wodurch er sich habe leiten lassen. Der Sultan aber zog sich, trotz der angeblichen Liebe, die man gegen ihn bezeugte, beschämt und verzweifelnd zurück, aber in seiner Seele schwor er, zu sterben oder sich zu rächen. Die Überraschung und Freude hatten Parthenopex dermaßen übermannt, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Corsol nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur Kaiserin. Nach so vielen Leiden sah endlich diese treue Liebende die freudige Gewißheit, ihn auf immer zu besitzen. In ihrem Entzücken vergaß sie sich selbst und umarmte ihn zärtlich, indem sie ihn mit aller Kraft in ihre Arme drückte, gleich als fürchtete sie, ihn abermals zu verlieren. Eine unermeßliche Menge hatte die Augen auf sie geheftet, die ihrigen sahen nur Parthenopex. Klugheit, Vernunft, menschliche Rücksichten, alles schwieg in diesem Augenblick, nur die Liebe allein sprach, sie allein wurde beachtet. Melior führte ihren neuen Gemahl in den Pallast, um daselbst die Kleider und den Schmuck anzulegen, der seiner Würde ziemte, und von da begaben sich beide in die Kirche, wo der Patriarch sie vermählte und krönte. Unendlich viel wäre von der Pracht zu sagen, womit die Hochzeit gefeiert wurde, von der zahllosen Menge Prinzen und Ritter, die dabei waren, von den Spielen der Musikanten, den Thiergefechten, den merkwürdigen

Thaten der Zauberer, kurz von all den Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, womit sie begleitet war. Die Kosten, die sie verursachten, und die zahllosen Geschenke, welche die Neuvermählten machten, waren bedeutend genug, um den Schatz der Kaiserin zu erschöpfen. Der König von Frankreich konnte keine Worte für seine Freude finden, als er seinen Freund, seinen Vetter Parthenopex zu so hohen Ehren gelangen sah. Er schied von ihm nur mit bitterem Leidwesen, aber er mußte nach seinem Reiche zurückkehren. Alles, was von Adel da war, zog sich gleichfalls zurück, und der neue Kaiser blieb allein mit der Geliebten seines Herzens. Er sah seine Wünsche erfüllt; diejenige, die er mehr liebte, als sich selbst, war seine Gattin geworden, und seine früheren Leiden waren verschwunden, wie ein Traum. Und doch, es giebt kein vollkommenes Glück, ausgenommen das, welches Gott beschert hat seinen Auserwählten.







